Martin Endreß
Andrea Maurer *Hrsg.*

Resilienz im Sozialen

Theoretische und empirische Analysen



Springer VS

Resilienz im Sozialen

Martin Endreß • Andrea Maurer (Hrsg.)

Resilienz im Sozialen

Theoretische und empirische Analysen

Springer VS

Herausgeber
Martin Endreß
Andrea Maurer

Universität Trier, Deutschland

ISBN 978-3-658-05998-9 ISBN 978-3-658-05999-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Springer VS

Lektorat: Cori Antonia Mackrodt, Katharina Gonsior

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

B Empirische Analysen 2: Resilienz in ökonomischen Kontexten

B Empirische Analysen 3: Resilienz in politischen Handlungsfeldern

Einleitung

Martin Endreß und Andrea Maurer

Das Konzept „Resilienz“, das ursprünglich aus der psychologischen bzw. sozial- und human-ökologischen Forschung stammt, erfährt seit wenigen Jahren in der Soziologie eine bemerkenswerte Resonanz. Dabei firmieren unter dem Begriff „Resilienz“ in der aktuellen sozialwissenschaftlichen und soziologischen Forschung zwar heterogene Zugänge und verschiedene theoretische Ansätze, es lassen sich aber doch auch Verbindungslinien identifizieren: Resilienz wird für die Analyse von Phänomenen und Prozessen der ‚Widerständigkeit' und der ‚Widerstandsfähigkeit' in verschiedenen Kontexten und Situationen angesichts besonderer Gefährdungslagen genutzt. Da diese wirtschaftlicher, sozialer, politischer bzw. auch institutioneller oder organisationaler Natur sein können, lässt sich Resilienz als Zugang zu besonderen Herausforderungen verstehen, denen sich Akteure in verschiedenen Handlungsfeldern gegenüber sehen. Entsprechend ist Resilienz oftmals mit verwandten Forschungsthemen wie denen der Vulnerabilität, des Risikos, der Stressbewältigung, der Krise oder Katastrophe verbunden und es werden auch verschiedene Resilienzaspekte wie etwa die der Nachhaltigkeit oder Zukunftsfähigkeit thematisiert (vgl. Bürkner 2010; Christmann et al. 2012; Lorenz 2013). Generell stellt das leitende Begriffsverständnis auf die Identifikation und Analyse unterschiedlicher Potentiale ab – die als Ressourcen, Fähigkeiten, Dispositionen, Strategien etc. beschrieben werden–, die es einer sozialen Einheit ermöglichen können oder aber bereits ermöglicht haben, disruptive Veränderungen wie Krisen, Schocks, Katastrophen, Epidemien, Traumata etc. relativ gut zu begegnen und den eigenen Bestand zu sichern.

Angesichts dieser Forschungslage sehen die Herausgeber erheblichen Bedarf für den Versuch einer vorläufigen Bestandsaufnahme in diesem gegenwärtig hochdynamischen Feld. Insbesondere ist das Anliegen aber, innerhalb der Sozialwissenschaften sowie der Soziologie – darauf konzentriert sich vor dem Hintergrund der interdisziplinären Debatten der vorliegende Band –, theoretische Entwicklungsfähigkeiten und empirische Anwendbarkeiten des Resilienz-Konzepts

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_1, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

für die Soziologie zu diskutieren. Unter dem Titel „Resilienz im Sozialen" führt er Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Forschungsfeldern zusammen, die sich aus soziologischer Perspektive mit dem Konzept Resilienz beschäftigen und an der Übertragbarkeit und Aufnahme des Konzepts in das analytische Instrumentarium der Soziologie arbeiten.

Der Band wird im ersten Teil mit drei theoretischen Beiträgen eröffnet, die Potentiale und Problemstellungen einer Aufnahme des Konzepts Resilienz in die sozialwissenschaftliche wie soziologische Forschung erörtern. Im zweiten Teil finden sich acht empirische Analysen, die mit dem Konzept der Resilienz sozialwissenschaftliche wie soziologische Fragestellungen und Analysen vorlegen und das Resilienz-Konzept auf drei unterschiedliche soziale Handlungsfelder: Wirtschaft, Politik und Soziales übertragen.

Den ersten Teil „Soziologische Theorien und Perspektiven" leitet *Wolfgang Bonß* (München) mit einem Überblick zur bisherigen „Karriere" des Resilienz-Begriffs ein. Bonß identifiziert die bislang zentralen Bezugspunkte von Forschungen zu Resilienz und fragt vor diesem Hintergrund nach dem analytischen Kern und der soziologischen Heuristik des Konzepts. Vor dem Hintergrund eigener langjähriger Forschungen zu Risiko in der reflexiven Moderne führt er mit der Unterscheidung von „einfacher" und „reflexiver Resilienz" eine begriffliche Differenzierung ein, die den gesellschaftstheoretischen Gehalt des Resilienz-Konzepts in der Soziologie aufzeigt. Im Anschluss geben *Martin Endreß und Benjamin Rampp* (Trier) einen Überblick über die aktuelle Aufnahme des Resilienz-Konzeptes und die Debatte um dieses in der Soziologie. Die beiden Autoren konzentrieren sich auf die Identifizierung zentraler theoretisch-konzeptioneller Frage- und Problemstellungen, die mit einer Übernahme des Konzeptes in das analytische Repertoire der Soziologie verbunden sind. Zum Abschluss des ersten Teiles des vorliegenden Bandes widmet sich *Michael Schmid* (München) dem spezifischen Problem disruptiven sozialen Wandels. Die Plötzlichkeit und das erhebliche Ausmaß sozialer Veränderungen bis hin zum – zumindest potentiell drohenden – Zusammenbruch sozialer Einheiten gelten vielfach als Folie, vor deren Hintergrund sich die Frage von Resilienz im Sozialen stellt. Entsprechend erörtert er in seinem Beitrag das Potential klassischer Theorien sozialen Wandels (v. a. Parsons), diskutiert vor diesem Hintergrund disruptive Wandlungsformen und plädiert für einen handlungstheoretisch fundierten Zugang zu dynamischen Systemanalysen.

Im zweiten Teil des Bandes zeigen „empirische Analysen", wie eine soziologische bzw. sozialwissenschaftliche Resilienzforschung angelegt sein könnte und welche neuen Erkenntnisse zu erwarten sind, die geeignet erscheinen, den klassischen Forschungs- und Erkenntnisstand herauszufordern. Die Beiträge sind zu drei Themenfeldern gebündelt: Beiträge zu „Resilienz in gesellschaftsanalyti-

scher Absicht“ (Lamont et al., Christmann et al.), zu „Resilienz in ökonomischen Kontexten“ (Nessel, Keck, Ibert und Schmidt) und zu „Resilienz in politischen Handlungsfeldern“ (Imbusch, Promberger et al., Kaufmann). Unter dem Titel „Resilienz in gesellschaftsanalytischer Absicht“ analysieren zunächst *Michèle Lamont, Jessica S. Welburn und Crystal M. Fleming* (Harvard)[1] auf der Basis internationaler komparativer Studien Formen des Umgangs mit Diskriminierungserfahrungen bei AfroamerikanerInnen, Israelis sowie AfrobrasilianerInnen. Ihr Beitrag will die für diese sozialen Gruppen spezifische Ambivalenz aufzeigen, sozialen Diskriminierungen durch neoliberale Deutungsmuster ausgesetzt zu sein und dabei zugleich über durch diese Deutungsmuster generierte Formen des Umgangs mit Diskriminierungen zu verfügen. Im anschließenden Beitrag legen *Gabriela Christmann, Karsten Balgar und Nicole Mahlkow* (Erkner) die Ergebnisse von vergleichenden Fallstudien zu Formen sozialräumlicher Resilienz vor. Sie wenden die aus der Sozial- und Humanökologie in die Soziologie übertragenen Konzepte Resilienz und Vulnerabilität vor dem Hintergrund früherer vergleichender Untersuchungen der zwei deutsche Küstenstädte Lübeck und Rostock auf einen dritten Fall, Hamburg-Wilhelmsburg, an. So können sie in den ersten beiden Fällen die Folgen des Klimawandels als spezifische Herausforderung für soziale Resilienz und im dritten Fall einen allgemeinen städtischen Entwicklungsbedarf angesichts multipler sozialer Problemkonstellationen unter Resilienzaspekten konturieren.

Die drei folgenden empirischen Beiträge widmen sich „Resilienz in ökonomischen Kontexten“. So untersucht *Sebastian Nessel* (Graz) Verbraucherorganisationen auf der einen Seite als Auslöser von Vulnerabilitätsprozessen auf Märkten, auf der anderen Seite zeigt er mit empirischen Daten, inwiefern und in welchem Ausmaß Verbraucherschutzorganisationen selbst wiederum die Resilienz von Märkten stärken. Er analysiert Verbraucherschutzorganisationen im Hinblick auf die damit verbundene Wiedergewinnung von Konsumenten- und Unternehmenserwartungen und den Abbau wechselseitiger Unsicherheiten. Soziale Gruppen und Bewegungen werden so als Faktoren der Vulnerabilität und Resilienz in der Wirtschaft und speziell auf Märkten kenntlich. *Markus Keck* (Göttingen) untersucht im Rahmen einer Fallstudie zum Lebensmittelhandel in Dhaka, wie sich seit der Einführung von Lebensmittel-Supermarktketten der städtische Markt für Lebensmittel in Bangladesch rasant verändert hat und der traditionelle Lebensmittelhandel zunehmend ge- oder zerstört wurde. Die Vulnerabilität der lokalen Händler und deren potentielle Resilienzstrategien stehen im Mittelpunkt dieses Beitrages, der mit Hilfe von Netzwerkanalysen deutlich macht, wie soziale Beziehungen Resilienzprozesse

1 Wir bedanken uns bei den Autorinnen und beim Verlag (Cambridge University Press) für die Genehmigung des Abdrucks der Übersetzung dieses Beitrages, der als englischer Originalbeitrag in Hall und Lamont (2013, S. 129-157) erschienen ist.

in Gang setzen und stabilisieren können. *Oliver Ibert und Suntje Schmidt* (Erkner) betrachten den prekären Arbeitsmarkt für MusicaldarstellerInnen im Hinblick auf die Stabilisierung von Beschäftigungssicherheit: Während die wichtigste Herausforderung zu Beginn des Arbeitslebens oftmals darin besteht, sich den Marktanforderungen möglichst gut anzupassen, gewinnt in der zweiten Karrierehälfte die Anpassungsfähigkeit gegenüber einem breiteren Spektrum von Möglichkeiten (einschließlich Austritt-Szenarien) an Bedeutung. Auch diese Studie belegt die Bedeutung von Netzwerkstrategien, die KünstlerInnen zur Bildung von Berufsidentitäten und wichtigen Anpassungsstrategien nutzen und so Resilienzprozesse in einem prekären Segment der Ökonomie, der Kreativwirtschaft, ermöglichen.

Den dritten und abschließenden Teil bilden drei Beiträge, die sich unter der Rubrik „Resilienz in politischen Handlungsfeldern" ausgeprägten sozialen Ungleichheits- und Gewaltkonstellationen zuwenden. *Peter Imbusch* (Wuppertal) beschäftigt sich im Anschluss an konzeptionelle Überlegungen zur Konturierung eines spezifischen Begriffs von „sozialer Resilienz" mit dem Problem von Gewalt in urbanen Räumen und veranschaulicht dieses am Beispiel endemischer Gewaltverhältnisse in lateinamerikanischen Gesellschaften. Mögliche Resilienzstrategien angesichts dieser Gewaltkonstellationen erörtert er daraufhin für verschiedene gesellschaftliche Handlungsebenen. Im folgenden Beitrag stellen *Markus Promberger, Lars Meier, Frank Sowa und Marie Boost* (Nürnberg) den möglichen Gewinn der Einführung einer Resilienzperspektive in die soziologische Armutsforschung dar. Kontrastiv zu einem Fall sozialen Abstiegs und der Verfestigung von Armut untersuchen sie anhand empirischer Daten Fälle der eigenständigen Überwindung von Armut und des sozialen Wiederaufstiegs im Hinblick auf potentielle und faktisch wirksame Resilienzressourcen. Im abschließenden Beitrag dieser Rubrik wie des vorliegenden Bandes nimmt *Stefan Kaufmann* (Freiburg) die Karriere des Resilienz-Konzeptes in der Sicherheitsforschung in den Blick und arbeitet Entstehungskontexte, aktuelle Verwendungszusammenhänge und potentielle Entwicklungsmöglichkeiten für die Anwendung des Konzepts im Bereich von Sicherheitspolitik und -forschung heraus.

Das Resilienz-Konzept scheint für die Sozialwissenschaften allgemein und die Soziologie im Besonderen eine interessante und vielversprechende neue Zugangsweise zu zentralen gesellschaftlichen Themen und Handlungsfeldern zu bieten. Keineswegs jedoch können mit diesem Band alle konzeptionellen Aufgaben, die sich einer soziologischen Resilienzforschung aktuell stellen, behandelt oder auch nur ansatzweise beantwortet werden. Gleichwohl liegt mit dieser Buchpublikation erstmals ein umfassender Versuch vor, die soziologische Resilienzforschung im deutschsprachigen Raum vorzustellen und zugleich auch eine erste Kartierung dieses Forschungsfeldes zu leisten. Unser Ziel ist es, theoretische Entwicklungs- und Einbettungsmöglichkeiten kenntlich zu machen und den Horizont für weitere For-

schungen zu öffnen. Nicht zuletzt denken wir, dass die auf die drei Handlungsfelder Wirtschaft, Politik und soziale Räume bezogenen empirischen Studien zahlreiche Anregungen für weitergehende Analysen sein können.

Der vorliegende Band ist aus einer gemeinsamen Tagung der Sektionen „Politische Soziologie“ und „Wirtschaftssoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hervorgegangen, die im Dezember 2013 an der Universität Trier stattgefunden hat.[2] Er steht im Kontext der Vorbereitungen zur Beantragung eines interdisziplinären Sonderforschungsbereiches, die im Vorfeld vielfach Anregungen für diesen Band erbrachten. Den beteiligten Kolleginnen und Kollegen möchten wir dafür gerne danken. Wir danken ferner ganz besonders herzlich Christina Geibel, Christoph Gossing, Annika Hartwich, Mechthild Kesten, Sebastian Klimasch, Stefan Nicolae, Benjamin Rampp, Maurice Stieger und Andreas Zerver für ihre Hilfe bei der Durchführung der Tagung. Der Sektion „Politische Soziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie danken wir für die finanzielle Unterstützung der Tagung. Darüber hinaus bedanken wir uns bei Frau Susann Dettmann (Augsburg) für die redaktionelle Vorbereitung des Bandes. Vor allem aber sei den Autorinnen und Autoren dafür gedankt, dass sie in relativ kurzer Zeit bereit waren, ihre Vorträge für die Veröffentlichung um- und auszuarbeiten. Herausgeberin und Herausgeber hoffen, mit der vorliegenden Publikation weitere Anstöße zu einer kritisch-konstruktiven Auseinandersetzung mit diesem interdisziplinären Ansatz geben zu können.

Literatur

Bürkner, H.-J. (2010). Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven. Erkner: IRS.

Christmann, G., Ibert, O., Kilper, H. & Moss, T. (2012). Vulnerability and Resilience from a Socio-Spatial Perspective. Towards a Theoretical Framework. Erkner: IRS.

Hall, P. A. & Lamont, M. (Hrsg.) (2013). Social Resilience in the Neoliberal Era. Cambridge: Cambridge University Press.

Lorenz, D. F. (2013). The diversity of resilience: contributions from a social science perspective. In: Natural Hazards 67:1, S. 7–24.

2 Vgl. die Tagungsberichte von Benjamin Rampp im „UniJournal“ der Universität Trier (40, 2014, No. 1, S. 22-23) sowie von Robert Skok in „Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ (43, 2014, No. 2, S. 184-187).

A
Soziologische Theorien und Perspektiven

Karriere und sozialwissenschaftliche Potenziale des Resilienzbegriffs

Wolfgang Bonß

Das Stichwort der Resilienz hat in den letzten Jahren eine erstaunliche Karriere erfahren. Gibt man bei Google Ngram Viewer – ein Programm, mit dem man die Verwendung bestimmter Begriffe in Büchern überprüfen kann – das Wort „Resilienz" ein, so zeigt sich, dass dieses im deutschen Sprachraum (jenseits eines kurzen Zwischenhochs zwischen 1942 und 1950) bis 1970 praktisch unbekannt war.[1] Dies änderte sich nach 1990 allmählich und nach 2000 erheblich: Seither hat sich der Gebrauch des Begriffs in der deutschsprachigen Literatur praktisch verzehnfacht.[2] Ähnliches gilt auch für die Berichterstattung in den Medien, für die politische Diskussion und auch für Forschungsausschreibungen. Überall zeichnet sich eine wachsende Verwendung des Stichworts „Resilienz" ab, das auf immer mehr Problemfelder angewendet wird, ohne dass freilich klar ist, was Resilienz sowohl allgemein als auch in den jeweiligen Problemfeldern bedeuten soll.

Dass das Wachstum unter quantitativen Perspektiven ungebrochen ist, zeigt eine Recherche bei Google: Bei der Eingabe des Stichworts am 01.12.2013 wurden 9.280.000 Einträge ausgewiesen und am 15.04.2014 waren es bereits 10.100.000. Zwar sagt die Zahl der Google-Einträge nicht unbedingt etwas über deren Qualität und Relevanz aus. Wohl aber etwas über das gesellschaftliche Aufmerksamkeitsspektrum, das steigt und die Frage aufwirft, was die unübersehbare Karriere des Resilienzkonzepts bedeutet und welche sozialwissenschaftlichen Potenziale das

1 Siehe https://books.google.com/ngrams/graph?content=Resilienz&year_start=1900&year_end=2010&corpus=20&smoothing=3&share=&direct_url=t1%3B%2CResilienz%3B%2Cc0 (Zugegriffen: 18. April 2014).

2 In der englischsprachigen Literatur ist der Begriff schon länger verbreitet, aber auch hier hat sich der Gebrauch seit 1990 mehr als verdoppelt (vgl. https://books.google.com/ngrams/graph?content=resilience&year_start=1950&year_end=2014&corpus=15&smoothing=3&share=&direct_url=t1%3B%2Cresilience%3B%2Cc0. Zugegriffen: 18. April 2014).

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen,*
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Resilienzkonzept in sich birgt. Ist es ein bloßes Modeschlagwort, das allenfalls unter Marketingaspekten von Interesse ist? Oder verweist es auf einen Paradigmenwechsel im Umgang mit Unsicherheit, der als Übergang von einer faktorenorientierten Beseitigung von Unsicherheit hin zu einer Akzeptanz von Unsicherheitspotenzialen jenseits von Prävention und Identifikation von Risikopotenzialen charakterisiert werden kann? Die folgenden Ausführungen sollen vor dem Hintergrund einer Rekonstruktion des Resilienzdiskurses auf diese Fragen eine zwar vorläufige, aber belastbare Antwort liefern.

1 Traditionslinien des Resilienzkonzepts

Das Oxford English Dictionary[3] definiert „resilience" in zweifacher Weise: Auf der einen Seite bedeutet resilience „the ability of a substance or object to spring back into shape; elasticity". Dies ist eine eher naturwissenschaftlich orientierte Definition, die sich auf die Elastizität von Werkstoffen bezieht. Auf der anderen Seite wird Resilienz definiert als „the capacity to recover quickly from difficulties; toughness". Hiernach meint Resilienz die Fähigkeit von technischen und/oder sozialen Systemen, mit Störungen welcher Art und wie auch immer „tough" fertigzuwerden – sei es durch Abwehr oder durch Systemveränderung. Diese höchst allgemeine Definition mit dem eher diffusen Stichwort der „toughness" umfasst so gut wie alle möglichen Begriffsvarianten von Resilienz, die freilich im Detail höchst unterschiedlich ausbuchstabiert werden können. Blendet man die naturwissenschaftlich und werkstofforientierten Definitionen vorübergehend aus, so lassen sich bei den sozialwissenschaftlichen Begriffsbestimmungen mindestens drei Traditionslinien voneinander abgrenzen, die teilweise durchaus gegensätzlich akzentuiert sind.

1. Die älteste Variante repräsentiert die auf Emmy Werner zurückgehende psychologische Resilienzforschung (vgl. Gabriel 2005, S. 209ff.; Mergenthaler 2012, S. 60ff.). Die Entwicklungspsychologin Emmy Werner begann in den 1950er Jahren auf der hawaiianischen Insel Kauai mit einer Langzeitstudie zu den Entwicklungsbedingungen und -möglichkeiten von 698 Kindern des Jahrgangs 1955, deren Entwicklung sie über Jahrzehnte verfolgte (vgl. Werner 1977; Werner und Smith 1982, 2001). Rund ein Drittel der Kinder hatte vorab ein

3 http://www.oxforddictionaries.com/definition/english/resilience (Zugegriffen: 18. April 2014).

hohes Entwicklungsrisiko, weil sie in chronische Armut hineingeboren wurden, geburtsbedingten Komplikationen ausgesetzt waren und in schwierigen sozialen Konstellationen aufwuchsen. Allerdings waren diese Entwicklungsrisiken keineswegs vollständig determinierend. Zwar entwickelte sich die Mehrheit der Kinder mit biologischen bzw. medizinischen und sozialen Risikofaktoren negativer als Kinder ohne derartige Risikofaktoren – sie waren weniger gesund, weniger erfolgreich und häufiger delinquent. Auf der anderen Seite – und dies war mindestens ebenso bemerkenswert – wiesen rund ein Drittel der „Risikokinder" keine Probleme auf, sondern entwickelten sich zu erfolgreichen und stabilen Persönlichkeiten. Zwar kann man sich im Detail darüber streiten, ob und warum dies so war, und Emmy Werner gab hierauf auch keineswegs eine eindeutige Antwort. Aber sie eröffnete eine neue Sichtweise und nahm einen Blickwechsel von den „erfolglosen" zu den „erfolgreichen" Kindern vor. Denn letztere waren offensichtlich „resilient" im Sinne einer Widerstandsfähigkeit gegenüber negativen Ausgangsbedingungen, und genau dieser Aspekt zog in der Folgezeit zunehmend die Aufmerksamkeit der psychologischen Forschung auf sich (vgl. Wunsch 2013, S. 24ff.).

2. Eine ganz andere und von der psychologischen Forschung weitgehend unabhängige Traditionslinie bildet der ökologische Resilienzdiskurs (vgl. Brand et al. 2011; Günther 2009, S. 28ff. u. 117ff.), zu dem es inzwischen allein im englischen und deutschen Sprachraum ungefähr 2.000 Beiträge gibt.[4] Als „Gründungsvater" des ökologischen Resilienzdiskurses gilt Crawford Stanley Holling, der 1973 einen epochalen Aufsatz über „Resilience and stability of ecological systems" (Holling 1973) veröffentlichte. Hieraus erwuchsen unter anderem ein Buch über „adaptive environmental assessment and management" (Holling 1978), eine Veröffentlichung über „Panarchy" (Gunderson und Holling 2002) sowie zuletzt ein Sammelband zum Thema „Foundations of ecological resilience" (Gunderson et al. 2010). In Anschluss an Holling wird ökologische Resilienz meist definiert als „ability of systems to absorb changes of state variables, driving variables and parameters and still persist" (Holling 1973, S. 18). Oder etwas differenzierter: „Resilience is the capacity of a system to absorb disturbance and reorganize while undergoing change so as to still retain essentially the same function, structure, identity, and feedbacks" (Walker et al. 2004). In dieser Definition wird bereits ein wichtiger Punkt deutlich: Resilienz ist eine Widerstandskraft im Spannungsfeld von Beharrung und Veränderung, bei der freilich das Behar-

4 Zum englischsprachigen Diskurs vgl. http://www.resilliance.org bzw. weiterführend auch http://www.resalliance.org/bibliography/list.php mit aktuell (06.05.2014) 1.658 Einträgen; die zusätzlichen deutschsprachigen Beiträge sind vor dem Hintergrund einschlägiger Recherchen geschätzt.

rungsvermögen im Vordergrund steht. Denn ungeachtet aller Veränderungen sollen bei resilienten Systemen die Funktion, Struktur und Identität eines (Öko-) Systems erhalten bleiben. Hierbei wird die „Widerstandskraft" zum Teil auf gesellschaftlich produzierte, zum Teil auf vorgeordnete „natürliche", ökologische Momente bezogen. Allerdings ist der ökologische Resilienzdiskurs vorrangig auf „natürliche" Faktoren fokussiert. Denn auch wenn die ökologischen Probleme durch den Menschen verursacht sein mögen, so geht es letztlich doch um die „natürliche" Resilienz und damit um das, was man als „Selbstheilungsfähigkeit der Natur" kennzeichnen könnte.

3. Zu den psychologischen und ökologischen Resilienzkonzepten ist nach der Jahrtausendwende ein dritter Strang getreten (der noch Rückwirkungen auf die vorangegangenen Diskussionen gehabt hat), nämlich der „Vulnerabilitätsdiskurs" (vgl. Bankoff 2003). Dieser begann bereits in den 1970er Jahren, drängte aber erst nach wachsenden Umweltkatastrophen (Stürme, Überschwemmungen, Erdbeben) und insbesondere nach dem Angriff auf das World Trade Center am 11. September 2001 in den Vordergrund. Durch „9/11" wurden die Sicherheitsdiskurse letztlich insgesamt neu gerahmt. Wurde zuvor über Sicherheit und Widerstandsfähigkeit vor allem unter der Perspektive eines potenziellen internen Systemversagens diskutiert (Systeme funktionieren nicht so, wie sie nach den vorab unterstellten Annahmen funktionieren sollten), so geriet jetzt ein anderer Aspekt ins Blickfeld, nämlich die „Vulnerabilität" von Systemen. „Vulnerabilität" meint die Verletzbarkeit eines Systems durch äußere Kräfte. Diese kann unterschiedliche Gründe und Ursachen haben – entscheidend ist, dass das System nicht aufgrund interner Probleme (Konstruktionsfehler, Verschleiß etc.) in Schwierigkeiten kommt, sondern durch einen bewussten Angriff von außen. Hierdurch verschiebt sich das Aufmerksamkeitsspektrum fast zwangsläufig von technischen zu sozialen und normativen Aspekten. Denn auch wenn technische Systeme verletzlich sein können, so ist Vulnerabilität letztlich keine technische Angelegenheit, sondern „a complex characteristic produced by a combination of factors derived especially (but not entirely) from class, gender and ethnicity" (Cannon 1994, zit. n. Bankoff 2003, S. 6).

Die verschiedenen Traditionslinien des Resilienzdiskurses verweisen auf unterschiedliche Bezugspunkte und Konzeptionen von „Widerstandsfähigkeit", die sich allerdings in einem Punkt treffen. Egal ob Resilienz psychologisch, ökologisch oder sozial begriffen wird, in den meisten Fällen wird sie als eine wie auch immer geartete, vorgängig vorhandene Fähigkeit beschrieben. Diese kann zwar gefördert und verbessert, aber in der Regel nicht völlig neu erzeugt werden. Zwar wird in der aktuellen Resilienzforschung im Unterschied zu ihren Anfängen inzwischen nicht

mehr unbedingt davon ausgegangen, dass Resilienz gewissermaßen „angeboren" ist (vgl. Fröhlich-Gidlhoff und Rönnau-Böse 2014, S. 9). Aber sie ist auch nicht beliebig herstellbar. An dieser Stelle zeigt sich auch eine Differenz gegenüber den Konzepten von Prävention und Vorsorge: Während (Krisen)Prävention darauf abzielt, bedrohliche Systemveränderungen durch vorbeugende Maßnahmen zu bekämpfen und nach Möglichkeit auszuschließen, ist Resilienz eher reaktiv und defensiv. Oder anders ausgedrückt: Der Resilienzdiskurs geht nicht länger davon aus, dass Katastrophen durch vorausschauende Planung verhindert werden können. Negative Entwicklungen können vielmehr (ungeachtet aller privaten oder staatlichen Sicherheitsversprechungen) jederzeit auftreten, weshalb es darauf ankommt, vorab existierende Widerstandspotenziale zu stärken, die dazu führen, dass das entsprechende System in seinen „Normalzustand" zurückkehren kann – wie immer der auch definiert sein mag.

2 Zwischen „Schock" und „schleichender Bedrohung" – Bezugspunkte der Resilienz

Nach dem USA National Research Council (2012, S. 18 u. 33) bedeutet Resilienz „the ability to prepare and plan for, absorb, recover from, and more successfully adapt to adverse events". Es geht also um die Fähigkeit, widrige Ereignisse abzuwehren, sich darauf vorzubereiten, sie einzukalkulieren, zu verkraften, sich davon zu erholen und sich ihnen immer erfolgreicher anzupassen. Derartige „widrige Ereignisse" sind menschlich, technisch oder natürlich verursachte Veränderungsprozesse, die katastrophale Folgen haben. Das USA National Research Council dachte dabei 2012 vor allem an die sich auch in den USA steigernden Umweltkatastrophen – wie an die Hurrikans „Betsy" (1965), „Andrew" (1982) oder „Katrina" (2005) – sowie an potenziell drohende Erdbeben, insbesondere in Kalifornien. Aber daneben ist auch an gesellschaftlich produzierte Umweltkatastrophen zu denken, wie an das Tankerunglück der Exxon Valdez, das 1989 ein einzigartiges Refugium für Vögel und Seeotter an der Küste Alaskas zerstörte. Und nicht zuletzt spielen Terroranschläge eine wachsende Rolle. Diese nehmen zwar keineswegs linear zu, haben aber durch „9/11" einen qualitativen Umschlag erlebt und können ebenfalls „Großschäden" auslösen – ein Problem, das in letzter Zeit verstärkt unter dem Aspekt „radiologischer Waffen" bzw. „Dirty Bombs" diskutiert wird (vgl. Geiger 2003).

Dass „Katrina", ein potenzielles Erdbeben in Kalifornien oder ein möglicher Vulkanausbruch in Italien nicht verhindert werden können, ist einleuchtend, zumal diese Ereignisse gerade nicht sozial produziert sind. Aber mit Abstrichen gilt die

Unausweichlichkeit auch für Tankerunglücke oder Terroranschläge, die sich entgegen früheren Präventionsüberlegungen und staatlichen Sicherheitsversprechungen ebenfalls nie komplett ausschließen lassen. Genau deshalb wird „Resilienz" oder Widerstandsfähigkeit in der öffentlichen Wahrnehmung und politischen Perzeption immer wichtiger. Wenn sich „widrige Ereignisse", aus welchen Gründen auch immer, nicht definitiv verhindern lassen, dann muss die Fähigkeit gefördert werden, auf sie zu reagieren und „Normalität" so schnell wie möglich wieder herzustellen – was immer dies im Einzelfall auch heißen mag.

Allerdings zeigen Ereignisse wie „Katrina" auch, dass Resilienz ungeachtet aller rhetorischen Bemühungen sehr ungleich verteilt und zumindest ex post auch kaum zu fördern ist. Bestimmte Bevölkerungsgruppen sind per definitionem resilienter als andere – und sei es nur, weil sie in „besseren" Wohngegenden leben. Darüber hinaus verweist „Katrina" auf weitere Merkmale der Resilienzdebatte, die über den psychologischen Resilienzdiskurs hinausreichen. Es geht immer um „großräumige Schadenslagen", und diese sollen in der Regel „plötzlich" und „schockhaft" entstehen. Aus der Perspektive der psychologischen Resilienzforschung sind beide Merkmale auf den ersten Blick irritierend. Denn „resiliente Kinder", die schlechte Ausgangsbedingungen meistern, haben mit „großräumigen Schadenslagen" nichts zu tun, und sie leiden zumeist auch nicht unter „schockhaften Ereignissen", sondern eher unter schleichenden Schädigungen. Aber die psychologische Resilienzforschung steht auch keineswegs mehr im Zentrum (auch wenn sie bei einschlägigen Google-Recherchen nach wie vor dominiert). Sucht man danach, was die aktuelle Resilienzforschung ausmacht, so ist eher die folgende Aussage kennzeichnend: „Resilience thinking […] anticipates change and understands that major shocks are inevitable in a world that is facing huge challenges like climate change, resource scarcity, biodiversity loss, economic instability and social unrest".[5]

Diese Formulierung macht zweierlei deutlich: Auf der einen Seite bezieht sich das aktuelle „Resilience thinking" auf eine ganze Reihe von Phänomenen, die vom Klimawandel über die Ressourcenknappheit bis hin zur ökonomischen und sozialen Unsicherheit reichen. Diese Unsicherheiten wiederum werden wahrgenommen als unerwartete Ereignisse in einer unsicher gewordenen Welt, in der man sich auf nichts mehr verlassen kann. Diese Perzeption widerspricht eindeutig dem Planungsoptimismus der 1960er und 1970er Jahre. Ging man damals noch davon aus, dass durch den Fortschritt der Wissenschaften alle anstehenden Probleme in letzter Instanz sicher gelöst und präventiv beseitigt werden können, so ist dieses Vertrauen in eine stetige Aufwärtsentwicklung inzwischen gestört. In einer Welt, die durch Klimawandel, wachsende Ressourcenknappheit, ökonomische Krisen

---

5 http:// www.getresilient.com/whatisresilience (Zugegriffen: 26. März 2014).

und wachsende soziale Ungleichheiten gekennzeichnet ist, sind nicht nur Untergangsfantasien weit populärer als Stabilitätsszenarien. Zugleich werden die diversen Störungen, in welchen Systemen auch immer, zunehmend als „unerwartet" (weil nicht antizipiert) und als „Schock" (weil plötzlich und gravierend) wahrgenommen. Dieser durchaus empirisch fundierte Perspektivenwechsel verweist auf eine Krise des einstigen Fortschrittsverständnisses von Wissenschaft. Zwar sind die Fortschritte von Wissenschaft und Technik unübersehbar. Aber die Unterstellung, dass mit diesen Fortschritten im Detail auch die Unsicherheitspotenziale im Gesamten besser kontrolliert werden könnten, ist offensichtlich unzutreffend. Vielmehr können Systeme, welcher Art auch immer, als vulnerabel und jederzeit störbar betrachtet werden und Krisen im Sinne von Brüchen nicht ausgeschlossen werden. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Frage nach vorgängigen Resilienzpotenzialen an Bedeutung, und diese fallen auch immer weniger in staatliche als in private Verantwortung. Oder in den Worten von Charlie Edwards in seinem Buch über die „resilient nation" (Edwards 2009, S. 1): „Next generation resilience relies on citizens and communities, not the institutions of state".

Wie jedoch ist die Zielrichtung des Widerstands zu begreifen? Auf der einen Seite bedeutet Resilienz, dass ein wie auch immer gedachter „Normalzustand" vor dem „Bruch" wiederhergestellt wird. Auf der anderen Seite werden Resilienzaktivitäten nur notwendig, weil ein wie auch immer gearteter Veränderungsdruck besteht. Es bleibt somit die Frage, ob und was geändert werden soll: Bedeutet Rückkehr zum „Normalzustand", dass die alten Parameter unverändert hergestellt werden? Oder heißt Rückkehr zum „Normalzustand", dass Systemparameter aufgrund unabweisbarer Veränderungen selbst verändert werden müssen? Eine Antwort auf diese Frage ist offen. Denn Resilienz meint einerseits Widerstand gegen unerwartete Herausforderungen, anderseits aber auch das Überleben aufgrund von Anpassung an veränderte Umweltbedingungen.

Walker et al. (2004) nennen in diesem Zusammenhang „four crucial aspects of resilience", die für eine Konkretisierung des Resilienzkonzeptes von Bedeutung sind: Zum einen verweist Resilienz auf „latitude", nämlich auf den Spielraum und die Belastbarkeit eines Systems. Unter dieser Perspektive steht die Veränderung im Vordergrund. Denn ein System ist dann belastbar, wenn es neue Anforderungen von außen verkraftet, ohne die Fähigkeit zu verlieren, sich zu erholen. Ein zweiter, anders akzentuierter Aspekt der Resilienz ist die „resistance", nämlich die Widerstandsfähigkeit im Sinne der Abwehr von Veränderungen. Während „Resilienz" Veränderungen nicht ausschließt, geht es bei der Resistenz darum, dass ein System in der Lage ist, sich neuen Anforderungen zu widersetzen und im Kern unverändert zu bleiben. Als dritten Aspekt nennen Walker et al. die „precariousness", also die Unsicherheit und den Gefährdungsgrad eines Systems. Unter dieser Perspektive

geht es um die Frage, wo die Schwelle liegt, ab der ein System instabil wird, und wie diese Grenze angehoben werden kann. Als vierten Aspekt führen Walker et al. schließlich die „panarchy" an – ein Stichwort, dem Gunderson und Holling (2002) ein ganzes Buch gewidmet haben. Als Gegenkonzept zur Hierachie meint Panarchie eine spezifische Sichtweise auf die Strukturierung und Veränderung von Systemen: Die Resilienz von Systemen ist hiernach mehrdimensional zu sehen, und zwar in zweifacher Hinsicht: Auf der einen Seite sind lokale Systeme immer in übergreifende Zusammenhänge eingebettet. Oder an einem Beispiel formuliert: „ external oppressive politics, invasions, market shifts, or global climate change can trigger local surprises and regime shifts" (Walker et al. 2004). Auf der anderen Seite gibt es in allen Systemen Beharrungs- und Veränderungskräfte, die als „remember" und „revolt" etikettiert werden können. Resilienz bedeutet, dass „remember" und „revolt" im Gleichgewicht gehalten werden, wobei Holling et al. (2002) im Rahmen des Panarchie-Konzepts unter Entwicklungsgesichtspunkten von spezifischen „adaptive cycles" ausgehen, die sie grafisch wie folgt darstellen:

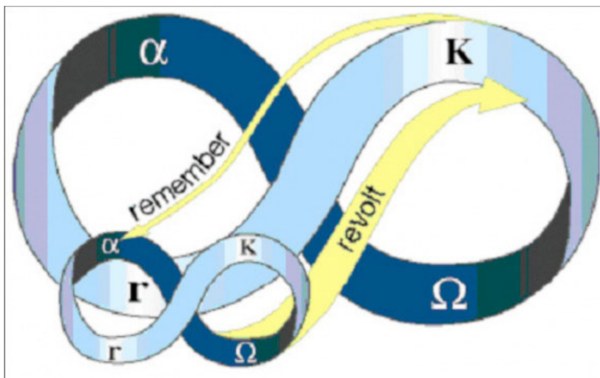


Abb. 1 Adaptive Cycle

Quelle: http://echogeo.revues.org/docannexe/image/13403/img-3-small580.jpg [14.06.2014]

Es würde zu weit führen, diesen „adaptive cycle" im Detail zu erläutern. Aber interessant ist, dass die Veränderungskräfte („revolt") eindeutig ausgeprägter sind als die Beharrungsmomente („remember"). Dahinter verbirgt sich eine in der bisherigen Diskussion viel zu wenig thematisierte Ambivalenz: Zwar steht Resilienz zum einen für eine prinzipielle Abwehr von Veränderungen und die Wiederherstellung „alter" Normalitätszustände. Aber Resilienz kann eben auch

bedeuten, dass sich die Systeme selbst verändern müssen, um zu überleben, und dass neue Normalitätszustände gefunden werden müssen.

Diese Feststellung lässt sich auch an aktuell diskutierten Beispielen wie den wachsenden Hochwasserschäden illustrieren: Sind nur jene „resilient", die ihre Deiche weiter erhöhen und ihre Häuser immer besser abschotten? Oder sind nicht im Gegenteil eher jene „resilient", die ihr Haus angesichts jährlicher Wasserschäden abschreiben und woanders bauen, weil sie nicht jedes Jahr renovieren wollen? Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Aber grundsätzlich gilt: Resilienz muss nicht zwangsläufig auf die Verteidigung des Bestehenden hinauslaufen; sie kann vielmehr auch auf eine erfolgreiche Anpassung an irreversibel veränderte Grundbedingungen verweisen, wobei die Grenze zwischen Widerstand und Anpassung im Einzelfall schwer zu ziehen sein wird.

3 Disaster-Management, Resilienzzyklus und die Frage nach dem „Kern" der Resilienz

Grundsätzlich lassen sich zwei Richtungen der Resilienzforschung unterscheiden. Während es in der psychologischen und in der ökologischen Resilienzforschung vorrangig um die Frage einer erfolgreiche Bewältigung von vorgängigen oder schleichenden Beeinträchtigungen geht, beschäftigt sich die neuere sozialwissenschaftliche Resilienzforschung heute mehrheitlich mit drohenden plötzlichen Ereignissen mit katastrophalen Auswirkungen, die irgendwie gehandhabt werden müssen. Hierbei kann man durchaus auf Vorläufer zurückgreifen. So gab es in den USA seit der Mitte des 20. Jahrhunderts diverse Ansätze der „Disaster-Forschung" (Quarantelli 1978, 1998; Meyer 2010), die in Deutschland durch die „Katastrophensoziologie" aufgegriffen und fortgeführt wurden (vgl. Dombrowsky 1989; Clausen 1994; Clausen et al. 2003; Voss 2006). Innerhalb der Disaster-Forschung wiederum gibt es schon seit über sechs Jahrzehnten diverse Modelle zur Bewältigung von Katastrophen. Eines der ältesten ist der „Disaster-Management-Zyklus", wie er 1952 von John Powell und Jeanette Rayner vorgelegt wurde (vgl. Coetzee 2009, S. 64ff.).

Powell und Rayner unterschieden insgesamt acht Phasen der Disaster-Bewältigung, die von „pre-disaster conditions stage" (noch alles stabil) über „warning stage", „threat" und „impact" (Disaster-Ereignis) bis hin zu den entscheidenden Phasen „inventory stage", „rescue phase", „remedy stage" und „recovery phase" (Disaster-Bewältigung) reichen. Schon in diesem Modell wurde unterstellt, dass Katastrophen nicht völlig unvorhergesehen passieren, sondern gewissermaßen „vorgeahnt" werden. Die Katastrophenbewältigung wiederum verläuft in meh-

reren Stufen von der unmittelbaren Reaktion bis hin zur „recovery phase“ und Stabilisierung. Etwas vereinfacht, aber der Logik entsprechend, ist die folgende Darstellung, die deutlich macht, dass Katastrophen weder einmalig sind noch endgültig bewältigt werden können:



Abb. 2 Disaster Management Cycle[6]

Nach diesem in diversen Varianten verbreiteten und inzwischen sogar zertifizierten Modell (vgl. Peck 2008, S. 8ff.) sind auch die aktuellen Vorstellungen des Resilienzzyklus konstruiert. Exemplarisch sei auf die folgende Darstellung verwiesen:

6 Darstellungen des Disaster Management Cycle gibt es (in dieser und ähnlicher Form) zahlreiche; diese konkrete Abbildung ist für mein Empfinden eine der anschaulichsten. Leider ist ihr ursprünglicher Urheber (mir) nicht mehr ermittelbar. Zu finden ist sie unter anderem unter: http://www.careermagic.in/2012/02/normal-0-false-false-false-en-us-x-none.html. Zugegriffen: 20. Mai 2014.



Abb. 3 Resilienzzyklus

Quelle: Jakubowski 2013, S. 376, nach Leismann, Fraunhofer EMI 2012

Auffallend bei dieser Darstellung ist zweierlei: Zum einen gibt es überhaupt kein „einschneidendes Ereignis" mehr. Es geht nicht mehr um die „Katastrophe", vielmehr ist der Resilienzzyklus ein dauerhaftes Bemühen um ein verbessertes Krisenmanagement (was zugleich bedeutet, dass Krisen zu Dauererscheinungen werden). Zum anderen – und dies ist noch wichtiger – fehlt im Vergleich zur sonstigen Resilienzdiskussion ein entscheidender Punkt: Denn von dem vorgängigen „Widerstandspotenzial", wie es in der Resilienzdebatte ansonsten beschworen wird, ist in den Darstellungen des „Resilienzzyklus" keine Rede mehr. Vielmehr verschwindet das Resilienzthema in mancher Hinsicht. So gibt es in diesen Zyklen auch keine eigenständige „Resilienzkraft" (wie immer die auch aussehen mag). Stattdessen wird die Bewältigung von Katastrophen auf klassische „Disaster-Modelle" reduziert, wobei zugleich das Ereignis „Katastrophe" ausgeblendet wird.

Diese Umakzentuierung ist nur begrenzt überzeugend, und genau deshalb muss man noch einmal zu der Frage zurückkehren, was Resilienz im Kern überhaupt bedeuten soll. Handelt es sich eher um eine vorgängige Wirkkraft oder um eine erwerbbare Fähigkeit? Autoren wie Emmy Werner (1977) oder Paul Willis (1979) sind da keineswegs einig. Während Willis, der die Verweigerung von Unterschicht-

jugendlichen gegenüber offiziellen Normalitätsanforderungen untersucht hat, den „Spaß am Widerstand“ soziologisch erklärt und ihn auf Klassenlagen zurückführt, argumentiert Werner anders. Zwar sieht auch sie insbesondere bei den Erfolglosen durchaus soziale Gründe, warum ein Teil der Kauai-Kinder gescheitert ist. Aber diese Gründe sind für sie keineswegs eindeutig, und bei den erfolgreichen Kindern geht sie eher davon aus, dass Resilienz eine Art „Naturkraft“ sei, über welche die Probanden entweder verfügen oder nicht.

Dies ist eine durchaus grundsätzliche und bislang keineswegs befriedigend beantwortete Frage, die auf der individuellen Ebene vielleicht auch durchaus anders beantwortet werden muss als auf der sozialen. Denn selbst wenn es auf der individuellen Ebene vorab aller sozialen Einflüsse eine Art sozial nicht erklärbare „Naturkraft“ geben mag, so sieht dies bei der „sozialen Resilienz“, also bei der Widerständigkeit sozialer Gemeinschaften, anders aus. Im Unterschied zur psychologischen oder ökologischen Resilienz bezieht sich die soziale Resilienz auf die Bedrohung der jeweiligen Lebensverhältnisse, und die Reaktion hierauf ist grundsätzlich kein vorgängiges, von Natur aus gesetztes Potenzial, sondern selbst eine soziale Leistung oder ein Effekt der sozialen Eigenschaften einer Gemeinschaft. Oder am Beispiel formuliert: Die Widerständigkeit etwa gegenüber Bedrohungen demokratischer Lebensverhältnisse ergibt sich nicht von selbst, sondern muss eingeübt werden, und sie ist nur möglich vor dem Hintergrund einer entsprechenden demokratischen Praxis. Voraussetzung „sozialer“ Resilienz wären in diesem Zusammenhang Recht, Demokratie und das, was „civil society“ (vgl. Adloff 2005; Gosewinkel et al. 2004) genannt wird. Zwar sind die Grundbedingungen der „civil society“ (und der darauf bezogenen Resilienz) keineswegs zureichend geklärt. Aber dass „soziale Resilienz“ in modernen Gesellschaften mit Zivilgesellschaft in Zusammenhang steht, ist in den einschlägigen Diskussionen unbestritten.

Das bislang im Vergleich zur psychologischen oder ökologischen Resilienzdebatte bislang nur unzureichend diskutierte Phänomen der „sozialen Resilienz“ bedeutet die Widerstandsfähigkeit eines sozialen Systems sowohl gegenüber internen Störungen wie auch gegenüber widrigen Umwelteinflüssen. Diese können sich als „plötzliche“ und/oder „schleichende“ Ereignisse bemerkbar machen – hier kann man zwischen „Schock“ und „versetzter Irritation“ unterscheiden. Vor diesem Hintergrund definiert Adger (2000, S. 347) soziale Resilienz als „ability of groups or communities to cope with external stresses and disturbances as a result of social, political and environmental change“. Genauer noch geht es um die „ability of communities to withstand external shocks to their social infrastructure“ (Adger 2000, S. 361).

Soziale Resilienz meint also die Fähigkeit, Stress zu tolerieren und die bestehende „soziale Infrastruktur“ aufrechtzuerhalten (vgl. Adger 2000, S. 361). Dieses Problem, so Adger, verschärft sich vor allem in entwickelten Gesellschaften, die

aufgrund ihrer Komplexität verstärkt stressanfällig sind. Allerdings ist dieser Stress eben kein psychologischer oder ökologischer, sondern ein sozialer und sollte, frei nach Durkheim, auch durch soziale Faktoren erklärt werden. Über diese lässt sich freilich trefflich streiten, zumal die von Adger angedeutete Verkoppelung von „Stress" und „Schock" in letzter Instanz nur begrenzt überzeugend ist. Zwar ist es kaum bestreitbar, dass Katastrophen wie die Weltwirtschaftskrise von 1929 oder die (unvergleichlich schwächere) Finanzkrise von 1998 „plötzlich" aufgetreten sind und als Brüche erfahren worden sind. Aber diese Brüche wurden über längere Zeit durch strukturelle Fehlentwicklungen vorbereitet. Genau deshalb erscheint es auch sinnvoll, sich stärker auf diese strukturellen Fehlentwicklungen im Vorfeld zu konzentrieren, als immer nur auf deren empirische Manifestation in Gestalt des „Schocks" zu starren.

Ungeachtet dessen bleibt erneut die entscheidende Frage: Bedeutet Resilienz, dass die „alte Infrastruktur" aufrechterhalten bleibt und nichts verändert wird? Oder verweist Resilienz eher auf Lernprozesse mit Strukturveränderung? Bei den Antwortversuchen auf diese Frage wird in den einschlägigen Diskussionen jenseits von „remember" und „revolt" auch gerne auf zwei andere Stichworte verwiesen, nämlich auf „adopt" einerseits und „adapt" andererseits. Während „adopt" im konkreten Fall bedeutet, dass die „alte Infrastruktur" beibehalten wird und allenfalls periphere Veränderungen stattfinden, meint „adapt", dass die „alte Infrastruktur" angesichts veränderter Rahmenbedingungen selbst verändert wird und auch unausweichlich verändert werden muss. Freilich bleibt auch hier die Grenze zwischen ‚Beharrung' und ‚Veränderung' offen, und sie muss es wohl auch bleiben, weil über diese Grenze kaum allgemein, sondern nur unter empirischen Gesichtspunkten entschieden werden kann.

5 „Einfache" vs. „reflexive Resilienz" – Varianten sozialer Resilienz

Diese Befunde sind in soziologischer Hinsicht gleichwohl unbefriedigend. Denn sie geben keine zureichende Antwort auf die Frage, inwiefern Resilienz als Widerstandskraft natürlich und vorgängig vorhanden und inwiefern sie sozial produziert und somit veränderbar und sozial generierbar ist. Jenseits dessen lassen sich aber auch weiterführende Fragen zur Resilienz formulieren. Denn egal, ob psychologische, ökologische oder sozialwissenschaftliche Resilienzforschung – in allen Feldern wird die Frage nach dem Verhältnis von vorgängigen und sozial produzierten oder generierbaren Resilienzpotenzialen bislang kaum diskutiert. Überdies wird in den

einschlägigen Analysen zumeist mit einem vergleichsweise einfachen Resilienzverständnis operiert. So gibt es praktisch keine Unterscheidung zwischen verschiedenen Resilienzkonzepten. Dies ist umso erstaunlicher, als jederzeit zwischen „einfachen" und „reflexiven" Resilienzvarianten unterschieden werden könnte, aber dies bislang noch in keiner Weise gemacht wird.

„Einfache" Resilienzkonzepte beziehen sich in diesem Zusammenhang auf die unmittelbare Reaktion auf eine „großräumige Schadenslage", also auf die Frage, was akut zu tun ist, wenn „das Kind in den Brunnen gefallen" ist: Was ist z. B. zu tun, wenn ein großflächiger Stromausfall auftritt, und was ist den Betroffenen im Vorfeld „reaktiv" zu raten (z. B. das Anlegen von Lebensmittelvorräten und/oder die Beschaffung von Notstromaggregaten – wobei Letzteres in Ballungsgebieten oft kaum möglich ist). Im Unterschied zur „reaktiven" oder „einfachen" Resilienz wäre eine „reflexive" Resilienz aktiv oder proaktiv zu begreifen. Bei „reflexiver Resilienz" geht es nicht um Ex-post-Reaktionen, sondern um die Frage, wie der Eintritt einer potenziellen „großräumigen Schadenslage" verhindert werden kann. Oder am Beispiel formuliert: „Einfache" Resilienz bedeutet die (durchaus vorbeugend gedachte)

Reaktion auf nicht verhinderbare Unfälle; „reflexive" Resilienz hingegen knüpft stärker am klassischen Präventionsgedanken an und verweist auf Überlegungen, eben diese Unfälle zu verhindern. Als „einfach resilient" in diesem Sinne wären z. B. alle Bemühungen zu qualifizieren, die darauf abzielen, bei einem möglichen Stromausfall die Wiederherstellung der Stromversorgung zu realisieren. „Reflexiv resilient" wären demgegenüber alle Maßnahmen, die den möglichen Stromausfall vorab zu verhindern versuchen, z. B. durch die Reduzierung des Energieverbrauchs oder durch spezifische Maßnahmen zur Energieversorgung, etwa deren verstärkte lokale Verankerung.

Diese Überlegungen zur Abgrenzung zwischen „einfacher" und „reflexiver" Resilienz mag auf den ersten Blick überflüssig erscheinen, zumal sich die Grenze keineswegs eindeutig ziehen lässt. Aber in der Praxis gibt es die Unterscheidung zwischen „einfacher" und „reflexiver" Resilienz seit Langem (auch wenn sie so nicht unbedingt genannt wird). Studieren lässt sich das unter anderem an dem Beispiel der Erdbebenvorsorge. Weltweit ist die Erdbebenwahrscheinlichkeit ebenso ungleich verteilt wie die Erdbebenvorsorge. Als extrem erdbebengefährdet gelten unter anderem die Türkei, Kalifornien und Japan. Allerdings reagieren die drei Gebiete auf diese Bedrohung durchaus unterschiedlich. So gibt es in der Türkei ungeachtet aller Vorhersagen über ein drohendes Beben im Raum Istanbul praktisch keine systematische Erdbebenvorsorge. Auch in Kalifornien ist man eher auf eine „einfache Resilienz" eingestellt: Zwar sind hier die Bauvorschriften weit rigider als in der Türkei. Aber im Alltag begnügt man sich mit sogenannten „survival kits", die zu einem ein- oder mehrtägigen Überleben in zerstörten Regionen ausreichen

sollen und vor allem von der anwachsenden „Prepper"-Bewegung gefordert werden.[7] Japan hingegen ist in dieser Hinsicht eindeutig am stärksten „reflexiv" orientiert: Vor dem Hintergrund immer wiederkehrender Erdbebenerfahrungen sind hier entsprechende Vorschriften für „erdbebensichere" Bauwerke erlassen worden, die zumindest insofern erfolgreich waren, als bei den letzten Erdbeben im Vergleich zu anderen Ländern die Schäden vergleichsweise gering geblieben sind.

Was bedeuten nun diese Beispiele für die Unterscheidung zwischen „einfacher" und „reflexiver" Resilienz? Zunächst einmal, dass Resilienz zumindest im Bereich der „sozialen Resilienz" eben kein vorgängiges Vermögen ist, sondern selbst gelernt werden muss. Diese Lernvorgänge wiederum müssen bewusst gefördert werden, um einen Zustand zu erreichen, der als „reflexive Resilienz" gekennzeichnet werden kann. „Reflexive Resilienz" wiederum bedeutet eine Widerstandskraft, die Veränderungsmöglichkeiten nicht scheut, aber auch nicht vorbehaltslos begrüßt. Stattdessen geht es um reflexiv begründbare Innovationen, die als solche beschrieben werden können und müssen. Denn nur auf diese Weise kann es gelingen, zureichende Widerstandspotenziale zu begründen und zu formulieren, die auf Krisensituationen bezogen sind, die sich nicht verhindern lassen. Und derartige Krisensituationen nehmen offensichtlich zu.

Zwar kann man sich darüber streiten, ob die Zunahme in jedem Fall eine quantitativ messbare ist (wie bei den Schäden durch Hurrikans, Überschwemmungen und andere Naturkatastrophen). Oder ob es sich nicht auch um eine Zunahme der Wahrnehmung und eine veränderte Sensibilität gegenüber Krisen und Katastrophen handelt, wobei die Sensibilität in dem Maße steigt, wie Wissenschaft und Politik eben nicht mehr versprechen, dass sie zumindest auf lange Sicht Katastrophen verhindern können. In eben diesem Sinne verweist der wachsende Resilienzdiskurs tatsächlich auf ein verändertes Verhältnis gegenüber Unsicherheit. Denn Unsicherheit wird nicht länger als ein in systematischer Hinsicht zurückgehendes und beherrschbares Problem angesehen, wie dies noch für Talcott Parsons (1980) selbstverständlich war (vgl. Bonß 1995, S. 11f.). Unsicherheit und Krisen erscheinen viel mehr als dauerhafte Begleiter der Menschen, und durch den wissenschaftlichen Fortschritt und politische Steuerungsansprüche können sie vielleicht etwas relativiert, aber eben nicht beseitigt werden. In dem Maße, wie die entsprechenden Ansprüche zurückgehen, steigen deshalb die Anforderungen an (vorstaatliche) Resilienz, wobei diese Entwicklung durchaus ambivalent zu beurteilen ist. Denn sie läuft einerseits auf eine Aufgabe wissenschaftlicher und staatlicher Kompetenz- und

7 Als „Preppers" werden jene bezeichnet, die „prepared" gegenüber Katastrophen sein wollen – in den USA werden die aktiven Preppers inzwischen auf ca. 3 Millionen Personen geschätzt. Angebote für „survival kits" aus den USA kann man inzwischen auch in Deutschland bei Ebay einsehen und kaufen.

Verantwortungsräume hinaus. Auf der anderen Seite können hierdurch aber auch die Möglichkeiten und die Stärkung privater Widerständigkeit gefördert werden, wobei dies allerdings nur dann Sinn macht, wenn hierdurch nicht nur die „einfache", sondern die „reflexive" Resilienz gefördert und damit zumindest ein Rest an alten Präventions- und Steuerungsansprüchen erhalten bleibt.

Literatur

Adger, W. N. (2000). Social and ecological resilience: are they related? *Progress in Human Geography 24* (3), S. 347-364. https://groups.nceas.ucsb.edu/sustainability-science/2010 weekly-sessions/session-102013-11.01.2010-emergent-properties-of-coupled-human-environment-systems/supplemental-readings-from-cambridge-students/Adger_2000_Social_ecological_resilience.pdf/view. Zugegriffen: 9. Februar 2014.

Adloff, F. (2005). *Zivilgesellschaft. Theorie und politische Praxis*. Frankfurt a. M.: Campus.

Bankoff, G. (2003). Vulnerability as a Measure of Change in Society. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters 21* (2), S. 5-30.

Bonß, W. (1995). *Vom Risiko – Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.

Brand, F., Hoheisel, D., & Kirchhoff, T. (2011). Der Resilienz-Ansatz auf dem Prüfstand: Herausforderungen, Probleme, Perspektiven. In Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.), *Landschaftsökologie. Grundlagen, Methoden, Anwendungen* (=Laufener Sozialbeiträge 2011) (S. 78-83). Laufen: ANL.

Clausen, L. (1994). *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.

Clausen, L., Geenen, E. M., & Macamo, E. (Hrsg.). (2003). *Entsetzliche soziale Prozesse*. Münster: Lit.

Coetzee, C. (2009). *The development, implementation and transformation of the Disaster Management Cycle*. Mini-Dissertation, Nordwest-Universität, Potchefstroom, Südafrika. acds.co.za/uploads/thesis/christocoetzee_m.pdf. Zugegriffen: 13. April 2014.

Dombrowsky, W. R. (1989). *Katastrophe und Katastrophenschutz*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Edwards, C. (2009). *Resilient nation*. London: Demos.

Fröhlich-Gildhoff, K., & Rönnau-Böse, M. (2014). *Resilienz*. München & Basel: Ernst Reinhardt (UTB) (3. aktual. Aufl.).

Gabriel, T. (2005). Resilienz – Kritik und Perspektiven. *Zeitschrift für Pädagogik 51* (2), S. 208-218.

Geiger, G. (2003). Die schmutzige Bombe. Radioaktives Material als Terrorwaffe. *SWP-Aktuell 2003/A 25*, S. 1-8.

Gosewinkel, D., Rucht, D., van den Daele, W., & Kocka, J. (Hrsg.). (2004). *Zivilgesellschaft – national und transnational*. Berlin: edition sigma.

Gunderson, L., & Holling, C. S. (Hrsg.). (2002). *Panarchy: understanding transformations in human and natural systems* (S. 25-62). Washington: Island Press.

Gunderson, L., Allen, C., & Holling, C. S. (Hrsg.). (2010). *Foundations of ecological resilience*. Washington: Island Press.
Günther, E. (2009). *Klimawandel und Resilience Management. Interdisziplinäre Konzeption eines entscheidungsorientierten Ansatzes*. Wiesbaden: Gabler.
Holling, C. S. (1973). Resilience and stability of ecological systems. *Annual Review of Ecology and Systematics 4*, S. 17-23.
Holling, C. S. (Hrsg.). (1978). *Adaptive environmental assessment and management*. New York: John Wiley.
Jakubowski, P. (2013). Resilienz – eine zusätzliche Denkfigur für gute Stadtentwicklung. *Informationen zur Raumentwicklung 4.2013*, S. 371-378. http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/IzR/2013/4/Inhalt/DL_Jakubowski.pdf?__blob=publicationFile&v=2. Zugegriffen: 14. Mai 2014.
Mergenthaler, A. (2012). *Gesundheitliche Resilienz. Konzept und Empirie zur Reduzierung gesundheitlicher Ungleichheit im Alter*. Wiesbaden: Springer VS.
Meyer, M. A. (2010). *The sociology of disaster: The classics, social vulnerability, resilience, environmental migration and risk perception. A reading list*. http://disaster.colostate.edu/Data/Sites/1/cdra-research/cdra-readinglists/michelle-readinglist2010-1.pdf. Zugegriffen: 13. April 2014.
National Research Council (2012). *Disaster Resilience: A National Imperative*. Washington, DC: The National Academies Press.
Parsons, T. (1980). Health, uncertainty and the action structure. In S. Fiddle (Hrsg.), *Uncertainty. Behavioural and Social Dimensions* (S. 145-163). New York: Praeger.
Peck, T.-G. (2008). *The Fish Model of Crisis Management System*. Singapur: NUS. www.cshema.org/uploadedFiles/PUBLISHED/Meetings_and_Seminars/Annual_Conference/2008STL/peck.pdf. Zugegriffen: 13. April 2014.
Powell, J. W., & Rayner, J. F. (1952). *Progress Notes: Disaster Investigation*. Chemical Corps Medical Laboratories Contract Report. Maryland: Army Chemical Center.
Quaranteillli, E. L. (1978). *Disasters. Theory and research*. London & Beverly Hills, CA: SAGE.
Quarantelli, E. L. (1998). *What is a disaster? Perspectives on the question*. London & New York: Routledge.
Voss, M. (2006). *Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*. Bielefeld: transcript.
Walker, B., & Salt, D. (2006). *Resilience Thinking. Sustaining Ecosystems and People in a Changing World*. Washington: Island Press.
Walker, B., Holling, C. S., Carpenter, S., & Kinzig, A. (2004). Resilience, adaptability and transformability in social-ecological systems. *Ecology and Society 9* (2), S. 5. http://www.ecologyandsociety.org/vol9/iss2/art5/. Zugegriffen: 13. April 2014.
Werner, E. E. (1977). *The Children of Kauai. A longitudinal study from the prenatal period to age ten*. Honolulu: University of Hawai'i Press.
Werner, E. E., & Smith, R. S. (1982). *Vulnerable but invincible: A longitudinal study of resilient children and youth*. New York: McGraw Hill.
Werner, E. E., & Smith, R. S. (2001). *Journeys from childhood to midlife: Risk, resilience and recovery*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
Willis, P. E. (1979). *Spaß am Widerstand: Gegenkultur in der Arbeiterschule*. Frankfurt a. M.: Syndikat.
Wunsch, A. (2013). *Mit mehr Selbst zum stabilen Ich! Resilienz als Basis der Persönlichkeitsbildung*. Heidelberg: Springer.

Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse

Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie[1]

Martin Endreß und Benjamin Rampp

1 Einleitung

Das Konzept der Resilienz gehört nicht zu den klassischen Grundbegriffen der Soziologie. Dennoch wird auf dieses momentan in vielfacher Weise in der soziologischen Diskussion Bezug genommen – mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen, hinsichtlich diverser Anwendungsfelder und letztlich auch auf Basis divergierender Verständnisse des Konzepts.

Die Aufmerksamkeit, die dem zunächst aus dem Kontext der Psychologie und insbesondere aus der (Sozial-)Ökologie stammenden Konzept seit einigen Jahren in der Disziplin zukommt, verdankt sich seiner Aufnahme im Kontext bestimmter materialer Soziologien. Dazu gehören insbesondere die Katastrophensoziologie, die Medizinsoziologie, die Biographieforschung, die soziologische Risikoforschung, die Kindheits- und Sozialisationsforschung sowie die Politische Soziologie.

Vornehmlich im Forschungskontext der Katastrophensoziologie hat das Konzept in den vergangenen Jahren erhöhte Aufmerksamkeit gefunden. Seine Konturen gewinnt der Rekurs auf das Resilienz-Konzept in diesen Kontexten durch den kontrastiven Bezug insbesondere auf Phänomene der Krise, der Vulnerabilität und des Risikos. Als Komplementärkonzept zur Analyse der Vulnerabilität von sozialen und gesellschaftlichen Strukturen wie Konstellationen wird damit das Widerstands- und Existenzsicherungspotential dieser Strukturen und Konstellationen gegen disruptiven (sozialen) Wandel thematisiert. Die Aufnahme des Resilienz-Konzepts dient hier v. a. der Untersuchung gesellschaftlicher Stabilität angesichts von Um-

1 Wir danken Christina Geibel, Christoph Gossing und Andreas Zerver für ihre wertvolle Unterstützung und Anregungen. Der vorliegende Text steht im Kontext der Vorbereitungen zur Beantragung eines interdisziplinären Sonderforschungsbereiches. Wir danken den beteiligten Kolleginnen und Kollegen an der Universität Trier für die bereichernden Diskussionen.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_3, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

weltkatastrophen, Großunfällen, etc. Übersetzt man diese Referenzkontexte in die analytische Sprache des Sicherheitsdiskurses, dann fokussiert die Aufnahme des Resilienz-Konzepts also bisher im Kern dominant auf Fälle der Infragestellung bzw. Gefährdung von Sicherheit im Sinne von „safety".

Jedoch scheint das analytische Potential des Konzeptes größer und seine Verwendung nicht nur auf ein solches Verständnis und die damit zusammenhängenden materialen Kontexte beschränkt zu sein. Vielmehr bietet es, so ist zu vermuten, neue Perspektiven für das Verständnis disruptiven, bestandsbedrohenden Wandels sozialer Einheiten und damit verbunden des Fortbestands dieser Einheiten durch ihre gleichzeitige (und notwendige) Veränderung.

Ein solches Konzept der Resilienz, das sich v. a. auf soziale Prozesse bezieht, sieht sich aus soziologischer Perspektive aber verschiedenen Herausforderungen gegenüber, die nicht zuletzt seiner spezifischen disziplinären Herkunft (bzw. Herkünfte) und den damit verbundenen Konzeptualisierungen geschuldet sind. Diesen Fragen und Herausforderungen will sich der vorliegende Beitrag widmen, indem er zunächst einen knappen Überblick über die bisherige interdisziplinäre und v. a. soziologische Verwendung des Konzepts bietet, anschließend spezifisch auf sozialwissenschaftliche bzw. soziologische Konzeptualisierungen der Dimensionen sozialer Resilienz eingeht und dann diskutiert, welche weiterführenden theoretisch-konzeptionellen Fragen und Problemstellungen sich für eine zukünftige, sozialkonstruktivistisch informierte, soziologische Theoriebildung im Bereich der Resilienzforschung stellen.

2 Interdisziplinäre Perspektiven

Unter dem Konzept der Resilienz firmieren in der aktuellen wissenschaftlichen Forschung unterschiedlicher Disziplinen verschiedene Ansätze. Generell rückt das Konzept bei der Analyse von Phänomenen und Prozessen der existenziellen ‚Bestandserhaltung' in den Blick, und zwar hinsichtlich verschiedenster Gefährdungen, Bedrohungen und Herausforderungen, ob diese nun ökologischer, wirtschaftlicher, sozialer, psychischer, institutioneller oder organisationaler Art sind. Damit hängt Resilienz mit anderen Konzepten und Begriffen (bspw. der Vulnerabilität, des Risikos, der Krise, der Katastrophe, der Transformation, aber auch der Nachhaltigkeit) in verschiedener Weise zusammen (vgl. Bürkner 2010; Lorenz 2013). Insgesamt adressieren die zur Verwendung kommenden Resilienz-Konzeptualisierungen dabei bislang v. a. die Fragen, wie solchen unterschiedlichen (disruptiven, bestandsgefährdenden) Herausforderungen jeweils begegnet wird (d. h., welche Strategien zur

Anwendung kommen und welche Praktiken sich als resilienzfördernd erweisen) und welche Ressourcen unterschiedlichster Art dabei genutzt werden, so dass der Bestand der jeweiligen sozialen Einheit (bzw. ihre ‚Funktion', ihre ‚Struktur', ihre ‚Feedbacks' und/oder ihre ‚Identität' (vgl. Walker et al. 2006; Folke et al. 2010)) gewahrt wird. Die Pole der Beharrung und des adaptiven oder gar transformativen Wandels sind dabei für die Arbeit mit dem Resilienz-Konzept disziplinübergreifend charakteristisch.

Die Vorstellung der von Gefährdungen betroffenen ‚Einheiten', die gleichzeitig Träger resilienter Qualitäten sein sollen, divergiert dabei über die unterschiedlichen Fachperspektiven hinweg bis hin zu populärwissenschaftlichen Darstellungen (vgl. Zolli und Healy 2012). Im Kern konzentrieren sich die Verwendungen, theoretischen Ansätze und empirischen Analysen zunächst auf zwei Forschungsbereiche: einerseits in dezidiert systemischer Optik in (human- und sozial-)ökologischen Analysen (vgl. Adger 2000, 2006; Adger und Brown 2009; Anderies et al. 2006; Folke 2006; Folke et al. 2010; Gunderson und Holling 2002; Gunderson et al. 1995; Holling 1973, 1986; Walker et al. 2006; Walker et al. 2012), andererseits in ausgeprägt individualistischer Optik in pädagogisch-entwicklungspsychologischen Beiträgen sowie in der therapeutischen Literatur (vgl. Block und Block 2006; Goel et al. 2014; Goldstein und Brooks 2013; Murray et al. 2012; Ungar et al. 2013; Werner 1993; Werner und Smith 1977; Zander 2011). In beiden Fällen wird das Konzept einer sozialen Resilienz nur bedingt (in der Sozioökologie stets in Verbindung mit ökologischer Resilienz) oder gar nicht (in pädagogisch-individualpsychologischen bzw. therapeutischen Beiträgen, die zwar soziale Faktoren fokussieren, nicht aber die Resilienz sozialer Tatbestände selbst analysieren) bzw. erst in Ansätzen (in sozialpsychologischen Beiträgen) in den Blick genommen.

Im engeren Sinne konzeptionell anschluss- und ausbaufähig erweisen sich für einen soziologischen Zuschnitt der Resilienzforschung daher vor allem vereinzelte Bezugnahmen im Rahmen von Ethnologie, Ökonomie, Geographie, Politikwissenschaft sowie in verschiedenen Teilbereichen der Soziologie.

Die Ethnologie betrachtet die Bedeutung von lokalen Wissens- und Praxisbeständen für die Resilienz von vor allem durch Naturkatastrophen erschütterten soziokulturellen Einheiten sowie die Resilienz einzelner Individuen im Kontext individualbiographischer Krisen gerade im Zusammenhang mit Migrationsprozessen (vgl. Obrist 2010; Lansing 2003; Lansing et al. 2009). Die Stellung von Resilienz in Bezug auf Krisen als Garant für die Produktivität einer Organisation, eines Unternehmens sowohl auf Mitarbeiter- wie auch auf Unternehmensebene ist Betrachtungsgegenstand einer ökonomischen Resilienzforschung (vgl. Wellensiek 2011; Moritz 2011). Die (sozial-)geographische Resilienzforschung konzentriert sich z. B. auf Fragen der (sozialen) Resilienz in bestimmten räumlichen (insbesondere

urbanen) Kontexten (vgl. Bürkner 2010; Keck und Sakdapolrak 2013). Die Resilienz von (politischen) Institutionen im Spannungsfeld zwischen Veränderung und Persistenz ist Gegenstand einer politikwissenschaftlichen Perspektive in der Forschungsdiskussion (vgl. Pettit 2000; Ganghof 2010). Entsprechende Beiträge bleiben in den aktuellen Diskussionen gleichwohl vergleichsweise marginal.

Auch in der Soziologie gehört das Konzept der Resilienz, wie bereits angedeutet, noch nicht zum begrifflichen Basisrepertoire. In spezifischen Diskursen soziologischer Teildisziplinen wie insbesondere der Medizinsoziologie, der Sozialisations- und Kindheitsforschung, der Stadt- und Raumsoziologie, der politischen (Kultur-) Soziologie sowie der Katastrophensoziologie (partiell auch in der Risikoforschung) werden unter Bezugnahme auf dieses Konzept aber Prozesse der Wahrnehmung, der Bedingungen, Verläufe und Wirkungen von Gefahren, Krisen und Risikokonstellationen in gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet.

In einer medizinsoziologischen Perspektive wird zunächst Antonovsky (1979) die Fundierung eines eigenen Resilienz-Konzeptes zugeschrieben. Wenngleich Antonovsky den Begriff der Resilienz selbst nicht verwendet, so schließt seine Konzeption der „Salutogenese" doch Prozesse der Resilienz mit ein. Als Salutogenese versteht Antonovsky hierbei die Fähigkeit von Individuen unter alltäglichen wie außeralltäglichen – damit auch krisenhaften sowie kontingenten – Bedingungen ihre physische wie vor allem psychische Gesundheit stetig zu (re-)produzieren. Er verbindet also eine pathogenetisch-orientierte Reflexionslinie von Resilienz mit einer salutogenetischen.

Diese Beobachtungsausrichtung teilen ebenso im weitesten Sinne sozialisationstheoretische Ansätze (bspw. in der Capability-Forschung) resp. Ansätze der Kindheitsforschung, die auf die Stärkung von Handlungsbefähigung insbesondere bei Kindern und auf die Analyse entsprechender sozialisatorischer Rahmenbedingungen zielen (vgl. Welter-Enderlin und Hildenbrand 2006; Grundmann 2008; Hildenbrand 2006). Die Risikoreflexion wird solchermaßen durch eine Ressourcenreflexion ergänzt und erweitert.

Im Kontext stadt- und raumsoziologischer Arbeiten (die verschiedene Verknüpfungen zu geographischen und katastrophensoziologischen Ansätzen aufweisen) wurde der Begriff der Resilienz in jüngerer Zeit v. a. mit Blick sowohl auf spezifische raum-zeitliche Konstellationen als auch auf die dort jeweils wirkmächtigen Deutungsmuster von Vulnerabilitäten und Bedrohungslagen diskutiert (vgl. Christmann und Ibert 2012; Christmann et al. 2011; Raumforschung und Raumordnung 2012).

Im Rahmen der politischen (Kultur-)Soziologie dient der Rekurs auf das Resilienz-Konzept in jüngeren Arbeiten dazu, mit Blick auf Kollektive (d. h. Gruppen und nicht zuletzt marginalisierte Gruppen) sowie auf Gesellschaften Ressourcen – im Sinne kultureller Repertoires – zu identifizieren, die Anerkennungserfah-

rungen ebenso wie Erfahrungen von Zugehörigkeit und damit Würde angesichts offenkundiger Ausgrenzungskonstellationen ermöglichen (vgl. Hall und Lamont 2013a; Hall und Lamont 2013b; Lamont et al. 2013 bzw. Lamont et al. in diesem Band). Darüber hinaus hat sich in jüngster Zeit im Schnittfeld zwischen politischer Soziologie, Politikwissenschaften, Security Studies und Gouvernementalitätsansätzen eine Diskussion zum Konzept der Resilienz als Form des Umgangs mit Bedrohungen der inneren Sicherheit (vgl. Longstaff et al. 2010) ebenso wie als Form responsibilisierender Regierung unter neoliberalen und ‚versicherheitlichten' Bedingungen entwickelt (vgl. Bourbeau 2013, Chandler 2014; Gander et al. 2012; Joseph 2013; Kaufmann 2012; Kaufmann und Blum 2012; Lentzos und Rose 2008; vgl. auch Kaufmann in diesem Band).

Ähnlich wie in der Human- und Sozioökologie wird sodann auch in der Katastrophensoziologie zwischen Gefahren und Katastrophen differenziert und Resilienz als Konzept analog verwendet. Im Unterschied zur Human- und Sozioökologie werden jedoch nicht dominant Gefährdungslagen natürlichen Ursprungs (bzw. Herausforderungen, die sich im Zusammenwirken von Mensch und Natur ergeben) in den Blick gerückt, sondern Resilienz auch im Kontext sozialer Gefährdungen wie beispielsweise bei Terroranschlägen betrachtet, sowie eine Perspektive eingenommen, die strukturelle Konsequenzen und Einflüsse von Resilienz und Vulnerabilität nicht nur während und nach, sondern gerade auch vor disruptiven Ein- bzw. Umbrüchen für unterschiedliche Gesellschaften und/oder Gemeinschaften betrachtet. Diese Perspektive dient auch dazu, den aktuellen Status Quo der „preparedness" für (erneute) Katastrophen bei verschiedenen sozialen Einheiten zu reflektieren (vgl. Aguirre 2005; Bankoff 2003; Ginter et al. 2006; Kapucu et al. 2008).

Disziplinübergreifend kann man die Verwendung des Resilienz-Begriffs aktuell folgendermaßen systematisch differenzieren: Deskriptive empirische Ansätze beschränken sich auf die beschreibende Erfassung dessen, was sie als ‚empirische Äußerungen' von Resilienz ex post – also nach deren Wirkung – ansehen. Interventionistische Ansätze versuchen demgegenüber eine ideale Form der jeweiligen resilienten Einheit zu konzipieren, um daraufhin Anleitungen zur Erlangung eines Zustandes von Resilienz zu formulieren. Wesentlich scheint für diese Perspektive eine Veränderung der Zeitlichkeit: von einer ex post skizzierten Resilienz, auf deren Basis die ideale Form konzipiert wird, hin zu einer ‚Strategie der Krisenbewältigung' ex ante, d.h. bezogen auf zukünftig potentiell eintretende Krisen und die daraufhin a priori zu mobilisierenden Maßnahmen. Für den überwiegenden Teil der deskriptiven als auch im Besonderen der interventionistischen Ansätze gilt dabei, dass das Konzept der Resilienz normativ positiv besetzt ist, während

Krisen, Katastrophen und Vulnerabilität dominant negativ gefasst werden (vgl. Christmann et al. 2012: 6).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die folgenden drei analytischen Aspekte mit Blick auf ein Begriffsverständnis von Resilienz aktuell als konsent begriffen und somit als Ausgangspunkte weiterer theoretischer Forschung betrachtet werden dürfen: Einigkeit zwischen allen disziplinären Ansätzen besteht erstens darin, dass Resilienz mit Phänomenen der Reaktion von sozialen Einheiten im Kontext von Konstellationen disruptiven Wandels assoziiert wird. Diesen Konzeptionen gemein scheint zweitens der Umstand, dass sie sich mit den ‚Fähigkeiten' bzw. dem ‚Potential' oder ‚Vermögen' – und damit verbunden: mit den Ressourcen – von ‚Einheiten' beschäftigen, mit für diese Einheiten disruptiven Ereignissen so umzugehen, dass diese Ereignisse keine negativen Auswirkungen – insbesondere hinsichtlich der Form ‚bloßer Existenz' – für die Einheit haben. Es wird also ein spezifisches Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität vermutet. Schließlich scheint drittens vielen Ansätzen die Stellung von Resilienz als im Kern latenter und daher (bezogen auf seine Wirkung in einer spezifischen Krise) als nicht klar steuerbarer, durch Unsicherheit wie erst noch zu gewinnendes Wissen gekennzeichneter Prozess gemeinsam zu sein; wobei diese Latenz nur selten entsprechend expliziert wird, sondern zumeist implizit bleibt.

3 Dimensionen sozialer Resilienz

Im Anschluss z. B. an die systematisierenden Arbeiten von Folke et al. (2010), Keck und Sakdapolrak (2013) und Lorenz (2013) lassen sich für diese Forschungskontexte vor allem drei funktionale Bestimmungen identifizieren, die den Rekurs auf das Resilienz-Konzept in der soziologischen und sozialwissenschaftlichen Debatte (zumindest implizit) bestimmen. Diese beziehen sich auf drei Dimensionen oder Modi von bzw. Potentialen der Resilienz, die bspw. von Folke et al. (2010) als „persistence", „adaptability" und „transformability" und von Keck und Sakdapolrak (2013) als Bewältigungs- („coping capacities"), Anpassungs- („adaptive capacities") und Transformationspotentiale („transformative capacities") zusammengefasst werden. Dabei ist zu beachten, dass diese Bestimmung der Dimensionen von Resilienz sowohl im Kontext der breiteren, sozial-ökologisch dominierten Resilienzforschung als auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen und soziologischen Debatte nicht einheitlich zur Anwendung kommt und sich entsprechend auch andere Konzeptualisierungen identifizieren lassen. So wird insbesondere im Kontext sozial-ökologischer Ansätze bspw. diskutiert, ob und inwiefern Adaption und

Transformation als Aspekte von Resilienz oder eher parallel zu dieser (vgl. Walker et al. 2006) bzw. als ihre Vorbedingungen (vgl. Folke et al. 2010) zu verstehen seien. Ebenso wird erörtert, inwiefern Transformation im Kontext einer multiple stabile Zustände umfassenden „ecological resilience“ (vgl. Holling 1973, 1996) als Wandel zwischen verschiedenen dieser multiplen Zustände derselben Einheit zu denken sei oder stattdessen als grundlegender Wandel der Einheit selbst jenseits ihrer Resilienz. In dieser Hinsicht stellt sich für die sozialwissenschaftliche und soziologische Resilienzforschung die Frage nach Kriterien zur Bestimmung der Bezugspunkte einer Identifizierung von Resilienz: Welche Beobachtungskriterien ermöglichen es, mit Bezug auf einen Beobachtungsgegenstand von dessen Resilienz zu sprechen?

Im sozialwissenschaftlichen und soziologischen Kontext lassen sich darüber hinaus verschiedene Ausführungen der oben genannten Ausprägungen von Resilienz identifizieren. So bestimmt Lorenz (2013) im Kontrast zu Keck und Sakdapolrak (2013) Resilienz über die drei Dimensionen „Anpassungspotential“ („adaptive capacity“), „Bewältigungspotential“ („coping capacity“) und „Partizipationspotential“ („participative capacity“), wobei sich sowohl die Begrifflichkeiten als auch die konkrete Charakterisierung der jeweiligen Potentiale zumindest teilweise voneinander unterscheiden. Ohne der Komplexität der Diskussionen an dieser Stelle ausreichend Rechnung tragen zu können, soll für die nachfolgende Darstellung und Erörterung der Herausforderungen eines soziologischen Ansatzes zur Resilienzforschung zunächst auf die Rekonstruktion der ‚capacities‘ von Resilienz von Keck und Sakdapolrak (2013) verwiesen und mit Blick auf diese eruiert werden, welche Fragen aus einer soziologischen Forschungsperspektive damit bislang jeweils einher gehen.

1. Bewältigungspotentiale („coping capacities“): Die Dimension der Bewältigung zielt auf das Potential sozialer Einheiten, mit einer jeweils virulenten Krise bzw. Herausforderung kurzfristig bei bzw. nach ihrem Eintreten umzugehen. In diesem Sinne stehen ad hoc-Maßnahmen im Fokus, deren vornehmliche Funktion es ist, den Bestand der gefährdeten Einheit unmittelbar zu sichern. Im Kontext eines breiteren Resilienzverständnisses gesprochen geht es hier also um die Bestandserhaltung nicht nur der Kernfunktion, -struktur oder -identitätsangebote einer sozialen Einheit, sondern im engeren Sinne um den Erhalt eines ganz bestimmten Zustands. Somit ist mit Blick auf dieses Potential im Grunde ein „engineering“-Verständnis von Resilienz angesprochen, welches keinen (stabilisierenden) Wandel der bedrohten Einheit beinhaltet, sondern einzig den Vorgang der Rückkehr in den vorherigen Zustand umfasst – ein Prozess letztlich des „bounce back“ (Zolli und Healy 2012) im engeren Sinne, ohne dass die Struktur der Einheit dabei maßgeblich verändert wird. Entsprechend charakterisieren Keck und Sakdapolrak dieses Potential als dominant ex

post-orientiert. Mit Blick auf diese Dimension werden z. B. die Fragen untersucht: Welche Bewältigungsstrategien kommen zur Anwendung? Auf welche Ressourcen kann zurückgegriffen werden, um erfolgte Disruptionen zu bewältigen? Welche Konstellationen mindern die Effektivität der zu realisierenden Bewältigungsstrategien und sind deshalb zu verändern?

2. Anpassungspotentiale („adaptive capacities"): Unter dem Stichwort der „Anpassung" werden die Potentiale sozialer Einheiten verhandelt, aus vergangenen Krisen mehr oder weniger direkt zu lernen und sich im Hinblick auf in der Zukunft als wahrscheinlich unterstellte Disruptionen und damit einhergehende Herausforderungen einzustellen, eigene Strukturen anzupassen und so den eigenen Bestand zu sichern. Im Kontrast zum Bewältigungspotential handelt es sich hierbei also nicht nur um kurzfristige Reaktionen, sondern um langfristiger angelegte Maßnahmen, die insofern als ex ante-orientiert charakterisiert werden können. Darüber hinaus wird hier bereits die Möglichkeit multipler stabiler Zustände angesprochen. Im soziologischen Diskurs werden mit Rücksicht auf diese Dimension der Resilienz wiederum verschiedene Aspekte thematisiert: Auf welchem Weg und mit welchen Mitteln findet Anpassung statt? Inwieweit handelt es sich um komplexe Lernprozesse und planvoll vollzogene Anpassungen oder eher um ad-hoc-Reaktionen?
3. Transformationspotentiale („transformative capacities"): Mit „Transformation" wird schließlich eine weitere und weitergehende Dimension der Resilienz angesprochen, die eng verbunden ist mit der Frage der Anpassung, so dass die Grenze zwischen Transformations- und Anpassungspotentialen – je nach Konzeptualisierung – fließend erscheint: „The main difference between *transformation* and *adaptation* refers to the degree of change and the outcome it implies" (Keck und Sakdapolrak 2013: 11). So werden mit dem Konzept der Transformationspotentiale Prozesse des komplexen, langfristigen, abstrakten ‚Lernens' aus vergangenen Krisen beschrieben, die zu einem umfassenden Wandel der jeweiligen sozialen Einheit führen können, dessen Funktion nicht nur die Bestandserhaltung, sondern auch die ‚Verbesserung' der Lage dieser sozialen Einheit anvisiert – in Kecks und Sakdapolraks Worten: „to enhance people's well-being in the face of present and/or future risks" (Keck und Sakdapolrak 2013: 11). Hier geht es nun also endgültig nicht mehr um eine Rückkehr zu einem Status quo ante, sondern um einen mehr oder weniger planvollen Wechsel vom aktuellen Zustand zu einem anderen stabilen Zustand. Lorenz (2013) bezeichnet diese Dimension der Resilienz in Anknüpfung an Voss (2008) auch als Partizipationspotential („participative capacity"), womit er die Herausforderung ebenso wie das Vermögen sozialer Einheiten anspricht, sich im Hinblick auf das Verhältnis zu und die Gefährdung der eigenen Strukturen durch andere

soziale Einheiten einzustellen und ggf. Anpassungsprozesse zur Sicherung des eigenen Fortbestands zu realisieren.

Zu thematisieren ist hier – eng verknüpft mit der Dimension der Anpassung und je nachdem, wie diese beiden Dimensionen jeweils in Bezug zueinander konzeptualisiert werden – zunächst eine grundlegende, den Kern des Resilienz-Konzepts betreffende Frage: Wenn Anpassungs- und Transformationspotentiale als Aspekte oder Dimensionen von Resilienz konzipiert werden, wo verläuft dann jeweils die Grenze, von der ab nicht mehr von Erhaltung durch Anpassung und Transformation gesprochen werden kann, sondern die ursprünglich zu schützenden sozialen Gegebenheiten bzw. Einheiten sich so grundlegend (ggf. als nicht-intendierte Nebenfolgen (vgl. Böschen et al. 2006; Endreß 2010; Merton 1936, 1995)) verändert haben, dass nicht mehr von derselben sozialen Einheit gesprochen werden kann? Entsprechend stellt sich die weitergehende systematische Frage, die zuvor bereits angesprochen wurde: Können Anpassungs- und Transformationspotentiale überhaupt als Teil von Resilienz beschrieben werden oder stellen Anpassungs- und Transformationspotentiale nicht stattdessen Aspekte dar, die als ein drittes Konzept neben Vulnerabilität und Resilienz zu beschreiben sind? Und mit Blick auf den Aspekt der Partizipationspotentiale stellen sich schließlich die Fragen: Welche Beziehungstypen gibt es zwischen sozialen Einheiten? Welche Bedeutung haben Anpassungs- und Bewältigungspotentiale in diesem Prozess?

Mit Blick auf die angezielte (Weiter-)Entwicklung einer soziologischen Theorie von Resilienz geben diese Dimensionen wichtige Hinweise, indem sie den umfassenden und variablen Charakter von Prozessen der Resilienz zwischen den Polen der Beharrung einerseits und des adaptiven bzw. transformativen Wandels andererseits auf den Punkt bringen. Sie stellen unseres Erachtens einen zentralen Ausgangspunkt für eine Konzeptualisierung von sozialer Resilienz dar. Über diesen hinausgehend erscheint es aber notwendig, bislang bestehende theoretische Engführungen zu identifizieren und zu bearbeiten, wie im Folgenden gezeigt werden wird.

4 Weiterführende theoretisch-konzeptionelle Fragen und Problemstellungen einer soziologischen Perspektive auf Resilienz

Nachdem die bisherigen disziplinären Verwendungsfelder des Resilienz-Konzepts und ein grundlegendes Verständnis der Dimensionen sozialer Resilienz skizziert wurden, sollen im Anschluss zentrale theoretisch-konzeptionelle Frage- und Problemstellungen für eine soziologische Perspektive auf Resilienz eruiert werden.

Damit soll gezeigt werden, dass das Konzept der Resilienz zwar ein erhebliches Potential für die Analyse des Fortbestehens sozialer Einheiten nach disruptiven Schocks und Umbrüchen beinhaltet, dass aber die Herkunft und Übertragung des Konzepts aus den ursprünglichen, psychologisch und (sozial-)ökologisch orientierten Wissenschaftsdiskursen mit analytischen Annahmen, Bestimmungen und Verortungen einhergehen, die im Zuge der (Weiter-)Entwicklung einer soziologischen Theorie der Resilienz nicht schlichtweg übernommen werden können und die es mithin systematisch zu diskutieren und zu bearbeiten gilt. Dabei gehen wir von einem dezidiert sozialkonstruktivistisch orientierten soziologischen Ansatz aus, der Resilienz als eine *Perspektive* auf gesellschaftliche Prozesse versteht, ohne das Konzept dabei essentialistisch zu begreifen.

Es ist offenkundig, dass mit Blick auf einen soziologischen Zugriff auf das Konzept der Resilienz bereits wichtige Schritte getan wurden. Diese nehmen ihren Ausgangspunkt nicht zuletzt beim Wandel des Forschungsinteresses von ökologischen hin zu sozial-ökologischen Ansätzen, in denen dezidiert auch nach der Rolle sozialer Resilienz bzw. dem Zusammenhang von ökologischer und sozialer Resilienz gefragt wird (vgl. Adger 2000), und spiegeln sich in den verschiedenen Aufnahmen des Konzepts im Rahmen materialer Soziologien und in den theoretischen Analysen wider, wie sie zuvor skizziert wurden. Dennoch gibt es weiteren analytischen Klärungsbedarf mit Blick auf eine mögliche soziologische Theoriebildung von Resilienz. Diesem Bedarf soll im Folgenden anhand von sieben übergreifenden Fragen und Problemstellungen nachgegangen werden. Diese befassen sich (1) mit der Spezifik sozialer Resilienz, (2) mit bestehenden essentialistischen Konzeptualisierungen von Resilienz und der Notwendigkeit einer sozialkonstruktivistisch informierten Revision, (3) mit der (impliziten) Normativität bisheriger Resilienz-Ansätze, (4) mit macht- und herrschaftstheoretischen Fragen, (5) mit dem Potential der Erweiterung bisheriger Ansätze um handlungstheoretische Perspektiven, (6) mit der Bedeutung eines prozessualen Verständnisses von Resilienz sowie (7) mit der Frage nach dem Zusammenhang und der Differenz von Beharrung und Wandel.

4.1 Die Spezifik sozialer Resilienz

Zunächst ist offenkundig, dass eine soziologische Perspektive auf Resilienz sich vor allem auf Fragen einer genuin *sozialen* Resilienz fokussiert. Eine solche ist, wie angemerkt, zwar in sozial-ökologischen Ansätzen mitunter bereits angelegt, doch geht es hier dominant nach wie vor um ‚natürliche', ökologische Gefahren bzw. deren Zusammenspiel mit (und ggf. Genese durch) soziale Aspekte. Diese Perspektive setzt sich auch in verschiedenen materialen Soziologien fort, deren Blick insbesondere auf Naturkatastrophen liegt (siehe oben). Auch psychologische Ansätze der Resilienzforschung analysieren bislang nur bedingt Fragen einer genuin sozialen Resilienz, da der Fokus hier v. a. auf der individuellen Ebene liegt und nicht auf sozialen Tatbeständen im Sinne einer gesellschaftlichen oder gruppenspezifischen Resilienz. Eine Ausnahme stellen dabei sozialpsychologische Arbeiten zur Resilienz dar, die bislang aber nur in Ansätzen vorliegen (vgl. Son Hing 2013).

Für die Soziologie wird Resilienz nun aber v. a. vor dem Hintergrund fortgeschritten moderner Gesellschaftskonstellationen zum Thema (vgl. dazu auch Bonß sowie Kaufmann im vorliegenden Band), die sich insbesondere dadurch auszeichnen, dass sie als Konstellationen forcierter Unsicherheiten wahrgenommen werden. Von besonderer Bedeutung sind dabei v. a. die folgenden jüngeren gesellschaftlichen Entwicklungen und deren bisherige Analyse in der aktuellen Diskussion der Soziologie: a) die forcierte Pluralisierung kultureller Kontexte und konkurrierender Deutungsmuster (‚multiple modernities') (vgl. Eisenstadt 2000a, 2000b), b) die damit zusammenhängenden und mit Prozessen der Flexibilisierung einhergehenden Risikopassagen und -konstellationen sowie Unsicherheiten und Ungewissheiten (vgl. Bonß 1995; Hall und Lamont 2013b; Lamont et al. 2013 bzw. Lamont et al. in diesem Band), c) das strukturelle Spannungsverhältnis von Routine (Tradition) und Krise (Reproduktion/Innovation) für moderne Lebenspraxen (vgl. Oevermann 2008), d) die forcierte Dynamik von Nebenfolgen in hoch-technisierten modernen Lebenswelten (Langfristigkeit, Latenz) (vgl. Beck et al. 1996; Beck und Lau 2004; Lau 1998), e) die Erosion der Vertrauensgrundlagen und Vertrauenskulturen moderner Gesellschaften (vgl. Endreß 2013; Luhmann 1968; Sztompka 1999), sowie f) Fragen des Empowerment, d. h. der Identifizierung politischer Handlungspotentiale und Trägergruppen (vgl. Berger/Neuhaus 1996).

Nimmt man diese spezifisch sozialen Herausforderungen für soziale Einheiten in den Blick, dann stellt sich im Kontrast zu insbesondere (sozial-)ökologischen Ansätzen auch die Frage nach der Identifizierbarkeit von spezifisch sozialen Resilienzressourcen. Bei diesen Ansätzen wurde zwar bislang die Rolle z. B. von Normen, Vertrauen, Netzwerken und sozialem Kapital insgesamt angesprochen (vgl. Adger 2000, S. 351), mit Blick auf eine genuin soziale Resilienz nehmen diese nun aber

ggf. andere Bedeutungen an und spielen eine veränderte Rolle, deren detaillierte Analyse noch zu leisten ist.

4.2 Essentialismus und soziale Konstruktionen

Mit diesem Fokus auf eine genuin soziale Dimension von Resilienz geht die Kritik an einem zumindest in Teilen vorliegenden Essentialismus in der bisherigen Resilienzforschung einher. Insbesondere bei (von einer analytischen Perspektive des Mensch-Umwelt (Erde)-Paradigmas dominierten) (sozial-)ökologischen, aber auch bei psychologisch orientierten Ansätzen stellen sich Vulnerabilitäten und Gefahren ebenso wie die Resilienz der jeweils betroffenen Einheit zumeist als objektiv vorliegende Tatbestände dar, die es dann zu bearbeiten gilt. Dies ist mit Rücksicht auf die in den Blick genommenen Gefahren – ob dies nun Naturkatastrophen oder Traumata sind – nicht verwunderlich, bedarf für soziologische Zwecke aber einer sozialkonstruktivistisch informierten Weiterentwicklung. So wird aus einer (wissens-)soziologischen Perspektive deutlich, dass Vulnerabilitäten und Gefahren nicht per se vorliegen, sondern immer zunächst als solche wahrzunehmen und zu interpretieren sind. Entsprechend gilt es, die Rolle von Wissen und Nicht-Wissen bzw. die Ausprägungen und Durchsetzungsprozesse von Wissen im jeweils relevanten Diskurs zu analysieren, wie dies z. B. von Bürkner (2010), Christmann und Ibert (2012) sowie Christmann et al. (2011) betont wird. Einer soziologischen Aufnahme des Resilienz-Konzepts stellt sich entsprechend die doppelte Aufgabe seiner Ent-Essentialisierung wie seiner Ent-Naturalisierung: Einerseits ist der sozial-konstruktive Charakter (soziale Prozesse) derjenigen Phänomene zu untersuchen, die mittels der Resilienz-Perspektive zum Problem der Analyse gemacht werden, und andererseits ist deren Gegenstandsbereich über den engeren Rahmen der naturalen Grundlagen menschlichen Zusammenlebens auf die ganze Breite sozio-kultureller Strukturbedingungen menschlichen Zusammenlebens zu erweitern.

Mit einer solchen Ent-Essentialisierung der den Bestand einer sozialen Einheit gefährdenden Ereignisse und Prozesse geht sodann die Frage einher, wie jeweilige Vulnerabilitäts- und Gefahrenwahrnehmungen mit den zur Anwendung kommenden Resilienzstrategien und den verfügbaren Resilienzressourcen, auf die dabei zurückgegriffen wird, zusammenhängen bzw. inwiefern die jeweiligen Wahrnehmungen und Deutungen Bahnungseffekte für diese zeitigen oder als Dispositionen implizit und latent wirkmächtig werden. Darauf wird nachfolgend mit Blick auf macht- und herrschaftsanalytische Fragen zurückzukommen sein. Darüber hinaus stellt sich aus einer wissenssoziologisch-sozialkonstruktivistischen Perspektive zudem nicht nur die Frage, was in welcher Form als Vulnerabilität und Bedrohung

gedeutet wird, sondern zugleich auch die Frage, was entsprechend als Resilienz – und damit: was als Resilienzstrategie und als Resilienzressource – im jeweiligen sozio-historischen Kontext gedeutet und codiert wird. Es ist davon auszugehen, dass eine solche Zuschreibung jeweils umfassende Folgen sowohl für die Art und Weise der zur Anwendung kommenden Resilienzstrategien als auch für deren Wirkmächtigkeit zeitigt – und ebenso mit wechselseitigen Verstärkungseffekten im Sinne einer Self-fulfilling-Prophecy-Struktur verbunden ist (vgl. Merton 1948).

Aus einer solchen antiessentialistischen, sozialkonstruktivistisch orientierten Perspektive folgt sodann, dass nicht mehr nur die unmittelbaren (ggf. intendierten) Folgen von Resilienzstrategien in den Blick zu nehmen sind, sondern – gerade im Kontext einer unübersichtlich gewordenen fortgeschrittenen Modernitätskonstellation – insbesondere die Bedeutung (nicht-intendierter, ggf. paradoxer) Nebenfolgen ins Zentrum des Interesses rückt. Diese machen überdies darauf aufmerksam, dass Resilienz ggf. nur als ex post-Zuschreibung ‚gelungener' Resilienz überhaupt zu konzipieren ist, wie wir im Folgenden zeigen werden.

4.3 Normativität

Eng verbunden mit essentialistischen Vorstellungen von Resilienz lässt sich überdies eine – zumindest implizite – spezifische Normativität bisheriger (v. a. (sozial-) ökologischer und psychologisch-therapeutischer) Ansätze der Resilienzforschung identifizieren. Ein normativer Bezugspunkt ist, geht man von objektiv bestehenden Vulnerabilitäten und Gefahren sowie ebenso objektiv identifizierbaren Formen von Resilienz aus, wie sie sich im Falle von Zielvorstellungen der Sicherheit, der Gesundheit oder allgemein des gesellschaftlichen ‚well-being' manifestieren, zwar nicht überraschend, für eine soziologische Perspektive jedoch prinzipiell zu hinterfragen. Der angeführte wissenssoziologisch-sozialkonstruktivistische Zugriff auf Resilienz muss notwendig normative Gewissheiten mit Blick auf ihre Historizität bzw. ihre Abhängigkeit von jeweils spezifischen zeitlichen, räumlichen und sozialen Kontexten und Rahmenbedingungen ihrer Genese relationieren (ohne damit einer relativistischen Argumentation das Wort zu reden).

Konkreter zeigt sich das Problem der Normativität von Resilienz-Ansätzen mit Blick auf die leitende Vorstellung der Bestandserhaltung bestehender Einheiten, welche sich z. B. aus (normativ aufgeladenen) Normalitäts- und Funktionalitätsvorstellungen speist und sich entsprechend der Kritik eines strukturellen Konservatismus gegenübersieht. Auch wenn eine solche Kritik insofern einzuschränken ist, als gegenwärtige Resilienz-Konzepte – im Kontrast zu einem vereinfachenden Konzept der „engineering resilience" – nicht nur einen, sondern multiple stabile Zustände

zum Ausgangspunkt ihrer Analyse machen, so besteht in diesen doch weiterhin die Tendenz, den Erhalt eines Kerns bzw. der Identität der bedrohten sozialen Einheit als positiv besetztes Ziel zu verstehen, womit – zumindest umfassender oder gar disruptiver – Wandel tendenziell als zu vermeidendes Phänomen codiert wird.

Die damit angesprochene Immanenz von Normativität im Kontext der bislang dominierenden Resilienz-Ansätze unterstreicht den aus soziologischer Perspektive generellen Bedarf an einer Weiterentwicklung einer Theorie der Resilienz. Diesen Bedarf bestätigen auch die nachfolgend diskutierten macht- und herrschaftstheoretischen Fragen.

4.4 Macht- und herrschaftstheoretische Fragen

Mit der Infragestellung essentialistischer und normativer Konzeptualisierungen von Resilienz geht im nächsten Schritt die Notwendigkeit der Analyse macht- und herrschaftstheoretischer Fragen einher. Diese betreffen zumindest drei Aspekte:

Mit Blick auf die soziale Konstruktion von Vulnerabilitäts- und Bedrohungswahrnehmungen und die Zuschreibung resilienzfördernder Effekte von Strategien, Potentialen und Ressourcen stellt sich offenkundig die Frage, welche Konstruktionen, Wahrnehmungen, Deutungen und Wissensbestände sich jeweils im (gesellschaftlichen, feldbezogenen) Diskurs durchsetzen und auf welchem Wege dies geschieht. Dabei sind in Anknüpfung an ideologiekritisch-wissenssoziologische und herrschaftstheoretisch-diskursanalytische Ansätze z. B. Fragen danach zu stellen, von welchen Sprecherpositionen aus bestimmte Interpretationen vertreten werden, welche Kapitalien dem erfolgreichen Vertreten einer Interpretation zuträglich sind, in welchen Feldern und Kontexten sich die Durchsetzungsprozesse spezifischer Interpretationen jeweils vollziehen, welche Interessen damit zusammenhängen, welche Rationalitäten, Logiken, Vergesellschaftungs- und Subjektivierungsmodi den Interpretationen inhärent sind und welche konkurrierenden Ansätze und Begriffe sich im jeweiligen diskursiven Feld identifizieren lassen.

Mit Blick auf das Zusammenspiel und die Konflikte zwischen der Resilienz verschiedener sozialer Einheiten und Ebenen sowie hinsichtlich der zuvor angesprochenen Kritik eines strukturellen Konservatismus stellt sich in macht- und herrschaftstheoretischer Perspektive sodann die Frage nach sozialen Ungleichheitskonstellationen: Wessen Bestand ist es, der sich ggf. auf Kosten anderer als resilient erweist? Gibt es, was je spezifisch empirisch zu untersuchen wäre, Gewinner und Verlierer in Resilienzprozessen, sodass die Resilienz der einen Einheit die Vulnerabilität der anderen bedeuten kann (vgl. Keck und Sakdapolrak 2013: 14; vgl. auch Keck in diesem Band)?

Schließlich erweist sich auch die mit dem Konzept der Resilienz angezielte Erweiterung des Handlungspotentials im Umgang mit Krisen, die auf Proaktivität und ex ante-Orientierung abstellt – d. h. das ‚Resilient-machen' selbst und die damit verbundene Zielsetzung der Steigerung der Handlungsmächtigkeit („empowerment") – aus einer macht- und herrschaftstheoretischen Perspektive als problematisch. Dies ist dann der Fall, wenn eine solche Steigerung der Handlungsmächtigkeit als (neoliberale) Responsibilisierung im Sinne eines Foucault'schen Ansatzes der Gouvernementalität bzw. der liberalen, auf Selbstführung basierenden Regierung verstanden werden kann (vgl. Chandler 2014; Joseph 2013; Kaufmann und Blum 2012; Lentzos und Rose 2008; vgl. auch Kaufmann in diesem Band). In dieser Perspektive stellt sich die Frage, ob Resilienz in der Tat als ein die Handlungsmächtigkeit erweiterndes Konzept zu begreifen ist, oder ob nicht vielmehr – gerade in fortgeschritten modernen, neoliberal-flexibilisierten Gesellschaftskonstellationen (vgl. Hall und Lamont 2013b) – eine auf Resilienz abstellende Responsibilisierung (zumindest als Nebenfolge) eine potentielle Zumutung und paradoxe Selbstökonomisierung darstellt (vgl. Lamont et al. 2013 bzw. Lamont et al. in diesem Band). Per se normativ wertvoll, so zeigt sich, ist Resilienz also keinesfalls.

4.5 Handlungstheoretische Perspektiven

Ebenfalls an die dominante (sozial-)ökologische Konzeptualisierung von Resilienz anschließend stellt sich die Frage nach der Möglichkeit, dem Nutzen und ggf. der Notwendigkeit, die bislang dominant makroanalytisch orientierte, systemische Perspektive auf Resilienz, in der typischerweise eine mikroanalytische Fundierung fehlt oder nur marginal vorzufinden ist, durch eine handlungstheoretisch informierte Perspektive zu ergänzen (ohne dabei im Sinne psychologisch-therapeutischer Ansätze den Fokus alleine auf das Individuum zu legen) (vgl. dazu Schmid im vorliegenden Band). Gerade im Kontext einer genuin sozialen Resilienzperspektive erscheint ein solcher Ansatz zwar für sich alleine genommen als nicht ausreichend, würde aber einer soziologischen Analyse von Resilienz (insbesondere mit Blick auf die Entwicklung eines integrativen Theorieansatzes) eine wichtige Perspektive hinzufügen. Dies gilt nicht zuletzt hinsichtlich der Fragen nach der Rolle der Handlungsmächtigkeit von Akteuren und nach den Interaktionsdynamiken im Kontext unterschiedlicher Akteurskonstellationen im Hinblick auf die Konzeptualisierungen von Resilienz.

Im unmittelbaren Zusammenhang damit und mit Bezug auf den bereits angesprochenen notwendigen Fokus auf Prozesse der sozialen Konstruktion stellt sich zudem die Frage, inwiefern die aus einer Beobachterperspektive festgestellten Beschreibungen disruptiven Wandels sowie identifizierter Gefahren oder eben von

Resilienz ihrerseits aus Akteur- bzw. Teilnehmerperspektive überhaupt diagnostiziert werden, und wie das Verhältnis beider Perspektiven zueinander für eine soziologische bzw. sozialwissenschaftliche Resilienzforschung konzipiert werden kann.

4.6 Prozessualität

Mit Blick auf die zumindest implizite Normativität vieler Resilienz-Ansätze und der damit verbundenen strategischen Zielsetzung, bestimmte Einheiten ‚resilient zu machen', erscheint es für die soziologische Perspektive von besonderer Bedeutung, Resilienz prozessual zu begreifen. Dies ist bereits in den grundlegenden (sozial-) ökologischen Arbeiten zur Resilienz angelegt. So betont insbesondere das Adaptive-Cycle-Modell (vgl. Gunderson et al. 1995; Gunderson und Holling 2002; Holling 1986) den beständigen Kreislauf zwischen Phasen von „growth" bzw. „exploitation", „conservation", „collapse" bzw. „release" und „reorganization". Zudem wird im – in enger Verbindung mit dem Adaptive Cycle stehenden – Panarchiekonzept akzentuiert, dass verschiedene Adaptive Cycles auf unterschiedlichen Ebenen im Sinne eines „nested set of adaptive cycles" (Holling et al. 2002, S. 74) immer in Verbindung zueinander verstanden werden müssen, so dass sich die Prozessualität von Resilienz nicht nur auf ein einzelnes System, sondern auf einen systemischen Gesamtzusammenhang bezieht (vgl. Gunderson und Holling 2002). Darüber hinaus wird auf den Zusammenhang von spezifisch orientierter und allgemeiner Resilienz (vgl. Folke et al. 2010) sowie auf Kaskadeneffekte (vgl. Anderies et al. 2006) und schließlich auf den Einfluss ‚langsamer' und ‚schneller' Variablen (vgl. Walker et al. 2012) aufmerksam gemacht, die allesamt Resilienzprozesse und ihre unterschiedlichen Tempi wie Zeitschichten in den Blick nehmen.

Eine solche prozessuale Perspektive, die Resilienz als niemals absolut vorhanden und ‚abgeschlossen' versteht, gilt es auch im Kontext einer sich der Geschichtlichkeit ihres ‚Gegenstandes' wie der Geschichtlichkeit ihres eigenen Beobachtens fortgesetzt reflexiv versichernden Analyse sozialer Resilienz zu verfolgen und stark zu machen. Dabei zeigt sich, dass, im Kontrast zur Verwendung des Konzepts in vielen essentialistisch orientierten und normativ aufgeladenen, interventionistischen Ansätzen, Resilienz im Grunde immer nur ex post festgestellt werden kann; d.h. nur dann, wenn sich bestimmte Resilienzstrategien und -ressourcen als faktisch resilienzfördernd mit Blick auf erfahrene disruptive Schocks und Krisen aus einer spezifischen Beobachterperspektive erwiesen haben. Umgekehrt sind ex ante-Resilienzzuschreibungen aus Akteursperspektive stets unter dem Vorbehalt ihrer empirischen Bewährung zu rezipieren.

4.7 Zusammenhang und Differenz von Beharrung und Wandel

Zuvor wurde bereits darauf aufmerksam gemacht, dass gegenwärtig diskutierte Resilienz-Konzepte im Kontrast zu einem Konzept der „engineering resilience" nicht nur einen, sondern multiple stabile Zustände in den Blick nehmen. Mit dieser Ausrichtung wird betont, dass es für eine Resilienzperspektive nicht um die Bestandserhaltung einer gesamten Einheit in ihrer spezifischen Ausprägung gehen kann, sondern, dass sich die unterschiedlichen Dimensionen von Resilienz auf einen ‚Kern' der jeweiligen Einheit beziehen, den es zu erhalten gilt. Dieser Kern wird dabei, wie bereits angesprochen, bspw. als die ‚Funktion', die ‚Struktur', die ‚Feedbacks' und/oder die ‚Identität' der Einheit umrissen (vgl. Walker et al. 2006; Folke et al. 2010). Mit dieser analytischen Perspektive verbinden sich zwei Fragen: die nach der analytischen Konzeptualisierung des ‚Kerns' einer sozialen Einheit und die nach dem Zusammenhang von Beharrung und Wandel sowie den Grenzen des Wandels mit Blick auf die Bestandserhaltung des genannten ‚Kerns'.

Auch mit Blick auf (sozial-)ökologische Resilienz-Ansätze ist die Frage nach dem ‚Kern' der in den Blick genommenen Einheit nicht einfach zu beantworten, zumal wenn verschiedene Ebenen panarchisch miteinander verbunden werden. Für eine soziologische Theorie der Resilienz, die einem Programm der Ent-Essentialisierung folgend eine dezidiert sozialkonstruktivistische Perspektive einnimmt, erweist sich dieses Problem als umso herausforderungsvoller, da sich der ‚Kern' einer sozialen Einheit nur schwer identifizieren, operationalisieren oder gar messen lässt. Nichtsdestotrotz ist mit dieser Frage aber ein wichtiges Forschungsdesiderat benannt, das es mit Blick auf die Entwicklung einer soziologischen Theorie der Resilienz zukünftig zu thematisieren gilt.

An die Problematik der Bestimmung bzw. der analytischen Konzeptualisierung des ‚Kerns' einer sozialen Einheit knüpft unmittelbar die Frage danach an, welcher Zusammenhang und welche (konfligierenden) Differenzen zwischen den im Rahmen von Resilienz-Ansätzen in den Blick genommenen Polen der Beharrung (hier im engeren Sinne verstanden in der Logik des zuvor erläuterten Bewältigungspotentials) auf der einen Seite und des Wandels (im Sinne des Anpassungs- und insbesondere des Transformationspotentials) auf der anderen Seite bestehen. Damit verbunden ist in gewisser Weise die Frage nach Grenzwerten: Ab wann kann nicht mehr von einem (resilienten) Wandel einer Einheit von einem stabilen Zustand zu einem anderen stabilen Zustand gesprochen werden, sondern muss ein radikaler Wandel, welcher das Ende der Existenz des jeweiligen ‚Kerns' der Einheit bedeutet, angenommen werden? Eine Frage, die sich offenkundig nur in Verbindung mit der nach dem ‚Kern' der sozialen Einheit beantworten oder zumindest bearbeiten lässt

und die mit Blick auf den Mehrwert einer Resilienzperspektive auf gesellschaftliche Prozesse – v. a. kontrastiv zu anderen Konzepten – von zentraler Bedeutung ist.

Eine mögliche Antwort auf diese Problemstellung könnte unseres Erachtens sein, Zusammenhang und Differenz von Beharrung und Wandel und die Frage nach dem ‚Kern' der resilienten Einheit als operativen Modus im Sinne einer ‚transformativen Autogenese' zu konzipieren. Leitend wäre dabei die Idee einer Prozess-Perspektive jenseits von jeweils reiner Adaption, Autogenese und Autopoiesis, die die historische Dynamik der Logik einer grundlegenden Strukturtransformation zum Zwecke der Strukturerhaltung auf den Begriff bringen soll (vgl. Endreß und Rampp i.V.).

5 Coda

Im vorliegenden Beitrag haben wir versucht zu skizzieren, wie und wo das Konzept der Resilienz aktuell insbesondere in der soziologischen Diskussion rezipiert wird. Dabei haben wir vor allem auf die Unterscheidung mehrerer Dimensionen bzw. Modi von Resilienz hingewiesen. Ziel unserer Überlegungen ist es, mit Blick auf eine (Weiter-)Entwicklung einer soziologischen Theorie der Resilienz zukünftig zu bearbeitende theoretisch-konzeptionelle Fragen und Problemstellungen zu identifizieren.

Insgesamt stellt sich dabei letztlich die Frage nach dem Surplus einer Resilienzperspektive für die Analyse gesellschaftlicher Prozesse und damit nach dem Gewinn der Übertragung des Konzepts aus dem psychologischen und v. a. (sozial-) ökologischen Kontext in den soziologischen Diskurs. Diese Frage ist in doppelter Weise von besonderer Relevanz: zum einen angesichts der zuvor dargelegten Probleme, Herausforderungen und offenen Fragen und zum anderen mit Blick auf den Mehrwert des Konzepts im Vergleich zu anderen, z. T. soziologisch bereits stärker eingeführten und empirisch erprobten (und ggf. gar klassischen) Konzepten. Denn die Analyse von Bestandsbedrohungen und (disruptivem) Wandel einerseits und Bestandserhaltung andererseits ist soziologisch offenkundig kein völliges Neuland, so dass sich eine unmittelbare Nähe z. B. zu Konzepten und Begriffen wie denen der Krise, der Katastrophe, des Zusammenbruchs, des Risikos, der Vulnerabilität, des sozialen Wandels, der Morphogenese, der Selektion, des Lernens und der Nachhaltigkeit ergibt. Mit Blick auf diese erscheint es notwendig, Gemeinsamkeiten und Verwandtschaften, aber eben auch Unterschiede zum Konzept der Resilienz herauszuarbeiten. Auf diese Weise und insbesondere im Kontext ihrer empirischen Bewährung können ggf. der Mehrwert aber auch die Grenzen der Resilienzperspektive für das analytische Repertoire der Soziologie identifiziert werden.

Damit sind mit Sicherheit nicht alle Herausforderungen und offenen Fragen benannt; und noch weniger sind diese Fragen gelöst. Wir hoffen aber, dass der vorliegende Versuch einer Kartierung der Herausforderungen für eine (potentielle) Lösung produktiv und weiterführend ist und auf diese Weise ihren Teil zur (Weiter-)Entwicklung einer soziologischen Theorie der Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse beitragen kann.

Literatur

Adger, W. N. (2000). Social and ecological resilience: Are they related? *Progress in Human Geography* 24, S. 347-364.

Adger, W. N. (2006). Vulnerability. *Global Environmental Change* 16, S. 268-281.

Adger, W. N. & Brown, K. (2009). Adaptation, vulnerability and resilience: ecological and social perspectives. In N. Castree, D. Demeritt, D. Liverman & B. Rhoads (Hrsg.), *A Companion to Environmental Geography* (S. 109-122). Oxford: Blackwell's.

Anderies, J. M., Walker, B. H. & Kinzig, A. P. (2006). Fifteen Weddings and a Funeral. Case Studies and Resilience-based Management. *Ecology & Society* 11, http://www.ecologyandsociety.org/vol11/iss1/art21/. Zugegriffen: 19. März 2014.

Antonovsky, A. (1979). Health, Stress and Coping. New perspectives on mental and physical well-being. San Francisco: Jossey-Bass.

Bankoff, G. (2003). Cultures of Coping. *Philippine Sociological Review* 51, S. 1-16.

Beck, U., Giddens, A. & Lash, S. (1996). Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Beck, U. & Lau, C. (Hrsg.) (2004). Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Berger, P. L. & Neuhaus, R. J. (1996). To Empower People. From State to Civil Society. Twentieth Anniversary Edition. Hrsg. von M. Novak. Washington: AEI Press.

Block, J. & Block J. H. (2006). Venturing a 30-year longitudinal study. *American Psychologist* 61, S. 315-327.

Bonß, W. (1995). Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition.

Böschen, S., Kratzer, N. & May, S. (Hrsg.) (2006). Nebenfolgen. Analysen zur Konstruktion und Transformation moderner Gesellschaften. Weilerswist: Velbrück.

Bourbeau, P. (2013). Resiliencism: Premises and promises in securitization research. *Resilience: International Policies, Practices and Discourses* 1, S. 3-17.

Bürkner, H.-J. (2010). Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven. Working Paper. Erkner: Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung. http://www.irs-net.de/download/wp_vr.pdf. Zugegriffen: 30. April 2014.

Chandler, D. (2014). Beyond neoliberalism: Resilience, the new art of governing complexity. *Resilience: International Policies, Practices and Discourses* 2, S. 47-63.

Christmann, G. & Ibert, O. (2012). Vulnerability and resilience in a socio-spatial perspective. A social-scientific approach. *Raumforschung und Raumordnung* 70, S. 259-272.
Christmann, G., Ibert, O., Kilper, H. & Moss, T. (2011). Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen. Working Paper. Erkner: Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung. http://www.irs-net.de/download/wp_vulnerabilitaet.pdf. Zugegriffen: 30. April 2014.
Eisenstadt, S. N. (2000a). Multiple Modernities. *Daedalus* 129, S. 1-29.
Eisenstadt, S. N. (2000b). Die Vielfalt der Moderne. Weilerswist: Velbrück.
Endreß, M. (2010). Unvorhergesehene Effekte – altes Thema, neue Probleme? In G. Albert, R. Greshoff & R. Schützeichel (Hrsg.), *Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität* (S. 13-32). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Endreß, M. (2013). Zur Struktur von „Grundvertrauen" und der Vertrauenssignatur in Gegenwartsgesellschaften. In I. U. Dalferth & S. Peng-Keller (Hrsg.): *Grundvertrauen. Hermeneutik eines Grenzphänomens* (S. 115-144). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
Endreß, M. & Rampp, B. (i.V.). Resilienz als Prozess transformativer Autogenese – Konturen einer soziologischen Theorie.
Folke, C. (2006). Resilience: The emergence of a perspective for social-ecological systems analyses. *Global Environmental Change* 16, S. 253-267.
Folke, C., Carpenter, S. R., Walker, B., Scheffer, M., Chapin, T. & Rockström, J. (2010). Resilience Thinking: Integrating Resilience, Adaptability and Transformability. *Ecology & Society* 15, http://www.ecologyandsociety.org/vol15/iss4/art20/. Zugegriffen: 19. März 2014.
Gander, H.-H., Perron, W., Poscher, R., Riescher, G. & Würtenberger, T. (Hrsg.) (2012). Resilienz in der offenen Gesellschaft. Symposium des Centre for Security and Society. Baden-Baden: Nomos.
Ganghof, S. (2010). Resiliente Demokratietypen. Eine vergleichende Analyse. *Zeitschrift für Vergleichende Politikwissenschaft* 4, S. 5-27.
Ginter, P. M., Duncan, W. J., McCormick, L. C., Rucks, A. C., Wingate, M. S. & Abdolrasulnia, M. (2006). Effective Response to Large-Scale Disasters: The Need for High-reliability Preparedness Networks. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 24, S. 331-349.
Goel, K. S., Kaushalendra, A., Russel, T. J. & Ollendick, T. H. (2014). Child and Adolescent Resiliency Following a Residential Fire: The Role of Social Support and Ethnicity. *Journal of Child and Family Studies* 23, S. 537-547.
Goldstein, S. & Brooks, R. B. (Hrsg.) (2013). Handbook of Resilience in Children. 2., aktualisierte Auflage. New York: Springer VS.
Greshoff, R., Kneer, G. & Schimank, U. (Hrsg.) (2003). Die Transintentionalität des Sozialen. Eine vergleichende Betrachtung klassischer und moderner Sozialtheorien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Grundmann, M. (2008). Handlungsbefähigung – eine sozialisationstheoretische Perspektive. In H.-U. Otto (Hrsg.), *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft* (S. 131-142). Wiesbaden: VS. Verlag für Sozialwissenschaften.
Gunderson, L. H. & Holling, C. S. (Hrsg.) (2002). Panarchy. Understanding Transformations in Human and Natural Systems. Washington: Island Press.
Gunderson, L., Holling C. S. & Light S. S. (Hrsg.) (1995). Barriers and Bridges to the Renewal of Ecosystems and Institutions. New York: Columbia University Press.
Hall, P. A. & Lamont, M. (2013a). Why Social Relations Matter for Politics and Successful Societies. *Annual Review of Political Science* 16, S. 49-71.

Hall, P. A. & Lamont, M. (Hrsg.) (2013b). Social Resilience in the Neoliberal Era. Cambridge: Cambridge University Press.
Hildenbrand, B. (2006). Resilienz in sozialwissenschaftlicher Perspektive. In B. Hildenbrand & R. Welter-Enderlin (Hrsg.), *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände* (S. 20-27). Heidelberg: Carl Auer Verlag.
Hildenbrand, B. & Welter-Enderlin, R. (Hrsg.) (2006). Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg: Carl Auer Verlag.
Holling, C. S. (1973). Resilience and stability of ecological systems. *Annual Review of Ecology and Systematics* 4, S. 1-23.
Holling, C. S. (1986). The resilience of terrestrial ecosystems: local surprise and global change. In W. C. Clark & R. E. Munn (Hrsg.), *Sustainable Development of the Biosphere* (S. 292-317). Cambridge: Cambridge University Press.
Holling, C. S. (1996). Engineering resilience versus ecological resilience. In P. Schulze (Hrsg.), *Engineering Within Ecological Constraints* (S. 31-44). Washington, D.C.: National Academy Press.
Holling, C. S., Gunderson, L. H. & Peterson, G. D. (2002): Sustainability and Panarchies. In L. H. Gunderson & C. S. Holling (Hrsg.), *Panarchy. Understanding Transformations in Human and Natural Systems* (S. 63-102). Washington: Island Press.
Joseph, J. (2013). Resilience as embedded neoliberalism: a governmentality approach. *Resilience: International Policies, Practices and Discourses* 1, S. 38-52.
Kapucu, N., Berman, E. M. & Wang, X. H. (2008). Emergency Information Management and Public Disaster Preparedness: Lessons from the 2004 Florida Hurricane Season. *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 26, S. 169-196.
Kaufmann, S. (2012). Resilienz als 'Boundary Object'. In C. Daase, P. Offermann & V. Rauer (Hrsg.), *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr* (S.109-132). Frankfurt a. M.: Campus.
Kaufmann, S. & Blum, S. (2012). Governing (In)Security. The Rise of Resilience. In H.-H. Gander, W. Perron, R. Poscher, G. Riescher & T. Würtenberger (Hrsg.), *Resilienz in der offenen Gesellschaft. Symposium des Centre for Security and Society* (S. 235-257). Baden-Baden: Nomos.
Keck, M. & Sakdapolrak, P. (2013). What is social resilience? Lessons learned and ways forward. *Erdkunde* 67, S. 5-19.
Lamont, M., Fleming, C. M. & Welburn, J. S. (2013). Responses to Discrimination and Social Resilience under Neoliberalism. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 129-157). Cambridge: Cambridge University Press.
Lansing, S. J. (2003). Complex Adaptive Systems. *Annual Review of Anthropology* 32, S. 183-204.
Lansing, S. J., Cox, M. P., Downey, S. S., Jannsen, M. A. & Schoenfelder, J. W. (2009). A robust budding model of Balinese water temple networks. *World Archaeology* 41, S. 110-131.
Lau, C. (1998). Risikodiskurse: Gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Definition von Risiken. *Soziale Welt* 40, S. 418-436.
Lentzos, F. & Rose, N. (2008). Die Unsicherheit regieren. Biologische Bedrohungen, Notfallplanung, Schutz und Resilienz in Europa. In P. Purtschert, K. Meyer & Y. Winter (Hrsg.), *Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault* (S. 75-101). Bielefeld: transcript.
Longstaff, P. H., Armstrong, N. J., Perrin, K., Parker, W. M. & Hidek, M. A. (2010). Building Resilient Communities: A Preliminary Framework for Assessment. *Homeland Security Affairs* 6, S. 1-23.

Lorenz, D. F. (2013). The diversity of resilience: contributions from a social science perspective. *Natural Hazards* 67, S. 7-24.
Luhmann, Niklas (1968): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart: Enke.
Merton, R. K. (1936). The Unanticipated Consequences of Purposive Social Action. *American Sociological Review* 1, S. 894-904.
Merton, R. K. (1948). The Self-fulfilling Prophecy. *The Antioch Review* 8, S. 193-210.
Merton, R. K. (1995): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Hg. und eingeleitet von V. Meja & N. Stehr, Berlin/New York: de Gruyter.
Moritz, S. (2011). Resilienz – Erfolgsfaktor der Zukunft? Die „resiliente" Organisation – eine Analyse des aktuellen Forschungsstandes. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.
Murray, S. L., Lupien, S. P. & Seery, M. D. (2012). Resilience in the face of romantic rejection: The automatic impulse to trust. *Journal of Experimental Social Psychology* 48, S. 845-854.
Obrist, B., Pfeiffer, C. & Henley, R. (2010). Multi-layered social resilience. A new approach in mitigation research. *Progress in Development Studies* 10, S. 283-293.
Oevermann, Ulrich (2008). ‚Krise und Routine' als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften. Abschiedsvorlesung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, gehalten am 28.04.2008, http://www.ihsk.de/publikationen/Ulrich-Oevermann_Abschiedsvorlesung_Universitaet-Frankfurt.pdf. Zugegriffen: 30. April 2014.
Pettit, P. (2000). Rational choice, functional selection and empty black boxes. *Journal of Economic Methodology* 7, S. 33-57.
Raumforschung und Raumordnung (2012). Schwerpunkt: Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Bd. 70 (4), S. 257-390.
Son Hing, L. S. (2013). Stigmatization, Neoliberalism, and Resilience. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 158-182). Cambridge: Cambridge University Press.
Sztompka, P. (1999): Trust. A Sociological Theory. Cambridge: Cambridge University Press.
Ungar, M., Ghazinour, M. & Richter, J. (2013). Annual Research Review: What is resilience within the social ecology of human development? *Journal of Child Psychology & Psychiatry* 54, S. 348-366.
Voss, M. (2008): The vulnerable can't speak. An integrative vulnerability approach to disaster and climate change research. *Behemoth. A Journal on Civilisation* 1, S. 39-56.
Walker, B. H., Carpenter, S. R., Rockström, J., Crépin, A.-S. & Peterson, G. D. (2012). Drivers, „slow" variables, „fast" variables, shocks, and resilience. *Ecology and Society* 17, http://www.ecologyandsociety.org/vol17/iss3/art30/. Zugegriffen: 19. März 2014.
Walker, B., Gunderson, L., Kinzig, A., Folke, C., Carpenter, S. & Schultz, L. (2006). A Handful of Heuristics and Some Propositions for Understanding Resilience in Social-Ecological Systems. *Ecology & Society* 11, http://www.ecologyandsociety.org/vol11/iss1/art13/. Zugegriffen: 19. März 2014.
Walker, B., Holling, C.S., Carpenter, S. R. & Kinzig, A. (2004). Resilience, Adaptability and Transformability in Social-ecological Systems. *Ecology and Society* 9, http://www.ecologyandsociety.org/vol9/iss2/art5/. Zugegriffen: 19. März 2014.
Wellensiek, S. K. (2011). Handbuch Resilienz-Training: Widerstandskraft und Flexibilität für Unternehmen und Mitarbeiter. Einheim: Beltz.
Welter-Enderlin, R. & Hildenbrand, B. (Hrsg.) (2008). Resilienz. Gedeihen trotz widriger Umstände. Heidelberg: Carl Auer Verlag.

Werner, E. E. (1993). Risk, resilience, and recovery: Perspectives from the Kauai Longitudinal Study. *Development and Psychopathology* 5, S. 503-515.
Werner, E. E. & Smith, R. S. (1977). Kauai's children come of age. Honolulu: University of Hawai'i Press.
Zander, M. (Hrsg.) (2011). Handbuch Resilienzförderung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Zolli, A. & Healy, A. M. (2012). Resilience. Why Things Bounce Back. New York: Free Press.

Disruptiver sozialer Wandel und das Problem der Resilienz

Michael Schmid

1 Das Ausgangsproblem

Die folgenden Überlegungen gehen der Frage nach, was aus der Sicht der „Theorie des sozialen Wandels“[1] zum Problemumkreis dessen gesagt werden kann, was in zunehmendem Umfang als „Resilienz“ diskutiert wird.[2] Eine Antwort zu finden, fällt vor allem aus einem Grund schwer: Die Theorie des sozialen Wandels und ihre „modernisierungstheoretische“ Erweiterung (vgl. Eisenstadt 1973) – so lebendig diese Denkübungen während der 1950er bis 1970er Jahre gewesen sein mögen[3] – haben ihr Leben mittlerweile ausgehaucht. Die letzten Bücher, die einen Hinweis auf den „Sozialen Wandel“ in ihrem Titel führen, sind meines Wissens – mit einigen wenigen Ausnahmen, bei denen „sozialer Wandel“ nur noch im Untertitel Erwähnung fand (vgl. Imhof 2006) – in den 1990er Jahren erschienen,[4] und die Veröffentlichung entsprechender Lehrbücher wurde noch früher eingestellt;[5] ebenso betagt ist die

1 Zu meiner Deutung dieser Theorietradition vgl. Schmid (1982, 1989, S. 115ff., u. a.).

2 Vgl. Keck und Sakdapolrak (2013) für eine Zusammenstellung verschiedener „Definitionen“. Diese heben gängigerweise auf die Fähigkeiten eines (beliebigen: naturalen, personalen oder sozialen) Systems ab, (externe wie auch intern auftretende) Störgrößen seines „normalen Funktionierens“ zu identifizieren und abzuwehren bzw. durch den Umbau der systemeigenen Reproduktionsmechanismen oder Selbstregelungen zumindest zu neutralisieren, um sich – im optimalen Fall – aufgrund dessen (auch) für zukünftige, eventuell auch neuartige Störungen zu wappnen.

3 Für im Rückblick „klassische“ Formulierungen vgl. Parsons (1951), LaPiere (1965) und Ogburn (1969).

4 Schmid (1982); Bühl (1990); Sztompka (1994); Clausen (1994); Weymann (1998); Bornschier (1998).

5 Strasser und Randall (1979); Wiswede und Kutsch (1978); Applebaum (1970); Galt und Smith (1976) etc.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_4, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

(damals recht reichhaltige) Reader-Literatur.[6] Allenfalls wird man sagen wollen, dass das Thema in die „Politische Bildung" abgewandert ist oder unter einem anderen Label angeboten wird wie etwa dem der „Transformationsforschung"[7] oder als „Entwicklungssoziologie" (vgl. Goetze 2002).

Um meine Suche nach den Verbindungslinien der Theorie des sozialen Wandels zum Resilienzproblem in rekonstruierbare Bahnen zu lenken, lasse ich diese Auflösungserscheinungen gänzlich unbehandelt[8] und konzentriere mich auf den Stand der Dinge, den die oben genannte Literatur aus der Hochzeit der Theorie des sozialen Wandels markiert. Dabei möchte ich eine doppelte Problemstellung verfolgen und fragen, welche theoretischen Annahmen (oder Modelle), mit deren Hilfe man „disruptive" Wandlungsprozesse beschreiben könnte, sich im Rahmen einer allgemeinen Theorie des sozialen Wandels identifizieren lassen, und welche Vorstellungen im Kontext des „klassischen" Wandlungsparadigmas darüber im Umlauf waren, wie soziale Systeme (die personalen lasse ich beiseite)[9] mit entsprechenden Disruptionen „umgehen", auf sie reagieren und mit welchem Ergebnis. Wo also verortet die überkommene Theorie des sozialen Wandels das Phänomen „disruptiven" Wandels und was besagt dieser Begriff (bzw. die mit seiner Hilfe formulierten „Annahmen") für die Resilienzforschung (unserer Tage)?

6 Etzioni und Etzioni-Halevy (1973); Dreitzel (1967b); Zapf (1969); Zollschan und Hirsch (1976); Moore und Cook (1967) u. a.; Müller und Schmid (1995) dürfte ein Nachzügler sein.

7 Theoriefortschritte sind dabei nicht aufgetaucht, vgl. Schmid (2004, S. 299ff.).

8 Ich hatte meine eigenen Überlegungen zum Thema anfänglich durchaus als Beitrag zu einer *integrierten* Theorie des „sozialen Wandels" verstanden (vgl. Fußnote 1), sie späterhin aber unter dem Label der Selektions- und Evolutionstheorie (vgl. Schmid und Wuketits 1987; Schmid 1998, 2003b) weitergeführt, weil ich (unter anderem unter Einfluss meines Kollegen Friedrich Valjavec) von den hintergründigen (teleologischen und normativen) Assoziationen Abstand halten wollte, die mit diesem Begriff des „sozialen Wandels" verbunden sind, und weil ich zum anderen feststellen musste, dass der inhärente Entwicklungsoptimismus der Theorien sozialen Wandels jeder faktischen Grundlage entbehrte. Meine Lektüre von Hirschman (1967) war dabei hilfreich. Über den neueren Stand evolutionstheoretischer Wandlungsanalysen informiert Müller, S. (2010).

9 Meine Weigerung, dieses Feld zu betreten, hat aus meiner Sicht den Vorteil, dass ich infolgedessen auf die dilettierende Behandlung psychologischer „Ansätze" verzichten kann. Nachteilig ist allenfalls, dass ich auf diese Weise keine Anregungen aus der psychologischen Resilienzforschung beziehen kann, wo der Resilienzbegriff – wenn ich richtig informiert bin – seinen Ursprung hat.

2 Gibt es eine Theorie des disruptiven sozialen Wandels?

Eine Begriffsbestimmung vorweg. Der Terminus „disruptiver Wandel" kann nicht als eingeführt gelten;[10] und ihn unabhängig von theoretischen Überlegungen darüber zu „definieren", was sich wie und unter welchen Bedingungen und aufgrund welcher Mechanismen[11] „wandelt", stellt keinen sinnträchtigen Beitrag zur Begriffsbildung dar. Ich bitte entsprechend darum, die beiden Aspekte, die ich diesem Begriff (zugegebenermaßen konventional bzw. dem Problem geschuldet, über das ich zu referieren habe) zuweise, als einen Vorschlag darüber aufzufassen, was eine „Theorie des disruptiven Wandels" behandeln und vor allem: *erklären* können sollte, und nicht als eine kanonische „Explikation" dessen, was „disruptiver Wandel" seinem eigentlichen Wesen folgend sei.

Der erste der beiden Gesichtspunkte, unter dem sich die Disruptivität von Wandlungen zu thematisieren lohnen könnte, betont die Raschheit, Plötzlichkeit und Überstürztheit von Veränderungen der handlungsrelevanten Umstände – von Akteursgruppen oder „collectivities" wie Parsons (1951, passim) gesagt hätte – und vor allem deren (den Forscher jeweils interessierenden) Beziehungsformen und -regulationen. Zu analysieren wäre also das „*Tempo*" von (sozial-strukturellen oder regulatorischen und anders gearteten) Veränderungen, was selbstverständlich vor dem (variablen und sozial „konstruierten")[12] Erwartungshorizont der betroffenen Akteure geschehen muss. Als zweite Eigenheit „disruptiven" Wandels möchte ich den endlichen *Zusammenbruch* sozialer Beziehungsformen (Organisationen und Institutionen bzw. deren jeweilige handlungssteuernden „Voraussetzungen") im Auge behalten, wie er in der „Kollaps"-Terminologie der Archäologen angesprochen wird (Tainter 1988; Diamond 2006). Damit ist ein höchst „dramatischer" Verlauf von in den „Untergang" eines Sozialverbandes führenden Wandlungsprozessen gemeint, der unter anderem dann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit beobachtbar sein wird, wenn soziale Systeme unter einen (selektiven bzw. adaptionsgefährdenden) Veränderungsdruck geraten, der durch die obwaltenden Institutionen nicht (länger) kontrolliert und in reproduktionssichernden Bahnen gehalten werden kann.[13]

10 Vielleicht wird sich dies im Gefolge der Verhandlungen des (kommenden) Trierer Soziologiekongresses 2014 ändern, in dessen Programm dieser Begriff auftaucht.

11 Für den (metatheoretischen) Sinn, nach solchen „Mechanismen" zu fahnden, vgl. Schmid (2006).

12 Darauf scheinen wichtige Teile der Resilienzforschung höchsten Wert zu legen, vgl. Bürkner (2010, S. 35); Christmann et al. (2011).

13 Zwischen beiden Aspekten bestehen demnach wenigstens gelegentlich empirische Beziehungen, die ich (im vorliegenden Zusammenhang) aber nicht eigens herausstreichen werde.

Indessen: Selbst wenn wir uns auf diese, eine erste Orientierung verschaffende Vorwegdefinition einigen könnten, tut sich bereits an dieser Stelle eine nachhaltige Schwierigkeit auf. Durchsucht man nämlich die („klassische") Wandlungsliteratur nach der „Disruptivität" von Wandlungsvorgängen, dann wird man (buchstäblich) nichts finden. Das gilt für beide Bedeutungselemente des Begriffs: Dass die *Schnelligkeit* (oder das *Tempo*) von Wandlungsvorgängen ein Problem aufwerfen könnte, wird entweder nicht thematisiert oder hinter Begriffsprägungen versteckt, die keiner theoretischen Analyse unterzogen werden; stattdessen finden sich (zumeist implizit bleibende) *Beschreibungen* „rascher" Veränderungen (etwa in der Revolutionsforschung).[14] Man darf diese Beobachtung vielleicht sogar verallgemeinern und sagen, dass sich die meisten Wandlungsanalysen (durchgängig) *nicht* für die Zeitdimension der von ihnen behandelten „Vorgänge" (oder „Entwicklungen") interessieren. Das heißt, auch die Tatsache, dass „Wandel" einen (gerichteten oder richtungsoffenen, geplanten oder nicht-intendierten) Prozess[15] darstellt und sich die ihn generierenden Prozesse *in der Zeit* und somit (auch) langsamer oder rascher (vgl. Vago 1980, S. 10) vollziehen bzw. einen Anfang und ein Ende haben und damit eine (mehr oder minder lange) Dauer (vgl. Galt und Smith 1976, S. 37; Smelser 1995, S. 60), gilt der Wandlungsforschung als *thematisches Apriori* oder als eine jederzeit in den Analysehintergrund zu rückende *Banalität*.[16]

Wenn die „Theorie des Handlungssystems" (bzw. deren kommunikations- und evolutionstheoretische Nachfolger), in deren Rahmen ihre Vertreter die Probleme seiner Transformationen analysieren wollten (vgl. Parsons 1951, S. 481ff.; Moore 1967, S. 19ff.; Luhmann 1997), die Zeitdimension beachtet, dann entweder als bewusstseinsphilosophisch zu bearbeitende Erlebnisverarbeitungsqualität der einzelnen Akteure oder als soziales Konstrukt zur Herstellung reibungsfrei geordneter, d.h. erwartungssicherer Sozialverhältnisse.[17] Oder aber der Faktor „Zeit" taucht

---

14 Vgl. Moore (1964, S. 337f.); Eisenstadt (1978). Auch Skocpol (1994) ist eher an der Identifikation den „strukturellen Faktoren" interessiert, die zu „Umbrüchen" führen, als an deren Tempo.

15 Vgl. den Explikationsversuch bei Elias (1977).

16 Vgl. Schmid (1986), wo ich konstatieren musste, dass es keine (irgendwie *eigenständige*) soziologische Theorie der Zeit geben kann, da *alle* reproduktionsfähigen Systeme sich „in der Zeit" organisieren müssen. Auch die noch zu besprechende (mathematische) Theorie dynamischer Systeme rückt die Zeitdimension von Prozessen eher in den Hintergrundbereich von Zeitreihenanalysen, die als „empirisches" Material zum „Test" von Prozessmodellen Verwendung finden sollen, vgl. Mainzer (2008).

17 Hier dominiert die Luhmann-Schule, z.B. Bergmann (1981) und Nassehi (2008). Zu gleichlautenden Ergebnissen war bereits – auch ohne Anlehnung an eine (allgemeine oder genuin „germanische") „Systemtheorie" – der Zeitaufsatz von Sorokin und Merton gelangt (vgl. Sorokin und Merton 1937).

als Beschreibungsdimension von Handlungstrajektorien auf, die sich in einem Handlungsraum „bewegen".[18] Und parallel dazu, aber einer gänzlich unverbundenen Tradition folgend, erfährt „Zeit" als Grunddimension historischer Forschung Berücksichtigung.[19] An dieser „Zeitfront" tritt die Historik ebenso in Konkurrenz zur Wandlungs- und Entwicklungssoziologie (vgl. Elias 1977; Wehler 1975) wie in der Frage, welches Theorieverständnis man der Analyse sozialer Wandlungsvorgänge zugrunde legen müsse.[20] Diese Kontroverse verdient deshalb erwähnt zu werden, weil Dreitzel (1967a, S. 441ff.) schon früh, zu Beginn der BRD-Rezeption der Thematik des „sozialen Wandels" betont hatte, dass den (theoretischen) Mängeln der soziologischen Wandlungsforschung durch die „historische Methode" zu begegnen sei; in dem damit angesprochenen Bemühen, Wandlungsanalysen weniger theoriegeleitet denn deskriptiv und kasuistisch zu bearbeiten, haben ihn viele begleitet.[21] Implikat dieser Auffassung wird sein, dass man nach einer (gehaltreichen und entsprechend erklärungstauglichen) „Theorie" disruptiver Strukturveränderungen vergeblich suchen wird; ich werde deshalb dieser Spur nicht weiter folgen.

Auch der zweite Aspekt der „Disruptivität" findet kaum Beachtung, obgleich auch wohlbekannte Soziologen (historische) Zusammenbruchszenarien diskutiert hatten (vgl. Weber 1956). Im thematischen Zentrum (fast) aller Betrachtungen zum sozialen Wandel stehen stattdessen die Selbsttransformations- und Adaptionsfähigkeiten zumal moderner Gesellschaften, die die Wiedergewinnung eines (gesamtgesellschaftlichen) Gleichgewichts (endlich doch) erlauben und sicherstellen (vgl. Buckley 1968; Etzioni 1968; Parsons 1966), und keinesfalls die Untersuchung der genaueren Umstände, unter denen Desorganisationserscheinungen und Regelanomien „Strukturzusammenbrüche" provozieren und Gesellschaftsverbände zum Verschwinden bringen. Wider Erwarten bleibt auch die bisweilen konstatierte „Diskontinuität" von Wandlungsprozessen (vgl. Eisenstadt 1978) in aller Regel theorie-begrifflich unanalysiert, sodass nicht sichtbar wird, in welchem Umfang und auf welche Weise man sie mit den eventuellen Gefahren eines Systemzusammenbruchs in Verbindung setzen sollte.[22]

---

18 Hier dominiert die Parsons'sche Handlungsanalyse, vgl. Parsons und Bales (1953).

19 Vgl. die für die deutsche Diskussion einflussreichen Betrachtungen bei Koselleck (2003).

20 Für einen Überblick zu dieser Debatte vgl. Kocka und Nipperdey (1979).

21 Einflussreich waren z. B. Nisbet (1969) und Smith (1976). Die Lehrbuchliteratur zum Thema „Social Change" beschränkt sich auf die deskriptive Auflistung von Veränderungen (vor allem) „moderner Gesellschaften" (vgl. Vago 1980, S. 14), die aber weder erklärungsbedürftig noch bedrohlich sind.

22 Auch die gängigen Hinweise auf „Evolution, Diffusion und Akkulturation" (Lauer 1973, S. 194ff.) oder die Unterscheidung zwischen „funktionalistischen, konflikthaften oder

Man muss demnach festhalten, dass sich die Theorie des sozialen Wandels dem Zeitthema offensichtlich nur recht zögerlich, in jedem Fall aber unter höchst verengter Perspektive nähert, was vor dem Hintergrund einer Problemstellung, die die Disruptivität sozial-struktureller Veränderungen hervorkehren möchte, als (theoretisch) resignativ einzustufen ist und – zur Klärung eventueller Abhilfen – die Frage provoziert, woher dieser Mangel der Wandlungstheorie rührt.

3 Warum die Theorie sozialen Wandels sich um disruptive Prozesse nicht kümmert, oder: Der logische Aufbau der Parsons'schen Theorie sozialer Systeme

Eine Antwort auf diese Frage kann man finden, wenn man sich die Modell-Logik der Theorie sozialer Systeme anschaut,[23] wie sie vor allem im Rahmen der Parsons-Schule entwickelt worden ist,[24] die für Jahrzehnte ein dominierender Bezugspunkt für Weiterentwicklungen[25] wie für die Kritik (vgl. Demerath und Peterson 1967) der soziologischen Theorie gesellschaftlicher Dynamiken gewesen ist.

Parsons' Systematisierungsvorschläge selbst müssen (ihrerseits) als eine Reaktion auf die vor ihm liegenden Theorietraditionen verstanden werden, die „sozialen Wandel" als evolutionär-deterministische Komplexitätssteigerung (Spencer), als phasengesteuerten Prozess der (selbsttätigen) Entwicklung von Gesellschaftsformationen (Hegel, Comte, Marx), als zyklische Prozesse der Selbsttransformation von Gesellschaften und Gesellschaftsgruppen (Pareto, Sorokin),

---

interaktionistischen" Erklärungsansätzen (Harper 1989, S. 10) enthalten keine Hinweise auf Reproduktionsabbrüche.

23 Die Luhmann-Schule ist (vornehmlich) an „Gesellschaftsbeschreibungen" interessiert, nicht aber an erklärenden Theorien (vgl. Schmid 2001, S. 170ff.). Ich kann deshalb zwar nicht ausschließen, dass sie dazu in der Lage ist, auch farbige Deskriptionen von allerlei „Disruptivitäten" zu liefern (vgl. vor allem Luhmann 1986); dass man aus solchen Beschreibungen aber resilienzrelevante Folgerungen ziehen kann, halte ich für unwahrscheinlich, weshalb ich auf jeden Versuch verzichte, die Frage zu beantworten, warum sich die deutsche Systemtheorie um das Phänomen des „raschen Wandels" nicht kümmert. Soweit ich sehe, arbeitet auch die von Beck und anderen inspirierte „Theorie reflexiver Modernisierung" Zusammenbrüche nicht eigens heraus.

24 Vgl. Parsons (1951, 1970b, 1976); Eisenstadt (1970) u. a. Auch Zapf (1969) steht unter dem Einfluss des System- bzw. des „Parsons-Paradigmas".

25 So etwa in die Richtung der sogenannten „Modernisierungsforschung". Ich erspare mir Literaturangaben.

als diskontinuierliche Abfolge sich fremd bleibender Kulturseelen (Spengler, A. Weber) oder als konfliktgenerierte und -vorangetriebene Umgestaltungsprozesse (Marx, Gumplowicz) aufgefasst hatten, wobei die gemeinsame Forschungsaufgabe dieser Interpretationen darin bestand, die unabänderlichen Gesetzmäßigkeiten und Zwangsläufigkeiten des gesellschaftlichen Entwicklungsgangs zu erkunden. Parsons sah sich indessen außer Stande, in solchen „Wandlungsgesetzen" mehr zu sehen als (idealisierte und entsprechend falsche) „empirische Generalisierungen" oder „evolutionäre Schemata" (Parsons 1968, S. 621f.), die die Bedingungen allgemeiner, mithilfe universaler Variablen formulierter „analytical laws" nicht erfüllen konnten. Zwar gelang es auch ihm nicht, solche allgemeinen „Gesetze des Handlungssystems" zu identifizieren, in jedem Fall aber war er davon überzeugt, dass sie (als jeweilige Sonderlösungen oder Spezialfälle) aus einer allgemeineren Theorie sozialer Systeme abzuleiten wären.[26]

In der Tat war die Theorie des sozialen (oder auf Parsons hin spezifiziert: des *systemisch-strukturellen*)[27] Wandels bei Parsons eingebettet in eine „Theorie systemischer Reproduktion" bzw. als deren „Erweiterung" gedacht. Die Grundannahmen dieser Theorie „sozialer Ordnung"[28] waren *gleichgewichtstheoretisch* ausgelegt:[29] Zunächst gilt, dass Akteure normativ (oder an Standards und Regeln) orientiert handeln, sich für die Erfüllung ihrer jeweiligen, aufeinander bezogenen Erwartungen (bzw. ihrer Wechselerwartungen) gegenseitig belohnen und auf diesem Weg ein Erwartungsgleichgewicht schaffen bzw. erhalten (vgl. Parsons und Bales 1955). Das kollektive Ergebnis eines solchen Erwartungsausgleichs durch Wechselgratifikation ist die Etablierung eines stabilen (bzw. eines geordneten) sozialen Systems. Eine nachgelagerte These behauptet, dass dieses Ordnungsgleichgewicht sich (angesichts von Störungen) tendenziell selbsttätig stabilisiert (Parsons und Bales 1967). Parsons benennt die Sozialisation der Akteure und die Kontrolle abweichenden Handelns als die beiden Hauptmechanismen der (Re-)Equilibrierung handlungsbasierter Systeme (vgl. Parsons 1951, S. 201ff. u. 249ff.). Ergänzend dazu hat Parsons späterhin

---

26 Dies ist ihm allenfalls auszugsweise gelungen, weshalb er sich in seinem Spätwerk zugunsten einer Spencerianisch anmutenden Theorie des Wandels entschieden hatte (Parsons 1966, 1971). Vgl. zur Kritik Schmid (1989, Kap. 5).

27 Vgl. dazu den Problemaufriss bei Tjaden (1969, Kap. 2.2.2 u. 2.2.3).

28 „Ordnung" als Ausgangspunkt einer „umfassenden" Gesellschaftstheorie zu betrachten, die letztlich auch deren „Wandel" zu berücksichtigen hätte, galt zu Parsons' Zeiten als allgemein geteilte, weit in die Geschichte des Fachs zurückgreifende Leitidee der Sozialtheorie (vgl. Klapp 1973), die allenfalls von Marxisten nachhaltig infrage gestellt wurde. Dieser aufwühlende Streit ist mittlerweile vergessen.

29 Vgl. Parsons (1951, S. 480ff., 1970b, S. 95) und im Nachhinein systematisierend Smelser (1995, S. 74ff.).

die stabilisierende Funktion von (subsystemisch organisierten) Austauschprozessen (Parsons und Smelser 1956) und Prozessen medialer Vermittlung (Parsons 1980) analysiert. Und zudem hat er angenommen, dass sich die kollektiven (oder systemischen) Adaptions-, Integrations- und Ziel- bzw. Wertsicherungsprobleme sozialer Systeme auf allen Ebenen der (personalen wie institutionellen) Differenzierung mithilfe der genannten Mechanismen lösen lassen.[30] Erwartungsgleichgewichte haben demnach regelmäßig beziehungsstabilisierende Verteilungsfolgen.

Obgleich, dem Urteil von Wilbert Moore (1967, S. 26) zufolge, diese Modellierung der Gleichgewichtsmechanik einer „geordneten" Gesellschaft die Theoretiker daran gehindert hat, sich Wandlungsursachen zuzuwenden, erlaubt diese Theorie sich selbst stabilisierender Sozialbeziehungen (zumindest in negativer Wendung) relativ leicht zu bestimmen, was sich als deren „Wandel" auszeichnen lässt. Logischerweise wird ein Wandel sozialer Beziehungsformen dann unausweichlich werden, wenn die genannten Kontroll- und Vermittlungsmechanismen (Einübung und Sozialisation und Abweichungskontrolle, Tausch- und Interaktionsmedien) ausfallen, versagen oder unzureichend funktionieren und sich infolgedessen „Störeffekte" (Parsons 1976, S. 248) im System (unkontrolliert) ausbreiten. Dann entstehen tendenziell Orientierungs- und Regulationsverluste und in der Folge (strukturelle) „Spannung(en)" (Parsons 1976, S. 325), die die stabile Reproduktion der Norm- und Wertestruktur eines betreffenden Handlungssystems behindern, wenn nicht unmöglich machen. Die weiterführende Theoriearchitektur folgt angesichts der damit genannten Voraussetzungen zwei Vorgaben: Zunächst müssen sich die Wandlungsursachen, die einen sich selbst verstärkenden Prozess[31] der Umstrukturierung auslösen können, als (interne oder systemexterne) Störgrößen von Erwartungsgleichgewichten identifizieren lassen, und weiterhin ist zu erwarten, dass jeder „orderly process of developmental change" (Parsons 1951, S. 27) darauf hinwirkt, ein neuerliches Erwartungsgleichgewicht auszumachen und abzusichern; andernfalls drohen sich die Systemgrenzen aufzulösen oder „pathologische" Strukturen zu verfestigen (Parsons 1976, S. 169). Um der Verhinderung eines solchen amorphen Zustands theoretisch gerecht zu werden, muss das Ausgangsmodell mit seiner Idee eines sich selbst restaurierenden Gleichgewichts durch ein Modell des „kontinuierlichen Wandels" ersetzt werden, dem die Vorstellung eines Fließgleichgewichts (Parsons 1951, S. 492)[32] zugrunde liegt.

30 Der (integralen) Analyse der damit verbundenen, ineinander verschachtelten Beziehungsprobleme diente das berühmt-berüchtigte AGIL-Schema (vgl. z. B. Parsons 1970a).

31 Parsons (1980, S. 243) spricht von einem „kumulativen Veränderungsprozeß".

32 Vgl. die Behandlung dieses Phänomens im Zusammenhang mit der verallgemeinernden Betrachtung zur Bedeutung der Zeitdimension für die Theorie des sozialen Wandels

Neil Smelser (1959, 1972) hat zur Erläuterung dieser basalen Vorstellung eines fließgleichgewichtigen Wandlungsverlaufs ein Prozessmodell vorgeschlagen, das in etwa die folgenden (deterministischen) Phasen (und die nachfolgend geschilderten Elemente) aufweist. Der Ausgangspunkt jeder Strukturtransformation ist dadurch gekennzeichnet, dass die Akteure ihre Unfähigkeit bemerken, ihre Handlungen noch länger ohne negative Folgen für ihre weiteren Erwartungsbildungen und Handlungsorientierungen aufeinander abstimmen zu können. In Reaktion darauf entstehen debattenauslösende Vorschläge darüber, welche Neuordnung (der Wertsetzungen und der daran gebundenen Regeln und Normen) man in Erwägung ziehen soll, um zu einer neuerlichen Handlungsabstimmung zu gelangen. Diese Neulandgewinnung kann konfliktuös ablaufen oder nicht. In allen Fällen müssen sich die Interessenten einer Neuregulierung in durchsetzungsfähigen Kollektiven zusammenfinden und die überkommenen „vested interests", die sich gegen Veränderungen stemmen, durch neue, legitimierbare Wert- und Zielvorgaben bzw. Verfahrensweisen verdrängen, die unter nunmehr veränderten Bedingungen die Selbststeuerungsmöglichkeiten des Handlungssystems und damit die Möglichkeit, Erwartungsgleichgewichte zu beschaffen, zurückgewinnen.

In Anlehnung an dieses Phasenmodell haben die Parsonsianer in der Tat keine Mühen gescheut, die näheren (und wie sich herausstellte: vielgestaltigen) Bedingungen der Gleichgewichtswiederbelebung zu identifizieren. Das summarische Ergebnis war die Einsicht, dass Handlungssysteme nicht nur die Fähigkeit zur Selbstreproduktion besitzen, sondern überdies die ihrerseits optimierbare Fähigkeit zur fließgleichgewichtigen Neuordnung der Wert-, Wissens- und Normstrukturen. Diese Fähigkeit hatte Parsons als „adaptive upgrading" (Parsons 1966, S. 22) bezeichnet und damit den Übergang zu einer evolutionistischen Auffassung des Strukturwandels markiert.

Diese beiden Modelle des Aufbaus und der Wiederbeschaffung von Erwartungsgleichgewichten bzw. die Vorstellung, dass sich Wandlungsdrücke im Gefolge aufkommender Erwartungsdisparitäten und normativer oder regulativer Unausgeglichenheiten ergeben müssten, haben freilich – wie Bernd Giesen (1975) gezeigt hat – einen gravierenden Mangel. Die Bestimmung dessen, was die strukturellen

bei Heirich (1964). Der Autor unterscheidet „Zeit als Handlungsressource", „Zeit als Bedeutungsträger" und „Zeit als Prozesseigenschaft". Eine „unordentliche Sequenz" kann dann als Hinweis auf die Nicht-Kausalität der Zusammenhänge zwischen deren Ereignissen gedeutet werden. „Short term breakdowns" und „long term breakdowns" können unterschieden und damit die „Dauer" eines Prozessgeschehens ebenso abgeschätzt werden (Heirich 1964, S. 389) wie die Rate von Veränderungen und deren Intensität. „Wandel" ist dann eine „qualitative Veränderung" aufgrund akkumulativer Prozesse (Heirich 1964, S. 390), und wird mithilfe von (kausalen) „sequential models" beschrieben und erklärt (Heirich 1964, S. 397).

Störungen hervorbringt und die strukturellen Spannung ausmacht und wohin die „Kräfte" drängen, die ein eingeführtes Gleichgewicht durcheinanderzubringen drohen, muss *empirisch aufgelesen* werden, weil die theoretische Charakterisierung der Handlungsbasierung der sozialen Systeme und deren „prerequisites" universalistisch und damit zu abstrakt formuliert ist und vor allem keinen eindeutigen Bezug zu den konkret-historischen Erfahrungen mit Wandlungsvorgängen und den jeweils aktuellen Transformationserfordernissen herzustellen erlaubt. Es mag richtig sein, dass die Störgrößen als „Negation" dessen aus dem Ausgangsmodell abgeleitet werden können (vgl. Parsons 1976, S. 248; Smelser 1995, S. 79), was dort als „soziale Kontrolle" und als Funktionsabsicherung durch reproduktionsnotwendige Ressourcen ausgewiesen werden kann. Damit aber ändert sich nichts daran, dass die system*theoretische* Aufbereitung der Parsons-Smelser'schen Modelle den Charakter eines rein formalen „Kalküls" besitzt (Giesen 1975, S. 218ff.), das erst empirisch interpretiert werden muss, um plausible Anwendungen zu finden. Das setzt zum einen gehaltvolle Brückenhypothesen voraus, um konzeptionelle Ad-hoc-Operationen zu vermeiden (vgl. Smelser 1995, S. 66), und hat zum anderen den Nachteil, dass einem beim Versuch, solche Verbindungsthesen zu finden, regelmäßig nur die Fakten unter die Lupe zu geraten pflegen, die mit den Modellannahmen (oder -begriffen) logisch vereinbar sind.

Dieses Brückenproblem stellt sich auch bei der Beantwortung der im vorliegenden Fall interessierenden Frage nach den Auswirkungen disruptiver Ereignisse und somit danach ein, wie rasch sich eine Störung im Sozialsystem verbreitet bzw. wie viel Zeit ein Handlungssystem in Anspruch nehmen kann, um einem drohenden „Zusammenbruch" (Parsons 1976, S. 245) durch die Etablierung eines neuerlichen Gleichgewichts zu begegnen. Und d. h. in der Summe: Für die Frage, ob sich ein Strukturwandel „disruptiv" vollzieht oder nicht, existiert keine wohlpräparierte theoretische Antwort, sondern (allenfalls) eine kontingent-empirische,[33] deren konkrete Formulierung überdies durch die Einsicht dominiert wird, dass auch „wahre

33 Moore versucht in einem – schon seinerzeit – wenig berücksichtigten Aufsatz über prozessuale „Diskontinuitäten" wenigstens eine (summarische) Liste von nicht-kontinuierlichen, aber auch von abrupten „sharp changes" (Moore 1964, S. 333) zusammenzustellen und einer vergleichenden Struktur- und Prozessanalyse zugänglich zu machen (Innovationen, „nachholende Modernisierung", progressive Akzeleration, Schwellenwerte, Zyklen und „Umschwünge" etc.). Der Nachteil dieser Zusammenstellung ist aber, dass Moore die (aufzuspürenden) „Prinzipien der Soziologie" als Regelmäßigkeiten deutet (Moore 1964, S. 333), angesichts derer solche Diskontinuitäten in logischer Folge als gesonderte Probleme erscheinen. Eine solche Einordnung führt aber auch deshalb zu keinem integrierten Theorieverständnis, weil diese „Sonderfälle" ebenso wenig eine handlungstheoretische Mikrofundierung erfahren wie die „kontinuierlichen" oder „persistenten" (Moore 1964, S. 332) Phänomene.

Revolutionen“ nur einen von mehreren möglichen Wegen der Transformation gesellschaftlicher Systeme darstellen (vgl. Eisenstadt 1978, S. 10).

4 Ein Ausweg: Die Theorie dynamischer Systeme

Nun hat die Parsons-Kritik (meiner Jugend) immer wieder angenommen, dass die mangelhafte theoretische Einsichtsfähigkeit in (den unterschiedlich raschen) Verlauf von Strukturtransformationen und die empirische Kurzatmigkeit der Parsons-inspirierten „Theorie sozialer Ordnung“ ihrer „Gleichgewichtslogik“ geschuldet sei, die man mithilfe einer Theorie des Konflikts zu beheben hätte.[34] Ein solches Argument sucht den Fehler nicht an der richtigen Stelle. Zum einen ist es ein Irrtum, zu glauben, dass Konfliktlagen (bzw. die daran gehefteten Erwartungen der Kombattanten) nicht ebenso gleichgewichtig (und stabil) sein können[35] wie die integrationstauglichen Prozesse der Systemerhaltung. Und zum anderen lenkt die Konzentration auf wandlungsträchtige Auseinandersetzungen davon ab, dass es auch wandlungsprovozierende Umstände gibt, die nichts mit divergierenden Klasseninteressen und Machtausstattungen, kompetitiven Zielsetzungen und Disparitäten über die instrumentelle Angemessenheit von „Heilswegen“ zu tun haben. Auch ist nicht die Frage strittig, *wie* soziale Prozesse als gleichgewichtssuchende Vorgänge modelliert werden müssen – die Parsons-Schule weiß durchaus, wie man zu diesem Zweck zu verfahren hat (vgl. Smelser 1995) –, sondern welche Modellsprache und Modellform zu wählen sind, um *Ungleichgewichtsprozesse* oder „Diskontinuitäten“, wie es in der Parsons-Schule bisweilen geheißen hatte (vgl. Eisenstadt 1978), zu analysieren.

Beim (nach-parsonsianischen) Umbau der handlungssystemischen Theoriearchitektonik haben sich bei der Lösung des Problems, wie Diskontinuitäten theoretisch aufzuarbeiten sind, zwei Einsichten nicht vermeiden lassen: Zum einen bedürfen alle Systemprozesse und deren Allokationswirkungen und Verteilungsstrukturen einer mikrofundierenden und d. h. handlungstheoretisch angeleiteten Erklärung,[36] und zum anderen muss man einsehen, dass der soziale Zusammenhalt durch

34 Vgl. für diese Debatte Demerath und Peterson (1967). In Deutschland waren die Beiträge von Ralf Dahrendorf (1967, S. 212-313) richtungsweisend.

35 Die Konfliktforschung streitet natürlich über Anzahl und Reichweite jener „Faktoren“ und „Mechanismen“, von denen die Dauerhaftigkeit von Konfliktlagen abhängen mag, vgl. für einen Problemüberblick Bonacker (1996).

36 Dieses Thema soll mich heute nicht weiter beschäftigen, vgl. dazu Schmid (2006; 2011). Der sogenannte „Neofunktionalismus“ hatte erste Schritte in Richtung einer Mikrofun-

ganz unterschiedliche Prozesse bewerkstelligt wird, deren schwankungskritische Eigenheiten spezielle Modellierungsannahmen benötigen, die nicht nur angeben, *wann und unter welchen Bedingungen* Gleichgewichtszustände erreichbar sind, sondern vor allem: *ob und wann* soziale Prozesse *gleichgewichtsfern* verlaufen können. In diesem letzteren Zusammenhang kann man dann auch die nähere – uns interessierende – Frage stellen, wie man disruptive Prozesse im Rahmen von Ungleichgewichtsmodellen analysieren könnte.

Dabei kann der soziologischen Theoriebildung nur dienlich sein, wenn sie zur Kenntnis nimmt, dass sich seit geraumer Zeit eine allgemeine (und d. h. vor allem: mathematisch-formal angelegte) „Theorie dynamischer Systeme" entwickelt hat, die eine ganze Reihe von – allerdings sachlich wie logisch unzusammenhängenden (vgl. Mainzer 2008, S. 113)[37] – Vorschlägen unterbreitet, welche ordnungsbildenden wie ordnungszerstörenden Prozesse es gibt und mit welchen begrifflichen Mitteln man sie darstellen könnte.[38] Diese Literatur gründet auf drei (parallelen und beliebig kombinierbaren) Vorstellungen: dass sich Prozesse *dynamisch* und *selbstreferenziell*, unter Dissipation von Energie vollziehen,[39] sodass statische Gleichgewichte nur unter Grenzbedingungen zu erwarten sind; dass Prozesse zudem *nichtlinear* verlaufen[40] und deshalb mithilfe von Funktionen beschrieben werden müssen, die in der Lage sind, diesem Tatbestand Rechnung zu tragen (rekursive Funktionen, Stufenfunktionen, Bifurkationen etc.; vgl. Weidlich 2002); und dass endlich der

---

dierung der Parsons-Theorie unternommen, war aber nicht weit genug gegangen und hatte sich im Übrigen mit eigenen, zusätzlichen Fehlern belastet (vgl. Schmid 2003a).

37 Meinem Verständnis folgend hatte bereits Georg Simmel (in der Nachfolge Spencers) versucht, die soziologische Theoriebildung an naturphilosophische Dynamiken anzuschließen (vgl. Schmid 1998, S. 46ff.). Die gängige kultursoziologische Lesart der Verdienste Simmels hat diese Deutung erwartbarerweise ignoriert.

38 In vielen Fällen steht die „Entstehung von Ordnung" (vgl. Dress et al. 1986; Krohn und Küppers 1992) durchaus in Fortführung der Weber-Parsons-Tradition im Vordergrund des Rezeptionsinteresses; man vergleiche die populärwissenschaftliche Darstellung dieser Vorschläge bei Kauffman (1998) und Mainzer (2008). Kauffmann (1993) ist anspruchsvoller, ebenso die ‚soziologisch' gewichtete Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse der Prozessforschung durch Valjavec (1985).

39 „Selbstreferenzialität" ist sowohl der Parsons'schen wie der Luhmann'schen Tradition geläufig, wohingegen die Tatsache, dass Systemprozesse unter Dissipation von Energie zu verlaufen pflegen, nicht eigens thematisiert wird. Die Frage ist dann natürlich, was unter „Energie" zu verstehen ist. Parsons (1951) würde „Motivation" einsetzen, für Luhmann wüsste ich keine eindeutige Antwort.

40 Paradigmatisch dafür sind die für einige Zeit auch in der Soziologie viel beachteten Arbeiten von Prigogine, vgl. Nicolis und Prigogine (1987) sowie (populärwissenschaftlicher) Prigogine und Stengers (1981).

Determinismus eines Prozesses mit seiner Vorhersagbarkeit nicht identifiziert werden sollte.[41]

Solche Vorschläge könnten den Versuch anleiten, sozialen (oder strukturellen) Wandel als (ressourcen- und motivationsaufwendige) *diskontinuierliche Selektionsprozesse* zu modellieren, deren Verlauf durch generative Algorithmen und (schwankende) Situations- bzw. Kontrollparameter beschrieben werden kann.[42] Ein Beispiel wäre die Idee, dass man die Selbsttätigkeit sozialer Aufbau- und Umstrukturierungsprozesse als Folge von „Selbstversklavungen" erklären könnte, wie sie Haken (1981) diskutiert hatte; auch Luhmanns Popularisierung der Autopoiesis (vgl. Luhmann 1984) greift einen der in diesem Zusammenhang aufgekommenen Vorschläge auf.[43] Man kann aber auch an die Revision der Vorstellung denken, dass Systemprozesse einen repetitiven Charakter aufweisen müssen, um einen Platz im Rahmen eines erklärenden Forschungsprogramms zu finden.[44]

Soweit ich sehe, hat man in der Soziologie die Chance, diese Literatur zur Modellierung von strukturellen Disruptivitäten zu verwenden, nur auszugsweise genutzt; immerhin hat aus dem (reichhaltigen, wenn auch etwas unübersichtlichen) Angebot eine Trias von Modellen eine – wenn auch zögerliche – Aufnahme gefunden: Schwellenwertmodelle, die Katstrophentheorie und die Fluktuationstheorie.[45]

Gehen wir diese Modelle anhand der beiden Disruptiviätsaspekte durch und werfen zunächst ein Auge auf ihre Fähigkeit, die Plötzlichkeit von wandlungsinduzierenden Ereignissen bzw. Prozessen zu erfassen.

---

41 Paradigma dafür ist die „Chaosforschung", vgl. als Überblick Smith, P. (1998). Leichter zugänglich ist Davis (1988).

42 Vgl. für eine mehr als reichhaltige Literatur Van Parijs (1981) und Corning (1983). In Anschluss an dieses neo-evolutionistische Programm hatte auch ich für einige Zeit versucht, der Beengtheit der Parsons-Tradition zu entkommen, vgl. Schmid (1989, Kap. 5).

43 Man sollte beachten, dass die soziologische Rezeption dieses Maturana-Varela-Programms auf breiter Front versucht wurde, aber angesichts der Dominanz Luhmanns ohne weiteren Einfluss geblieben ist, vgl. Bühl (1990); Fischer (1991) u. a.

44 Vgl. für Vorgehensvorschläge und eine Diskussion basaler Vorstellungen der damit verbundenen Probleme Lloyd (1986); Murphey (1994); Bates et al. (1998) u. a. Dass deterministische Prozesse auch „chaotische" Konsequenzen haben können, wollte seinerseits bereits Richard Pieper (1989) ins Merkbuch der Soziologen eingetragen wissen.

45 Diese Theorien (oder Modelle) können miteinander (teilweise logisch) verknüpft und auseinander abgeleitet werden. So enthält die Katastrophentheorie einen Platz für sogenannte „Bifurkationen", die auch in der Fluktuationstheorie eine Rolle spielen. Ich gehe auf diese Fragen nicht ein.

4.1 Die Modellierung rascher Veränderungen

Um die Beachtung von Schwellenwertmodellen hat sich insbesondere Mark Granovetter verdient gemacht,[46] und die beiden zuletzt genannten Modellverfahren sind – wenn auch nicht mit durchschlagendem Erfolg – zeitgleich von Walter L. Bühl (1990, S. 90ff.) und von Renate Mayntz (1997, S. 114ff. u. 312ff.) aufgegriffen worden. Dabei sind vor allem die beiden erstgenannten Prozesstypen geeignet, die Plötzlichkeit und „Rapidität" – wie Lars Clausen (1994, S. 23) formuliert hatte – von Umschlagsprozessen zu modellieren, deren Eigenheiten wenigstens von Ferne an das heranzureichen scheinen, was wir uns gerne unter einem Geschehen vorstellen wollen, das unsere Resilienz und Widerstandskräfte herausfordert.

4.1.1 Schwellenwertmodelle

Schwellenwertmodelle haben sich bei der Erklärung des ostdeutschen Umsturzes, aber auch bei anderen Formen „sozialer Bewegungen" bewährt (vgl. Opp 2009). Sie gehören zur Familie der sogenannten *häufigkeitsabhängigen Prozesse*, die – in soziologischen oder generell sozialwissenschaftlichen Anwendungsfällen – dadurch geprägt sind, dass eine bestimmte Anzahl von Akteuren sich im unterschiedlich generierten Wissen darüber, was ihre Mitakteure tun (werden), zu einer bestimmten Handlung entschließt. Je nach Ausprägung der basalen Variablen (und Parameter) eines solchen Modells resultieren ganz heterogene Dynamiken. So können auf diese Weise aus einer augenscheinlich völlig atomisierten Menge von Personen handlungseinige Kollektive werden, die immer mehr Mittäter finden, solange sich die anfängliche Menge aus Akteuren zusammensetzt, die dann mittun werden, wenn sich eine aus ihrer Sicht hinreichende Anzahl von Mitakteuren bereits zur „kollektiven Tat" – oder wie Durkheim gesagt hätte: zur „action sociale" – entschlossen zeigt. Bei geeigneter Verteilung solcher Schwellenwerte können eventuell Beteiligungskaskaden entstehen (vgl. Kuran 1995); die in der Soziologie seit Langem etablierte Diffusionsforschung (vgl. Rogers 1983) kann als ein gesonderter Anwendungsfall einer derartigen „Verbreitungsdynamik" interpretiert werden. Andererseits aber kann es auch sein, dass sich kein aktionsmächtiges Kollektiv bildet, weil jeder darauf wartet, dass andere mit der „collective action" beginnen, bzw. alle die vielleicht sogar begründete Vermutung hegen, dass keiner so dumm sein wird, die Set-up-Kosten einer solchen Kollektivhandlung vorzuschießen (Olson 1968).[47] Wenn hingegen alle

46 Vgl. Granovetter (1978); vgl. der Sache nach auch Marwell und Oliver (1993).

47 Auch die spieltheoretische Variante der Rational-Choice-Theorie interessiert sich für diesen Fall, weil sich hinter der betreffenden Situationslogik ein Gefangenendilemma versteckt, das in diesen Kreisen sehr beliebt ist. Das rationalistische Forschungsprogramm

infrage kommenden Akteure zeitgleich agieren, lässt sich die Umformung einer Menge von vereinzelten Personen in eine ziel- und handlungsgerichtete Gruppe – auch aus der Sicht der beteiligten Akteure – leicht als ein Vorgang beschreiben, der sich in der Form eines „Nullzeitsprung[s]" (Mayntz 1997, S. 119) und in diesem Sinn als „disruptiver Wandel" vollzieht. Randall Collins' Theorie der kollektiven Gewalt (vgl. Collins 2011) kennt weitere dazu passende Beispiele, wenn er schildert, dass sich gewaltbereite Akteure nur dann zu einer entsprechenden Kollektivaktion aufraffen, wenn es ihnen in Interaktion gelingt, die Angstschwelle zu überschreiten, die jeden Einzelnen daran hindert, zu öffentlich wahrnehmbaren Gewalthandlungen zu schreiten; oder man denke an die als „spontan" beschriebene Akklamation zur Inthronisation politischer Führer[48] und ähnliche Prozesse, in denen die Motivations- und Aufmerksamkeitsgleichschaltung der beteiligten Akteure vom gleichzeitigen Erreichen eines bestimmten Beteiligungswerts abhängig ist. Man kann – um Anschluss an die Semantik der soziologischen Gleichgewichtstheorie zu halten – für den Fall, dass derartige Selbstorganisationsprozesse gelingen, generalisierend auch von „rapiden Übergängen vom ‚Chaos' zur Ordnung" (Mayntz 1997, S. 123; vgl. Bammé 1986) sprechen.

4.1.2 Die Katastrophentheorie

Die Katastrophentheorie ist komplexer ausgelegt und behandelt einen allgemeineren Fall, erlaubt indessen ein erweitertes Verständnis von Strukturveränderungen, sowohl in Richtung auf Umbrüche und „Desorganisationsphänomene" (Mayntz 1997, S. 122) als auch in Form morphogenetischer[49] oder „anastrophischer" Prozesse (Renfrew 1984, S. 383ff.). Die Katastrophentheorie war anfänglich als eine (rein) mathematische Technik zur Analyse von Veränderungsprozessen innerhalb zunehmend komplexer werdender Topologien entworfen worden (Thom 1975) und

ist aber nicht dafür bekannt geworden, der *Plötzlichkeit* sozialer Abstimmungsprozesse bzw. deren Scheitern besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Dass Suboptimalitäten vorkommen und stabil sein können, gehört allerdings zum festen Wissensbestand, vgl. für Details Maurer und Schmid (2010).

48 Natürlich verdankt sich diese „Spontaneität" höchst selektiven Umständen, vgl. Kanter (2009, S. 256ff.).

49 Vgl. Archer (1995). Diese Autorin entwickelt ihre Überlegungen zu den „strukturschaffenden generativen Mechanismen" nicht im Rahmen einer allgemeinen (formalen) Modelllogik, sondern vor dem eher philosophisch zu nennenden Hintergrund der Frage, wie man „Strukturemergenz" theorie-begrifflich erfassen kann.

stellt insoweit ein formales Kalkül dar. Immerhin scheint es nicht unmöglich zu sein, sozialwissenschaftlich verwertbare Interpretationen ausfindig zu machen.[50]

Die Grundannahmen des (einfachsten) Katastrophenkalküls sind die folgenden: Es gibt erstens einen (topologischen) Verhaltensraum bzw. eine Verhaltensebene, auf der sich die Zustände eines Systems und deren Veränderungen – als Kurven interpretiert – platzieren lassen. Diese Zustandsebene ist durch einen Falz („cusp" im Englischen) gekennzeichnet, dessen „Deckel" sich mit seiner „Unterseite" überlappt und auf diese Weise einen Bereich ausschneidet, der durch das Verhalten des untersuchten Systems nicht erreicht werden kann. Um diesem Falz eintragen zu können, muss man akzeptieren, dass der Zustandsraum eine Höhenneigung aufweist. Die Höhenunterschiede der Verhaltensfläche definieren ihrerseits die jeweilige Energieausprägung, die das untersuchte System oder seine Elemente haben müssen, um sich dort aufzuhalten. Sodann gilt, dass das dynamische Systemgeschehen bzw. die verschiedenartigen Ausprägungen des Energieniveaus (im einfachsten Fall) durch zwei sogenannte Kontrollparameter gesteuert werden, den „Normalfaktor" und den „Spaltungsfaktor", deren ebenso wechselwirksame wie variierende Ausprägungen sich in einem (planen) „Kontrollraum" eintragen lassen, dessen Ausdehnung sich mit der Verhaltensebene deckt. Mit Zunahme weiterer Parameter kompliziert sich der Falz zu in sich verdrehten Oberflächen, die endlich nicht mehr geometrisch abbildbar sind, weshalb meines Wissens – in den Sozialwissenschaften wenigstens – nur Falz- und (sogenannte) Schmetterlingskatastrophen und damit jene Fälle diskutiert werden, in denen ein weiterer Falz in den ersten „eindringt", was zu einer (höchstens) zweifachen „Verdrehung" des Verhaltensraums führen kann. Wenn das Systemgeschehen durch die Steuerungswirkung dieser Faktoren an den Rand des (jeweiligen) Falzes gerät und über diesen hinaus getrieben wird – so die dritte These –, ändert es sich (verrechnet mit dem kontinuierlichen Änderungen der Systemtrajektorie auf der übrigen Verhaltensoberfläche) abrupt und zwar unter augenblicklichem Verlust oder unter spontanem Zugewinn an entsprechender Energie. Energieverzehrende „Katstrophen" stehen demnach energiesteigernden „Anastrophen" gegenüber.[51]

50 Vgl. Woodcock und Davis (1980). Auch finden wir etwa den Versuch, die „Entwicklung der modernen Sozialversicherungsgesetzgebung" katastrophentheoretisch zu erklären (Müller, G. 1995), und ich selbst hatte seinerzeit die möglicherweise abwegige Vorstellung, die „nichtkumulativen Entwicklungsepisoden" (Kuhn 1967, S. 128) des (berühmten) Kuhnschen Paradgimenwechsels – wenigstens „begrifflich" – in einen katastrophentheoretischen Rahmen einfügen zu wollen (Freber und Schmid o. J.).

51 Vgl. Renfrew (1984, S. 383f.). Dieser Autor verwendet die Möglichkeit eines „upward collapse" zur Modellierung von Prozessen der Staatenbildung.

Man kann sicher unterstellen, dass diese beiden Modelle eines raschen Verhaltens- oder Strukturübergangs nicht die einzig möglichen sein werden, sodass anzunehmen ist, dass sich in ihnen die Menge der Modellierungen disruptiver Vorgänge nicht erschöpft. Wie die unterschiedlichen Modellangebote logisch zusammenhängen, müsste man eigens untersuchen. Auch trifft man im Fall dieser theoriedynamischen Systematisierungen auf dasselbe Problem, das uns bereits bei den Parsonsschen Systemmodellen begegnete: Wir haben es bei Schwellenwertmodellen und bei Katastrophenmodellen mit formal-analytischen (bzw. rein numerisch oder geometrisch darstellbaren) Kalkülen zu tun, die erst handlungstheoretisch „erschlossen" (oder ausgedeutet) werden und zudem mit einem mikrofundierenden Erklärungsargument versehen werden müssen, das die Mechanismen angibt, welche die Veränderung des Energieniveaus und, daran geheftet: der unterschiedlichen Interaktions- bzw. Interdependenzformen zur Folge haben. Ihr Vorteil aber besteht in jedem Fall darin, unserer Vorstellung darüber, welche Verhältnisse zum „Abriss" einer (gerichteten) Entwicklung führen oder eine plötzliche Zustandsveränderung eines Systemzustands oder -geschehens bedeuten könnten, einen Halt zu geben.

4.1.3 Das Fluktuationskalkül

Mithilfe dieses Kalküls kann man einen andersgearteten Prozesstyp modellieren bzw. die beiden bislang diskutierten Modelle um die zusätzliche „Variable" des Energieaufwands der Systemelemente erweitern, um damit einen bislang implizit gelassenen (bzw. konstant gesetzten) Faktor eigens zu betonen. In diesem Fall wird den Elementen eines Systems eine (funktional spezifizierte) Eigenbewegung zugesprochen, die es ihnen erlaubt, sich in einem Verhaltensraum, der keine Katastrophenfalze aufweisen muss, aber kann, nur beengt und bedrängt durch Nachbarelemente, frei (im Sinne von: „erratisch") oder einem feststehenden Rhythmus folgend zu bewegen. Die frei beweglichen Elemente stehen demnach in Interdependenz, wenn sie nicht sogar (in einem handlungstheoretisch zu entschlüsselnden Sinn) interagieren, woraus sich, abhängig von der Wirkung fixierter Parameter, diskontinuierliche (und d. h. auch selbstverstärkungs- und schwellenwertabhängige) Gesamtdynamiken ergeben können, wie Steigerungsprozesse und Deeskalationen, Turbulenzen und Gedränge, Wellen und Zyklen, Diffusionsprozesse, aber auch Synchronisationen und Gleichtakt (vgl. Bühl 1990, S. 124ff.). Indem sich etwa durch Zunahme der die Energiezufuhr abbildenden Kontrollparameter Fluktuationen aufschaukeln, können sich System- und Ordnungszustände (ruckartig) auflösen und auf erhöhtem Niveau neue (emergente) Ordnungszustände ausbilden. Alle diese Prozesse verdanken sich (*nicht-linearen* und entsprechend diskontinuierlichen) Bewegungsüberlagerungen und „Interferenzen" (Mayntz 1997, S. 334), deren Voraussetzungen und Aggregatsfolgen die beteiligten oder betroffenen Akteure

in aller Regel weder überblicken noch vorhersehen können.[52] Hält man das Energie- oder Motivationsniveau der Akteure demgegenüber konstant, dann tragen die verschiedenartigen „Akteurskonstellationen“ (Schimank 2000, S. 173ff.) und institutionellen „Konfigurationen“ (Mayntz 1997, S. 23) bzw. die Kollektivfolgen der ihnen zugrunde liegenden Beziehungsformen die Hauptlast der Erklärung der jeweiligen Systemdynamik. Unter diesen Bedingungen können Brücken zu den beiden Parsons’schen Modellen des reproduktiven bzw. fließdynamischen Gleichgewichts geschlagen werden.

4.2 Zusammenbruchsmodelle

Eine der logischen Folgen dieses Brückenschlags ist es, dass solche Modelle den endgültigen Zusammenbruch eines Systems – und damit den zweiten Aspekts meines Disruptivitätsverständnisses – (zunächst jedenfalls und mit thematischer Absicht) nicht im Blick haben; auch im „Katastrophenfall“ besteht das System fort, obgleich man sich sicher eine topologische Darstellung ausdenken kann, die vorsieht, dass ein System unter Auflösung seiner Strukturen gewissermaßen „ins Leere“ stürzt; mir sind aber Formalisierungen dieser Art nicht bekannt.[53] Leichter fällt es, Schwellenwertmodelle und Fluktuationsmodelle so zu erweitern, dass sie selbstzerstörerische „Phasensprünge“ und „Systemzusammenbrüche“ erfassen können (vgl. Mayntz 1997, S. 130ff.), auch wenn die sozialwissenschaftliche Folklore in aller Regel weit mehr Gewicht auf die Bedingungen legt, unter denen Fluktuationen, Zufälligkeiten und Bifurkationen die wiederholte Gewinnung (adaptiver oder funktionaler) Gleichgewichte bzw. die Herauskristallisierung neuartiger (emergenter) Ordnungsoptima zur Folge haben (vgl. die Themengewichtungen bei Bühl 1990 oder Mainzer 2007).

---

52 Mit zunehmender Entfernung von Zufallsgleichgewichten können die dem Systemgeschehen zugrunde liegenden Dynamiken auch nicht mehr berechnet werden (vgl. Mainzer 2008, S. 45).

53 Vorstellen kann man sich solche Abstürze als Konsequenz eines „lock in“ (Arthur 1994), in dessen Gefolge die Akteure ihre Verbands- und Beziehungsformen nicht aus sich akkumulierenden Gefährdungsbereichen herausführen können. Der Zusammenbruch wäre dann Ergebnis eines „pfadabhängigen“ Prozesses. Dessen Modellierung steht aber in keinem zwingenden Verhältnis zum Kollaps von Systemen, sondern kann auch für recht dauerhafte Zustände der „Ineffizienz“ vorgenommen werden (vgl. Ackermann 2001).

4.2.1 Der Zusammenbruch von Wissens- und Regelstrukturen

Um demgegenüber ein – auch empirisch haltbares – Bild davon zu gewinnen, unter welchen Bedingungen soziale Ordnungen kollabieren, kann man zwei Argumentationslinien verfolgen. Zum einen sollte man – durchaus in Fortführung eines Gedankens der Fließgleichgewichtsvorstellung der Theorie des strukturellen Wandels – an den Fall denken, dass die soziale Kontrolle und damit die Restabilisierungsbedingungen der sozialen Beziehungsformen sich auflösen, weil es den beteiligten Akteuren aus den verschiedensten Gründen (intern wie extern entstehender „Drücke" und Störlagen wegen) nicht länger gelingt, die Bereitschaft (oder die Motivation) zu aktivieren, sich an die bestehenden *Überzeugungen* oder *Regeln und Normen* zu halten. Diese „Auflösung" kann das Ergebnis eines raschen oder langsamen, sich selbst verstärkenden Erosionsprozesses sein, an dessen Ende Desorientierung und Anomie herrschen, was endlich die Belastungen, die man infolge des weiteren Aufenthalts in einem bestimmten Beziehungsumfeld auf sich nehmen muss, größer werden lässt als die abschätzbaren Exit-Kosten. Eine solche Rechnung wird vor allem dann motivierend wirken, wenn die Akteure anderswo Belohnungen in Aussicht haben, die ihre Abwanderungskosten aufwiegen. George C. Homans schildert einen Fall, in dem eine ehemals prosperierende Gemeinde „desintegriert", weil Abstimmungs- und Aushandlungskonflikte überhandnehmen, deren Austrag die zur Aufrechterhaltung des Zusammenlebens benötigten Wechselemotionen unterhöhlen und gemeinsame Aktivitäten zunehmend unattraktiver gestalten.[54] In stiller Fortführung dieser Deutung unterfüttert auch Renate Mayntz ihre Betrachtungen zum Systemzusammenbruch mit einer Schilderung des systeminternen Koordinations- und Kontrollverlustes bzw. des Versagens von „Mechanismen der Störungsverhinderung" und „Strategien der Störungsbewältigung" (Mayntz 1997, S. 132), die handlungstheoretisch ausgedeutet als Kompetenz- und Regulierungsverluste registriert werden können. Ob Systemabbrüche plötzlich (oder eher zäh und verlangsamt) erfolgen, wird davon abhängen, ob die hierzu relevanten Bedingungen (Erreichung eines kritischen Phasenübergangs und Überschreiten eines Schwellenwertes) realisiert sind.

54 Vgl. Homans (1960, S. 317ff.). Auch Mertons berühmte Anomiestudie (Merton 1995, S. 127ff.) setzt den „Zusammenbruch regulatorischer Strukturen" mit dem Verlust sozialer Kontrolle gleich, interessiert sich aber weniger für eine (allgemeine) Theorie des Wandels als für die Erklärung eines evolutionär stabilen Gleichgewichts zwischen Akteuren, deren Handlungsstrategien die (legitimen) Regeln beachten, und solchen, die in devianter Weise darauf verzichten (vgl. meine Deutung in Schmid 1998, S. 71ff.).

4.2.2 Der Zusammenbruch der Versorgungslage

Einen inhaltlich anderen Akzent setzen jene – zumeist als „materialistisch" etikettierten – Modellierungen, die den abschließenden Zusammenbruch eines Gesellschaftsverbands nicht davon abhängig sehen, dass die Akteure nicht länger darauf rechnen können, dass die vorherrschenden Wissensbestände erfolgreiches Handeln sicherstellen oder die Institutionen stützenden Regeln und Abstimmungsmechanismen eingehalten und bewahrt (oder durch legitimierte und an die veränderten Bedingungen angepasste Vorkehrungen ersetzt) werden, sondern eher davon, dass es ihnen nicht gelingt, sich die *materiellen Ressourcen* zu besorgen, die sie für das „Überleben" ihrer Gemeinschaften und Verbände benötigen.[55] Dabei können außerhalb des betreffenden Handlungssystems liegende Einflüsse ebenso eine Rolle spielen wie systemendogene Prozessverläufe. So finden wir externe Schocks wie den Zerfall von Handelsbeziehungen, das Ausbleiben von Tributen, Steuer- und Rentenzahlungen oder die Ressourcen zerstörende Kriegsereignisse, aber auch Überbewirtschaftungsphänomene wie Erschöpfung von Ackerböden und Bergwerken, die Überfischung von Gewässern oder die Überbeanspruchung der Waldreserven und dergleichen, womit einstmals erfolgsträchtige Technologien nicht weitergeführt werden können und in der Folge reproduktionswichtige Einkommensquellen versiegen. Belege für solche Entwicklungen sind leicht zu finden. So hat Joseph Tainter (1988) eine Liste solcher „Systemkollapse" zusammengestellt und auch die theoretische Aufbereitung der Szenarien durchgesehen, die erklären können, weshalb die Güter- wie die sie tragende Informationsökonomie einer Gesellschaft unwiderruflich in eine Marginalitätszone rücken, aus der sich ihre Mitglieder unter den vorherrschenden Bedingungen nicht befreien können – und sich in der Folge in ihr Umfeld zerstreuen oder (buchstäblich) „untergehen". Anschauliches Belegmaterial findet sich auch bei Robert Bates (2001), Douglas North et al. (2009) sowie Acemoglu und Robinson (2013), die sich um die Klärung jener „diabolischen Rückkoppelungsschleifen" bemühen, die die Bewahrung einer staatlichen Ordnung hintertreiben und die daran gekoppelte Wohlstandsmehrung auf absehbare Zeit verhindern, wenn nicht zur Gänze unterminieren. Und endlich weiß auch die Sozialanthropologie seit Langem, dass es sich lohnen wird, jene Prozesse der „Maladaption" (Rappaport 1977) zu erforschen, die das Erreichen homöostatischer Gleichgewichte blockieren und eine Gesellschaft mehr oder minder beschleunigt über ihre Überlebensklippe treiben können. Der Einfachheit halber kann man zu

55 Die Resilienzforschung hat bereits Anschluss an solche Forschungen, deren Kernmodell aber gleichwohl davon auszugehen scheint, dass sich Zusammenbrüche vermeiden lassen und ein neues Gleichgewichtsniveau gesellschaftlicher Organisation gewonnen werden kann (vgl. Redman und Kinzig 2003).

dieser Klasse von Zusammenbrüchen auch die Ausrottung einer Population im Gefolge von Eroberungskriegen oder von Vernichtungsaktionen zählen bzw. die Auflösung sozialer Verbände infolge von Vertreibungen und Versklavungsaktionen.[56]

5 Ergebnis

Die klassischen soziologischen Theorien der Stabilisierung, des Wandels und der geordneten Umgestaltung sozialer Beziehungsformen geben keine nähere Auskunft über die zeitliche Gestalt der betreffenden Prozesse. Dass es disruptiven Wandel, verstanden als „abrupte" oder plötzliche Veränderung der Reproduktionsbedingungen sozialer Beziehungsformen, geben kann, ist damit zwar nicht auszuschließen; man muss aber sehen, dass sich die genauen Bedingungen hierfür mangels einer handlungstheoretisch tragfähigen Behandlung des für die Lösung von Abstimmungsproblemen benötigten Zeitbedarfs nicht zwingend herleiten.

Disruptivität, verstanden als endgültiger Zusammenbruch, lässt sich damit in Verbindung bringen, dass Akteure die Voraussetzungen, unter denen ihre Abstimmungs- und Allokationsprozesse weiterlaufen können, nicht mehr herstellen oder garantieren können oder wollen. Exit und Tod sind die beiden „Ecklösungen" der damit verbundenen Probleme. Da die Theorie des sozialen Wandels ebenso wie die Modelle, die es sich zum Ziel gesetzt haben, diskontinuierliche Dynamiken zu erfassen, eher als ein formaler Kalkül denn als eine empirisch gehaltvolle Theorie gelten müssen, benötigt man eine handlungstheoretisch informierte, empirisch zutreffende Deutung der kontingenten Umstände, angesichts derer die Akteure agieren müssen, um zu erklären, weshalb sie ihre Beziehungen verlassen (oder zu verlassen gezwungen sind). Die Zahl der Gründe dürfte identisch sein mit der offenen, in jedem Fall historisch höchst variablen Menge der Bedingungen, die die Aufrechterhaltung „geordneter" Verhältnisse *gefährden* und endlich *unterbinden*.[57] Diese Menge bleibt darüber hinaus auch insoweit unbestimmt, als es keine ausgearbeitete Theorie darüber gibt, welcher motivationswirksame Kostenaufwand und welche Gewinnaussichten mit der Weiterführung hinreichend erwartungssicherer Strukturen verbunden sind. Das heißt umgekehrt, dass keine Erklärung gesellschaftlicher Veränderungen und Umbrüche zutreffen wird, die die

56 Ich denke, dass ich mir auch im vorliegenden Fall Literaturangaben ersparen kann; die Geschichte der Staats- und Herrschaftsentstehung, der Kolonialisierung und des Kriegs enthält mehr Belege als nötig.

57 Die Parsons-Schule hatte noch darauf gehofft, eine *endliche* Anzahl solcher „Voraussetzungen" zu identifizieren, vgl. Levy (1952, S. 149ff.).

prinzipielle Unwissenheit der Akteure um die Voraussetzungen und Folgen ihres Zusammenhandelns und damit um die unvermeidbare „Logik des Misslingens" (Dörner 1989) aus den Augen verliert.[58]

6 Ein abschließender Kommentar

Welche Konsequenzen kann (oder muss) die Resilienzforschung aus der geschilderten Sachlage ziehen? Ich beschränke mich auf drei Bemerkungen.

Ein Gutteil der theoretischen Vorstellungen, vor deren Hintergrund sich die (normative) Nachfrage nach Resilienzaufrüstung oder -umgestaltung ausbildet, hat denselben Abstraktionsgrad wie die gleichgewichtsorientierte Systemtheorie oder die Theorie dynamischer Systeme (vgl. Redman und Kinzig 2003; Bürkner 2010). Um zu zeigen, was diese Theorievorstellung leisten kann, um der Resilienz einen auch technologisch verwertbaren Ort zuzuweisen, muss die Resilienzforschung erst das Feld empirisch triftiger Anwendung abstecken und die betreffenden (sozialen wie materiellen) Szenarien einer mikrofundierenden Analyse unterziehen. Dazu bedarf es zum einen einer hinreichend ausformulierten Handlungstheorie, was die Resilienzforschung dazu zwingen wird, zwischen den unterschiedlichen „paradigmatischen" Angeboten auszuwählen. Zwingende Vorgabe jeder Theoriewahl wird nur sein, dass die Behandlung der Rezilienzthematik eine Handlungstheorie erfordert, die berücksichtigt, in welcher Verlust- oder Gefährdungslage eine Akteursgruppe sich befinden kann, und die erlaubt, die Ignoranz zu identifizieren, unter der die Akteure leiden mögen, wenn es ihnen darum geht, sich gegen die daraus resultierenden Bedrängnisse zur Wehr zu setzen. Auch zu diesem Zweck muss die Resilienzforschung zum anderen kontrollieren, ob die zum Einsatz verpflichteten Formalmodelle (tatsächlich) alle Faktoren benennen, die handlungstheoretisch ausschlaggebend sind.

Zusätzlich muss gelten, dass auch eine handlungstheoretisch gelungene und formal handhabbare Modellierung disruptiver Prozesse nicht zugleich klärt, ob und in welcher Weise sich die davon betroffenen Akteure gegen ihr Schicksal erfolgreich zur Wehr setzen können oder nicht. Das heißt auch, dass die Beurteilung der technologischen Tauglichkeit von Resilienzmaßnahmen wohl bereichs- und fallweise erfolgen muss und auch aus einer um Disruptivitäten ergänzten Theorie

---

58 Den grundsätzlichen Handlungsunwägbarkeiten möchte die neuere Resilienzforschung offenbar ebenso gerecht werden wie der Nicht-Linearität gesellschaftlicher Prozesse, vgl. Christmann et al. (2011, S. 8); Lorenz (2010). Einen wertvollen Überblick über den Zusammenhang zwischen Wandel und Resilienz geben Keck und Sakdapolrak (2013).

des sozialen Wandels nicht zwingend abgeleitet werden kann. Dass überdies der Nachweis, dass ein struktureller oder institutioneller Zusammen- oder Abbruch droht, nicht heißen muss, dass sich der Aufbau und die Aktivierung von Resilienz lohnt, hat die Resilienzforschung – soweit ich sehe – bereits vermerkt.

Und endlich würde ich vermuten, dass es keinen (theoretischen wie praktischen) Sinn macht, die Möglichkeit und Bedürftigkeit von gefährdungsmindernden Maßnahmen auf die Fälle zu beschränken, in denen die betroffenen Akteure mit abrupten Ereigniskonstellationen und/oder Zusammenbrüchen konfrontiert sind. Oder anders: Dass ein Ereignis oder der Verlauf eines Prozesses überlebensgefährdend und insoweit abhilfebedürftig sein mag, scheint mir – jedenfalls in zwingender Weise – mit der Frage, ob sich dies rasch oder langsam nähert bzw. plötzlich oder über eine längere, vielleicht sogar absehbare Zeitstrecke vollzieht, nichts zu tun zu haben. Allerdings mag sich infolge der Plötzlichkeit einer erwartungsdestabilisierenden Entwicklung und angesichts der damit verbundenen Gefahren des endgültigen Versagens der greifbaren Kontrollverfahren bzw. des eventuellen „Untergangs" gefährdeter Beziehungsverhältnisse der Problemdruck der betroffenen Akteure ebenso verstärken wie sich angesichts der erwartbaren Nachfrage nach ihrer erfolgreichen Applikation der Druck auf die Resilienzforschung steigert, ihre Vorhersagefähigkeiten zu verbessern und die Reaktionsgeschwindigkeiten eventueller Hilfsmaßnahmen zu erhöhen. Über die Unwägbarkeiten dieser Forderungen kann ein Blick auf das Schicksal der Wirtschaftsprognostik informieren.

Literatur

Acemoglu, D., & Robinson J. A. (2013). *Warum Nationen scheitern. Die Ursprünge von Macht, Wohlstand und Armut.* Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.

Ackermann, R. (2001). *Pfadabhängigkeit. Institutionen und Regelreform*. Tübingen: Mohr Siebeck.

Appelbaum, R. P. (1970). *Theories of Social Change*. Chicago: Markham Publishing Company.

Archer, M. (1995). *Realistic Theory: The Morphogenetic Approach.* Cambridge: Cambridge University Press.

Arthur, B. W. (1994). *Increasing Returns and Path Dependence in the Economy*. Ann Arbor: The University of Michigan Press.

Bammé, A. (1986). Wenn aus Chaos Ordnung wird. Die Herausforderung der Sozialwissenschaften durch die Naturwissenschaften. *Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 2, S. 117-145.

Bates, R. H. (2001). *Prosperity and Violence. The Political Economy of Development*. New York & London: W. W. Norton.

Bates, R. H., Greif, A., Levi, M., Rosenthal J.-L., & Weingast, B. R. (1998). *Analytical Narratives*. Princeton: Princeton University Press.
Bergmann, W. (1981). *Die Zeitstrukturen sozialer Systeme. Eine systemtheoretische Analyse*. Berlin: Duncker & Humblot.
Bonacker, T. (Hrsg.). (1996). *Sozialwissenschaftliche Konfliktforschung. Eine Einführung*. Opladen & Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Bornschier, V. (1998). *Westliche Gesellschaft – Aufbau und Wandel*. Zürich: Seismo.
Buckley, W. F. (1968). Society as a Complex Adaptive System. In W. F. Buckley (Hrsg.), *Modern Systems Research for the Behavioral Sciences. A Sourcebook* (S. 490-513). Chicago: Aldine.
Bühl, W. L. (1990). *Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen*. Stuttgart: Enke.
Bürkner, H.-J. (2010). *Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven*. IRS, Working Paper No. 43. http://www.irs-net.de/download/wp_vr.pdf. Zugegriffen: 15. März 2014.
Christmann, G., Ibert O., Kilper H., & Moss T. (2011). *Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen*. IRS, Working Paper No. 44. www.irs-net.de/download/wp_vulnerabilitaet.pdf. Zugegriffen: 15. März 2014.
Clausen, L. (1994). *Krasser sozialer Wandel*. Opladen: Leske + Budrich.
Collins, R. (2011). *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*. Hamburg: Hamburger Edition.
Corning, P. A. (1983). *The Synergism Hypothesis. A Progressive Theory of Evolution*. New York u. a.: McGraw-Hill.
Dahrendorf, R. (1967). *Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie*. München: Piper.
Davis, P. (1988). *Prinzip Chaos. Die neue Ordnung des Kosmos*. München: Bertelsmann.
Demerath, N. J., & Peterson R. A. (Hrsg.) (1967). *System, Change, and Conflict. A Reader on Contemporary Sociological Theory and the Debate Over Functionalism*. New York & London: The Free Press/Collier-Macmillan.
Diamond, J. (2006). *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
Dörner, D. (1989). *Die Logik des Misslingens*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Dreitzel, H. P. (1967a). Nachwort: Über die historische Methode in der Soziologie. In H. P. Dreitzel (Hrsg.), *Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie* (S. 439-465). Neuwied: Luchterhand.
Dreitzel, H. P. (Hrsg.). (1967b). *Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie*. Neuwied: Luchterhand.
Dress, A., Hendrichs, H., & Küppers, G. (Hrsg.). (1986). *Selbstorganisation. Die Entstehung von Ordnung in Natur und Gesellschaft*. München: Piper.
Eisenstadt, S. N. (1973). *Tradition, Change and Modernity*. New York et al.: John Wiley.
Eisenstadt, S. N. (1978). *Revolution and the Transformation of Societies*. New York & London: The Free Press/Collier Mcmillan.
Eisenstadt, S. N. (Hrsg.) (1970). *Readings in Social Evolution and Development*. Oxford et al.: Pergamon Press
Elias, N. (1977). Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse, *Zeitschrift für Soziologie 6*, S. 127-149.

Etzioni, A. (1968). *The Active Society. A Theory of Societal and Political Processes*. New York: The Free Press.
Etzioni, A., & Etzioni-Halevy, E. (Hrsg.). (1973). *Social Change. Sources, Patterns, and Consequences*. New York: Basic Books (2. Aufl.).
Fischer, H. R. (Hrsg.). (1991). *Autopoiesis. Eine Theorie im Brennpunkt der Kritik*. Heidelberg: Carl Auer.
Freber, J., & Schmid, M. (o. J.). *Instabilität und Dynamik. Zur Anwendung der Katastrophentheorie in der Soziologie*. Forschungsberichte der Universität der Bundeswehr. München.
Galt, A. H., & Smith L. J. (1976). *Models and the Study of Social Change*. New York u. a.: John Wiley.
Giesen, B. (1975). *Probleme einer Theorie struktureller Inkonsistenz. Ein Beitrag zur systemtheoretischen Interpretation sozialen Wandels*. Augsburg: Maro.
Goetze, D. (2002). *Entwicklungssoziologie. Eine Einführung*. Weinheim & München: Juventa.
Granovetter, M. (1978). Threshold Models of Collective Behavior. *American Journal of Sociology 83*, S. 1420-1443.
Haken, H. (1981). *Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken*. Stuttgart: DVA.
Harper, C. L. (1989). *Exploring Social Change*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
Heirich, M. (1964). The Use of Time in the Study of Social Change. *American Sociological Review 20*, S. 386-397.
Hirschman, A. O. (1967). *Die Strategie wirtschaftlicher Entwicklung*. Frankfurt a. M.: Fischer.
Homans, G. C. (1960). *Theorie der sozialen Gruppe*. Köln & Opladen: Westdeutscher Verlag.
Imhof, K. (2006). *Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels*. Frankfurt a. M. & New York: Campus.
Kanter, J. (2009). Identifying the Pathways to Permanent Leadership. In K. J. Vaughn, J. W. Eerkens & J. Kanter (Hrsg.), *The Evolution of Leadership. Transitions in Decision Making form Small-Scale to Middle-Range Societies* (S. 249-281). Santa Fee: SAR Press.
Kauffman, S. A. (1993). *The Origins of Order. Self-Organization and Selection in Evolution*. New York & Oxford: Oxford University Press.
Kauffman, S. A. (1998). *Der Öltropfen im Wasser. Chaos, Komplexität, Selbstorganisation in Natur und Gesellschaft*. München & Zürich: Piper.
Keck, M., & Sakdapolrak, P. (2013). What is ‚Social Resilience'? Lessons Learned and Way Forward, *Erdkunde 67*, S. 5-19.
Klapp, O. E. (1973). *Models of Social Order*. Palo Alto, CA: Mayfield.
Kocka, J., & Nipperdey, T. (Hrsg.). (1979). *Theorie und Geschichte. Beiträge zur Historik 3. Theorie und Erzählung in der Geschichte*. München: dtv.
Koselleck, R. (2003). *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Krohn, W., & Küppers, G. (Hrsg.). (1992). *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung und Bedeutung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Kuhn, T. (1967). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Kuran, T. (1995). *Private Truths, Public Lies. The Social Consequences of Preference Falsification*. Cambridge, MA u. a.: Harvard University Press.
LaPiere, R. T. (1965). *Social Change*. New York u. a.: McGraw-Hill.
Lauer, R. H. (1973). *Perspectives on Social Change*. Boston: Ally and Bacon.
Levy Jr., M. J. (1952). *The Structure of Society*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
Lloydd, C. (1986). *Explanation in History*. Oxford & New York: Blackwell.

Lorenz, D. F. (2010). The diversity of resilience: contributions from a social science perspective. *Natural Hazards*. doi: 10.1007/s11069-010-9654-y
Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Luhmann, N. (1986). *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefahren einstellen?* Opladen: Westdeutscher Verlag.
Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Mainzer, K. (2007). *Der kreative Zufall. Wie das Neue in die Welt kommt*. München: C.H. Beck.
Mainzer, K. (2008). *Komplexität*. München: Wilhelm Fink.
Marwell, G., & Oliver P. (1993). *The Critical Mass in Collective Action. A Micro-Social Theory.* Cambridge: Cambridge University Press.
Maurer, A., & Schmid, M. (2010). *Erklärende Soziologie. Grundlagen, Vertreter und Anwendungsfelder eines soziologischen Forschungsprogramms.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Mayntz, R. (1997). *Soziale Dynamik und politische Steuerung. Theoretische und methodologische Überlegungen*. Frankfurt a. M. & New York: Campus.
Merton, R. K. (1995). *Soziologische Theorie und soziale Struktur.* Herausgegeben und eingeleitet von Volker Meja und Nico Stehr. Berlin & New York: De Gruyter.
Moore, W. E. (1964). Predicting Discontinuities in Social Change, *American Sociological Review 29*, S. 331-338.
Moore, W. E. (1967). *Strukturwandel der Gesellschaft*. München: Juventa.
Moore, W. E., & Cook, R. M. (Hrsg.). (1967). *Readings in Social Change*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
Müller, G. P. (1995). Was leistet die Katastrophentheorie zur Erklärung diskontinuierlichen Wandels? Das Beispiel der Entwicklung der modernen Sozialversicherungsgesetzgebung. In H. Sahner & S. Schwendtner (Hrsg.), *Gesellschaft im Umbruch. 27. Deutscher Soziologentag in Halle 1995* (S. 259-264). Opladen: Westdeutscher Verlag.
Müller, S. S. W. (2010). *Theorien sozialer Evolution. Zur Plausibilität darwinistischer Erklärungen sozialen Wandelns.* Bielefeld: transcript.
Müller H.-P., & Schmid, M. (Hrsg). (1995). *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Murphey, M. G. (1994). *Philosophical Foundations of Historical Knowledge.* Albany: State University of New York.
Nassehi, A. (2008). Die *Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit.* Neuauflage mit einem Beitrag „Gegenwarten". Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (2. Aufl.).
Nicolis, G., & Prigogine, I. (1987). *Die Erforschung des Komplexen. Auf dem Weg zu einem neuen Verständnis der Naturwissenschaften.* München: Piper.
Nisbet, R. A. (1969). *Social Change and History. Aspects of Western Theory of Development.* Oxford: Oxford University Press.
North, D., Wallis, J. J., & Weingast, B. R. (2009). *Violence and Social Order. A Conceptional Framework for Interpreting Recorded Human History.* Cambridge: Cambridge University Press.
Ogburn, W. F. (1969). *Kultur und sozialer Wandel.* Herausgegeben und eingeleitet von Otis Duncan. Neuwied & Berlin: Luchterhand.
Olson, M. (1968). *Die Logik kollektiven Handelns. Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen.* Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Opp, K.-D. (2009). *Theories of Political Protest and Social Movements: A Multidisciplinary Introduction. Critique and Synthesis*. London & New York: Routledge.
Parsons, T. (1951). *The Social System*. New York & Glencoe: The Free Press.
Parsons, T. (1966). *Societies. Evolutionary and Comparative Perspectives.* Englewood Cliffs: Prentice Hall.
Parsons, T. (1968). *The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers.* 2 Bde. New York & London: The Free Press (2. Aufl.).
Parsons, T. (1970a). Some Problems of General Theory in Sociology. In J. C. McKinney & E. Tiryakian (Hrsg.), *Theoretical Sociology. Perspectives and Developments* (S. 27-68). New York: Appleton-Century-Crofts.
Parsons, T. (1970b). Some Considerations on the Theory of Social Change. In S. N. Eisenstadt (Hrsg.), *Readings in Social Evolution and Development* (S. 95-121). Oxford u. a.: Pergamon Press.
Parsons, T. (1971). *The System of Modern Societies*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
Parsons, T. (1976). *Zur Theorie sozialer Systeme*. Herausgegeben von Stefan Jensen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Parsons, T. (1980). *Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien*. Herausgegeben von Stefan Jensen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Parsons, T. & Bales, R.F. (1953). The Dimensions of Action Space, in: T. Parsons, Bales, R.F., Shils E. (Hrsg.), *Working Papers in the Theory of Action* (S. 63-109). New York, London: The Free Press,
Parsons, T., & Bales, R. F. (1955). *Family, Socialization and Interaction*. New York & London: The Free Press.
Parsons, T., & R. F. Bales (1967). Prinzipien des Aktionssystems. In H. Hartmann (Hrsg.), *Moderne amerikanische Soziologie. Neuere Beiträge zur soziologischen Theorien* (S. 289-291). Stuttgart: Ferdinand Enke.
Parsons, T., & Smelser, N. J. (1956). *Economy and Society*. London: Routledge & Kegan Paul.
Pieper, R. (1989). *Die neue Sozialphysik. Zur Mechanik der Solidarität.* Frankfurt a. M. & New York: Campus.
Prigogine, I., & Stengers, I. (1981). *Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens.* München: Piper.
Rappaport, R. A. (1977). Maladaption in Social Systems. In J. Friedman & M. J. Rowlands (Hrsg.), *The Evolution of Social Systems* (S. 49-71). Gloucester Crescent: Gerald Duckworth.
Redman C. L., & Kinzig, A. P (2003). Resilience of Past Landscapes: Resilience Theory, Society, and the 'Longue Durée'. *Conservation Ecology 7*, Artikel 14. http://www.consecol.org/vol7/iss/art14. Zugegriffen: 13. Mai 2014.
Renfrew, C. (1984). *Approaches to Social Archeology.* Edinburgh: Edinburgh University Press.
Rogers, E. (1983). *Diffusions of Innovations*. New York & London: The Free Press (3. Aufl.).
Schimank, U. (2000). *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie.* Weinheim & München: Juventa.
Schmid, M. (1982). *Theorie sozialen Wandels*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Schmid, M. (1986). Zeit und sozialer Wandel. In F. Fürstenberg & I. Mönch (Hrsg.), *Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft* (S. 259-305). Linz: Rudolf Trauner.
Schmid, M. (1989). *Sozialtheorie und soziales System. Versuche über Talcott Parsons*. Forschungsberichte der Universität der Bundeswehr. München.

Schmid, M. (1998). *Soziales Handeln und strukturelle Selektion. Beiträge zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
Schmid, M. (2001). Theoriebeobachtungen. Zur Rekonstruktion und Kritik der skeptizistischen Tendenz der System- und Erkenntnistheorie Niklas Luhmanns. In D. Aleksandrowicz und H. Ruß (Hrsg.), *Realismus – Disziplin – Interdisziplinarität* (S. 153-195). Amsterdam & Atlanta, GA: Editions Rodopi B.V.
Schmid, M. (2003a). Der Neofunktionalismus. Nachruf auf ein Forschungsprogramm. In J. Jetzkowitz und C. Stark (Hrsg.), *Soziologischer Funktionalismus. Zur Methodologie einer Theorietradition* (S. 279-303). Opladen: Leske + Budrich.
Schmid, M. (2003b). Evolution und Selektion. Handlungstheoretische Begründung eines Forschungsprogramms. In T. Meleghy & H.-J. Niedenzu (Hrsg.), *Soziale Evolution. Die Evolutionstheorie und die Sozialwissenschaften* (Sonderband 7 der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie) (S. 74-101). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Schmid, M. (2004). *Rationales Handeln und soziale Prozesse. Beiträge zur soziologischen Theoriebildung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Schmid, M. (2006). *Die Logik mechanismischer Erklärungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Schmid, M. (2011). The logic of mechanismic explanations in the social sciences. In P. Delemenaere (Hrsg.), *Analytical Sociology and Social Mechanisms* (S. 136- 153). Cambridge: Cambridge University Press.
Schmid, M. & Wuketits, F. M. (Hrsg.). (1987). *Evolutionary Theory in Social Science*. Dordrecht: D. Reidel.
Schneider, L. (1976). *Classical Theories of Social Change*. Morristown, NJ: General Learning Press.
Skocpol, T. (1994). Explaining Social Revolutions. In T. Skocpol, *Social Revolution in the Modern World* (S. 3-22). Cambridge: Cambridge University Press.
Smelser, N. J. (1959). *Social Change in the Industrial Revolution. An Application of Theory to the Lancaster Cotton Industry 1770-1840.* London: Routledge & Kegan Paul.
Smelser, N. J. (1972). *Theorie des kollektiven Verhaltens*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
Smelser, N. J. (1995). Modelle sozialen Wandels. In H.-P. Müller & M. Schmid (Hrsg.), *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze* (S. 56-84). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Smith, A. (1976). *Social Change. Social Theory and Historical Processes*. London & New York: Longman.
Smith, P. (1998). *Explaining Chaos*. Cambridge: Cambridge University Press.
Sorokin, P. A., & Merton, R. K. (1937). Social Time. A Methodological and Functional Analysis. *American Journal of Sociology 42*, S. 615-629.
Strasser, H., & Randall, S. C. (1979). *Einführung in die Theorien des sozialen Wandels.* Darmstadt & Neuwied: Luchterhand.
Sztompka, P. (1993). *The Sociology of Social Change*. Oxford & Cambridge: Blackwell.
Tainter, J. A. (1988). *The Collaps of Complex Societies*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.
Thom, R. (1975). *Structural Stability and Morphogenesis. An Outline of a General Theory of Models*. Reading: Westview Press.
Tjaden, K. H. (1969*). Soziales System und sozialer Wandel. Untersuchung zur Geschichte und Bedeutung zweier Begriffe*. Stuttgart: Enke.
Valjavec, F. (1985). *Identité sociale et évolution. Éléments d'une theorie des processus adaptifs.* Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.

Vago, S. (1980). *Social Change*. New York u. a.: Holt, Reinhart and Winston.
Van Parijs, P. (1981). *Evolutionary Explanation in the Social Sciences. An Emerging Paradigma*. London & New York: Tavistock.
Weber, M. (1956). Die sozialen Gründe des Untergangs antiker Kultur. In M. Weber, *Soziologie, weltgeschichtliche Analysen, Politik*. Herausgegeben und erläutert von J. Winckelmann (S. 1-26). Stuttgart: Alfred Kröner (2. Aufl.).
Wehler, H.-U. (1975). *Modernisierungstheorie und Geschichte*. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht.
Weidlich, W. (2002). *Sociodynamics. A Systematic Approach to Mathematical Modelling in the Social Sciences*. London: Taylor & Francis.
Weymann, Ansgar (1998). *Sozialer Wandel: Theorien zur Dynamik der modernen Gesellschaft*. Weinheim & München: Juventa.
Wiswede, G., & Kutsch, T. (1978). *Sozialer Wandel. Zur Erklärungskraft neuerer Entwicklungs- und Modernisierungstheorien*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
Woodcock, A., & M. Davis (1980). *Catastrophe Theory*. Harmondsworth: Penguin Books.
Zapf, W. (Hrsg.). (1969). *Theorien des Sozialen Wandels*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
Zollschan, G.K., & Hirsch, W. (Hrsg.) (1976). *Social Change. Explorations, Diagnosis, and Conjectures*. New York u. a.: John Wiley & Sons.

B Empirische Analysen 1

Resilienz in gesellschaftsanalytischer Absicht

Formen des Umgangs mit Diskriminierung und soziale Resilienz im Neoliberalismus

Die Vereinigten Staaten im Vergleich[1]

Michèle Lamont, Jessica S. Welburn und Crystal M. Fleming

Angehörige stigmatisierter Gruppen leben oft mit der Erwartung, im täglichen Leben besonders kritisch beäugt, übersehen, unterschätzt, missverstanden und respektlos behandelt zu werden. Wie interpretieren sie dies und wie gehen sie mit dieser Lebenswirklichkeit um? Welche Ressourcen stehen ihnen dafür zur

1 Diese Untersuchung entstand im Kontext eines internationalen Untersuchungsprojektes. Das Gespräch mit unseren MitarbeiterInnen Joshua Guetzkow, Hanna Herzog, Nissim Mizrachi, Elisa Reis und Graziella Silva bereicherte unser Denken vielfältig. Unser Beitrag profitierte ferner von dem Einsatz der Mitglieder des *Successful Society Program* und der Unterstützung des *Canadian Institute for Advanced Research* ebenso wie von den Kommentaren von Kathleen Blee, Robert Castel, Anthony Jack, Carol Greenhouse und Andreas Wimmer. Die Untersuchung wurde in folgenden Kontexten vorgestellt, wobei die Reaktionen der Zuhörerschaft unser Denken erweiterten: *Institut Marcel Mauss*; *Ecole des Hautes Études en Sciences Sociales*; *Centre Maurice Halbwachs*; *Ecole Normale Supérieure*; *Observatoire Sociologique du Changement*, *Sciences Po*; das Seminar „*Cities are Back in Town*", *Sciences Po*; das *Humanities Center*, *University of Pittsburg*; die *Departments of Sociology* der *Yale University, Boston University, Brandeis University* und *Brown University*; die *Faculty of Social Sciences and History* der *Diego Portales University*, *Santiago de Chile*; die POLINE Konferenz über „Perceptions of Inequality", *Sciences Po* (Paris, Mai 2011); Tagungen der *Nordic Sociological Association*, Oslo, August 2011; *Adlerbert Research Foundation Jubilee Conference* über „Creating Successful and Sustainable Societies" (Göteburg, November 2011); Tagungen der *Association for the Study of Ethnicity and Nationalism* (London, März 2012). Die Finanzierung für die vergleichende Studie über die Formen des Umgangs mit Stigmatisierung und die Datenerfassung in Brasilien wurde durch einen „faculty grant" und einen *Weatherhead Initiative Grant* des *Weatherhead Center for International Affairs, Harvard University* ermöglicht. Untersuchungen über afroamerikanische Formen des Umgangs mit Stigmatisierungen wurden durch einen Zuschuss der *National Science Foundation* (# 701542) finanziert. Die Untersuchungen über den Umgang mit Stigmatisierungen in Israel wurden durch einen Zuschuss der *United States–Israel Binational Science Foundation* finanziert. Michèle Lamont dankt dem *Canadian Institute for Advanced Research* für die großzügige Unterstützung. Wir danken Travis Clough für seine technische Unterstützung.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen,*
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_5, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Verfügung? Inwiefern sind ihre Reaktionen durch den Neoliberalismus geprägt? Wie können Formen des Umgangs mit Stigmatisierung soziale Resilienz fördern?

Dieser Beitrag erweitert unser Verständnis von sozialer Resilienz durch eine Analyse, ob und wie stigmatisierte Gruppen durch potenziell widersprüchliche Kontextbedingungen handlungsmächtig werden können – genauer, wie durch kulturelle Repertoires ihre soziale Inklusion ermöglicht wird. Wir verstehen Repertoires als soziale Skripte, Mythen und kulturelle Strukturen und gehen davon aus, dass der Inhalt dieser Repertoires je nach nationalem Kontext zu einem gewissen Grad variiert (Lamont und Thévenot 2000).[2] Wir nehmen ferner an, dass gewisse Repertoires Resilienz fördern können, indem sie das Vermögen von Individuen stärken, ein positives Selbstbild und ihre Würde zu behaupten sowie ihnen ein Gefühl von Einbeziehung, Zugehörigkeit und Anerkennung zu vermitteln.[3] Somit vertreten wir die Auffassung, dass Gesellschaften Individuen verschiedene Mittel bereitstellen, ihre Identität zu stärken und Resilienz aufzubauen. Dies wird ermöglicht durch die Bereitstellung von Repertoires, die sich aus nationalen Ideologien, dem Neoliberalismus und gruppenspezifischen Narrationen kollektiver Identität speisen.[4]

Die Berücksichtigung dieser Repertoires ermöglicht die grundlegende Ergänzung einer makroanalytischen Perspektive gegenüber den allgemein eher mikroperspektivischen Zugängen zu Resilienz und Formen des Umgangs mit Stigmatisierungen. Dadurch verschiebt sich das Verständnis sozialer Resilienz von einer besonderen Eigenschaft, die Individuen zugeschrieben wird, hin zu einer spezifischen Gruppeneigenschaft. Des Weiteren rückt dieser Ansatz bisher unbeachtet gebliebene Bedingungen für soziale Anerkennung und gesellschaftliche Einbeziehung ins

2 Bzgl. Repertoires vgl. Swidler (1986) und Tilly (2006). Obwohl kollektive Vorstellungen einer Gruppe ein Bewusstsein für eine gemeinsame Vergangenheit und Zukunft sowie für eine gemeinsame Identität bereitstellen, kann der Begriff „Repertoire" sowohl für diese kollektiven Vorstellungen als auch für andere relativ dauerhafte Schemata oder kulturelle Strukturen gelten.

3 Bzgl. Anerkennung vgl. Taylor (1992), Honneth (1996) und Fraser und Honneth (2003). Walton und Cohen (2011) haben gezeigt, dass soziale Zugehörigkeit die Selbsteinschätzung des Wohlbefindens unter afroamerikanischen Studierenden erhöht. In zukünftigen Untersuchungen möchten wir zeigen, wie verschiedene Typen des Umgangs mit Stigmatisierung das subjektive Wohlbefinden beeinflussen. Über kollektive Vorstellungen und Befinden vgl. Bouchard (2009).

4 In anderen Gesellschaften und historischen Perioden sind möglicherweise andere Repertoires von größerer Bedeutung. Wir nehmen Jenkins' (1996) Theorie sozialer Identität als Ausgangspunkt: Diese verstehen wir als Ergebnis sowohl von Selbstidentifikation (z. B., was es für AfroamerikanerInnen bedeutet, zu dieser Gruppe zu gehören) als auch Gruppenabgrenzungen (die Bedeutung, die einer Gruppe von Mitgliedern anderer Gruppen zugeschrieben wird; vgl. Cornell und Hartman 1997; Brubaker und Cooper 2000).

Blickfeld, die wesentliche Dimensionen ‚erfolgreicher Gesellschaften' ausmachen (Hall und Lamont 2009). So zeigen beispielsweise Wright und Bloemraad (2012), dass Gesellschaften, die multikulturelle Narrative kollektiver Identität und multikulturelle Politiken anwenden (solche, die z. B. eine hohe Wertung auf dem „multiculturalism-index" aufweisen), Immigranten signalisieren, dass ihre Beiträge für die Gesellschaft des Aufnahmelandes geschätzt werden. Diese Gesellschaften eröffnen Immigranten nicht nur Anerkennungschancen, sondern stärken darüber hinaus deren emotionale und kognitive Teilhabe an der Gesellschaft des Aufnahmelandes, was sich beispielsweise in höherer politischer Partizipation äußert. Dies zeigt, dass den Repertoires Bedeutung zukommt. Während also Stigmatisierung und Diskriminierung bestimmter sozialer Gruppen in allen menschlichen Gemeinschaften vorkommen, variieren die nationalen Geschichten von Grenzziehungen zwischen Gruppen, von Konflikten und Versöhnungsprozessen. Gesellschaftliche Trajekte von Gruppenbeziehungen prägen Möglichkeiten und Ressourcen, die den Individuen für ein Verständnis und den Umgang mit Stigmatisierung zur Verfügung stehen und solchermaßen Auswirkungen auf deren Resilienz haben.

Obwohl dieser Beitrag sich primär auf die Vereinigten Staaten bezieht, nehmen wir eine vergleichende Perspektive ein und beschreiben auch Formen des Umgangs mit Stigmatisierung in Brasilien und Israel; Länder, in denen sich die Grenzen, die die vorrangig stigmatisierte Gruppe von den anderen Gruppen trennen, im Ausmaß ihrer Durchlässigkeit und Porosität unterscheiden (Lamont und Bail 2005). Mit Blick auf die drei untersuchten nationalgesellschaftlichen Konstellationen konzentrieren wir uns auf Formen des Umgangs mit Stigmatisierung bei Angehörigen von Gruppen, bei denen diese auf unterschiedlichen Grundlagen beruht und in unterschiedlicher Intensität ausgeprägt ist. Zu diesen zählen: 1) AfroamerikanerInnen im Großraum New York; 2) AfrobrasilianerInnen in Rio de Janeiro; und 3) äthiopische Jüdinnen und Juden, die zweite Generation von Mizrachim und arabischstämmige Israelis im Großraum Tel Aviv. Während die ersten drei Gruppen historisch aufgrund ihrer Phänotypik stigmatisiert werden, erfolgt die Diskriminierung der Mizrachim aufgrund ihrer Ethnizität – obwohl sie eine soziale Großgruppe in Israel darstellen. Arabischstämmige Israelis wiederum werden hauptsächlich aufgrund ihrer ethno-religiösen Identität als Araber und Nicht-Juden stigmatisiert.[5]

Der Vergleich basiert auf Interviews, die mit „gewöhnlichen" Männern und Frauen der Mittel- oder Arbeiterschicht in jedem dieser drei nationalen Kontexte

---

5 Die Grundlagen von Stigmatisierung sind historisch kontingent, wie sich beispielsweise im Falle der Ablösung eines biologischen Rassismus durch einen kulturellen Rassismus in der sogenannten „post-rassistischen" Periode der Vereinigten Staaten zeigt (Bobo 2011).

geführt worden sind (150 Interviews in den Vereinigten Staaten, 160 in Brasilien und 125 in Israel).[6] Diese Personen gelten insofern als „gewöhnlich“, als sie weder durch eine Beteiligung an identitätspolitisch ausgerichteten sozialen Bewegungen charakterisiert werden können noch auf Grund einer solchen ausgewählt wurden (im Unterschied zu Moon 2012). Die Befragten wurden zufällig anhand von Kriterien wie Wohnort, Beruf und Bildungsgrad ausgewählt. Ein solches Vorgehen ist am besten geeignet, um die gesamten Formen des Umgangs mit Stigmatisierungen innerhalb einer Bevölkerung zu erfassen, ohne dabei die sozialen AkteurInnen zu bevorzugen, die am ausgeprägtesten politisiert sind. Das ist erforderlich, da wir uns mit der Frage befassen, inwiefern die Verfestigung kollektiver Identität alltägliche Formen des Umgangs mit Stigmatisierung beeinflussen kann.[7]

Der empirische Fokus der Interviews liegt auf der Darstellung der rhetorischen und strategischen Instrumente, die die Angehörigen stigmatisierter Gruppen verwenden, um mit wahrgenommener Stigmatisierung umzugehen (ein weiter Begriff, der wahrgenommene Angriffe auf die Würde, offenkundigen Rassismus und Diskriminierung einschließt). Formen des Umgangs mit Stigmatisierung können individueller oder kollektiver Natur sein und sie können vielfältige Formen annehmen, wie die direkte Auseinandersetzung, das Ausweichen oder die Deeskalation, die Forderung nach Einbeziehung oder den Anspruch auf Überlegenheit, die Erziehung und Belehrung der Ignoranten, Versuche der Anpassung an die Mehrheitskultur

6 Diese Untersuchung wurde von drei Gruppen von SozialwissenschaftlerInnen durchgeführt, die seit 2005 an einer gemeinschaftlichen Studie arbeiten. Wir haben einen vergleichenden Ansatz mit parallel angelegten Untersuchungsdesigns und Datenerfassungsmethoden verfolgt. Die HauptmitarbeiterInnen in Israel sind Joshua Guetzkow (*Department of Anthropology and Sociology*, *Hebrew University*), Hanna Herzog und Nissim Mizrachi (*Department of Anthropology and Sociology*, *Tel Aviv University*). MitarbeiterInnen in Brasilien sind Elisa Reis und Graziella Silva (*Interdisciplinary Center for the Study of Inequality*, *Federal University of Rio*). Das Kernteam für die Vereinigten Staaten setzt sich aus Crystal Fleming (*Department of Sociology*, *State University of New York at Stony Brook*), Michèle Lamont (*Department of Sociology* und *Department of African and African American Studies*, *Harvard University*) und Jessica Welburn (*Department of Sociology* und *Department of African-American Studies*, *University of Michigan*) zusammen. Das US-Team wurde unterstützt von Monica Bell, Mellisa Bellin, Steven Brown, Moa Bursell, Nathan Fosse, Nicole Hirsch, Veronique Irwin, Anthony Jack, Michael Jeffries und Cassi Pittman.

7 Der Begriff der „alltäglichen Formen des Umgangs mit Stigmatisierung“ orientiert sich an Esseds Begriff des alltäglichen Rassismus als „integration of racism into everyday situations through practices that activate underlying power relations“ (Essed 1991, S. 50). Er bezieht sich des Weiteren auf Apthekers (1992) Definition von Anti-Rassismus als rhetorische Strategie, die auf die Widerlegung ethnisch bedingter Minderwertigkeit zielt. Für eine Diskussion alltäglichen Anti-Rassismus siehe Pollock (2008). Bezüglich Stigmata siehe Goffman (1963).

oder der Bekräftigung der Unterschiede, Versuche des „Laufenlassens" oder des Verurteilens von Stereotypen sowie die Beteiligung an Grenzziehungsprozessen gegenüber unerwünschten „Anderen". Sie umfassen ebenfalls „Exit"-Strategien, wie das „Einschränken der Kontakte", die „schlichte Hinnahme", das „Ignorieren der Rassisten" und bestimmte Formen des „Selbstmanagements" (Fleming et al. 2012). Diese Reaktionen (einschließlich der Entscheidung, nicht zu reagieren) treten sowohl im Privaten (wenn Individuen über Vergangenes nachdenken und versuchen, dieses zu verstehen) als auch im Öffentlichen auf (wenn sie mit anderen auf bestimmte Ereignisse oder Begebenheiten reagieren; vgl. Bickerstaff 2012 zu öffentlichen und privaten Reaktionen).

Während der Untersuchung der zahlreichen Formen des Umgangs mit Stigmatisierung achteten wir insbesondere auf die Bezugnahme der Befragten auf Nationalgeschichten, Überlieferungen („scripts") und auf kollektive Mythen, darüber hinaus ebenso auf ihre Auffassungen von den Voraussetzungen kultureller Teilhabe und Zugehörigkeit – Kriterien, die von ökonomischem Erfolg bis hin zu Moralvorstellungen und kulturellen Gemeinsamkeiten reichen (Lamont 2000). Auf diese Weise wollen wir erfassen, welche Repertoires die Befragten bei der Beschreibung von Stigmatisierungskontexten heranziehen und wie sie mit solchen Situationen umgehen. Ferner sammelten wir Informationen über ihre Vorstellungen von und Erklärungen für Gleichheit und die Unterschiede zwischen menschlichen Gruppen.[8] Während vergleichbare Studien über Beziehungen zwischen Ethnien sich hauptsächlich auf politische Weltanschauungen und staatliche Strukturen (z. B. Marx 1998; Lieberman 2009) oder Elitendiskurse (z. B. Van Dijk 1993; Eyerman 2002) konzentrieren,[9] verbinden wir diese Weltanschauungen mit individuellen Geschichten über alltägliche Erfahrungen, Beziehungen zwischen und die Grenzen von sozialen Gruppen.[10]

8 Dieser Ansatz ist von Lamont (2000) entwickelt worden. Bezugnehmend auf die Wissenschaftssoziologie konzentriert er sich besonders darauf, wie gewöhnliche Menschen auf der Grundlage unterschiedlicher Typen von Evidenz Tatsachen über die Eigenschaften menschlicher Gruppen konstruieren. Vergleiche auch Morning (2009) bezüglich ethnischer Konzeptualisierungen und Roth (2012) bezüglich ethnischer Schemata.

9 Aufgrund des begrenzten Umfangs dieses Beitrages ist ein Vergleich von unserem Ansatz mit dem einflussreichen Ansatz der kritischen Diskursanalyse des Rassismus (z. B. Wodak 2001) oder mit eher politischen Studien zu weißem und schwarzem Anti-Rassismus (Feagin und Sikes 1994; Picca und Feagin 2007; für eine Kritik siehe O'Brien 2007) nicht möglich.

10 Zu Gruppenzugehörigkeit und ethno-sozialen Grenzziehungen vgl. Zolberg und Wong (1999); Lamont (2000); Lamont und Molnar (2002); Todd (2004); Wimmer (2006); Pachucki et al. (2006); Bail (2008); Brubaker (2009); Alba (2009) und Massey und Sanchez (2010).

Unser Thema ist aus zwei Gründen zum gegenwärtigen Zeitpunkt von besonderer Bedeutung: Erstens müssen wir vor dem Hintergrund, dass der Neoliberalismus häufig mit Prozessen der Individualisierung, Entpolitisierung und einem Verschwinden sozialer Gerechtigkeitsbewegungen assoziiert wird (Lazzarato 2009; Greenhouse 2011), genauer zwischen Formen des Umgangs mit Stigmatisierung unterscheiden, die darauf abzielen, die Situation des Einzelnen zu verändern, und solchen, die sich auf die Verbesserung der Situation ganzer Gruppen beziehen (vgl. auch Ancelovici 2013 mit Blick auf französische Formen des Umgangs mit Klassenherrschaft). Zweitens sind Angehörige stigmatisierter Gruppen in der derzeitigen Phase wachsender ökonomischer Ungleichheit häufig vulnerabler (Pierson und Hacker 2010; ebenso Welburn 2012 über die schrumpfende afroamerikanische Mittelschicht).[11] In dieser Phase um sich greifender Unsicherheit ist es besonders wichtig, besser zu verstehen, welche (kulturellen oder anderen) Ressourcen es ihnen ermöglichen, soziale Resilienz zu entwickeln und ihre Vulnerabilität zu reduzieren.

Unser Interesse gilt Subjektivitäten im neoliberalen Zeitalter. Die wachsende Literatur zu neoliberalen Subjektivitäten konzentriert sich primär auf die Transformation von Identitäten der Mittel- und Oberschicht im Spätkapitalismus (z. B. Hearn 2008), alternativ (im Gefolge von Giddens 1991; Boltanski und Chiapello 1999 und anderen) beschrieben als sich selbst verwirklichende und vernetzende, markenförmige und kosmopolitische Identitäten. Im Allgemeinen haben SozialwissenschaftlerInnen die den „gewöhnlichen" Angehörigen der Arbeiterschicht zugänglichen nationalen Skripte und Mythen vernachlässigt. Entsprechende Bezugnahmen sind jedoch für die Hälfte unserer Befragten und die große Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung charakteristisch. Diese Gruppe fand ebenso in Studien zu alltäglichen Formen des Umgangs mit Rassismus bislang kaum Berücksichtigung – ungeachtet der umfangreichen Literatur zu Formen des Umgangs mit Rassismus auf Seiten der AfroamerikanerInnen, insbesondere im Zuge sozialpolitischer Bewegungen (bis auf wenige Ausnahmen wie z. B. Frederick (2010) über das Bestreben von AfroamerikanerInnen, MillionärIn zu werden).

11 Im Mai 2012 berichtete das Amt für Arbeitsstatistik, dass 7,4 Prozent der Weißen im Vergleich zu 13,6 Prozent der AfroamerikanerInnen zu diesem Zeitpunkt als arbeitslos gemeldet waren. Untersuchungen haben darüber hinaus regelmäßig gezeigt, dass AfroamerikanerInnen deutlich weniger Vermögen besitzen als Weiße, was niedrigere Eigenheimraten, geringere Ersparnisse und wenige Kapitaleinlagen einschließt (vgl. Conley 1999; Oliver und Shapiro 2006; *Pew Charitable Trust Foundation* 2011). So fanden beispielsweise Shapiro und Oliver (2005) heraus, dass AfroamerikanerInnen lediglich über zehn Cent eines jeden Dollars verfügen, über den Weiße verfügen. Ein Bericht der *Pew Charitable Trust Foundation* von 2011 zeigt, dass die Vermögenskluft seit der globalen Rezession 2008 beständig gewachsen ist.

Der Beitrag beginnt mit zwei Beispielen, die die Erfahrungen zweier afroamerikanischer Männer mit Stigmatisierungen und deren Umgang damit skizzieren. Sie veranschaulichen, was die Mehrheit der interviewten AfroamerikanerInnen für den besten Weg hält, mit Rassismus umzugehen: die Konfrontation. Ebenso zeigen sie auf, inwiefern diese Formen des Umgangs von nationalen amerikanischen Geschichten und Mythen geprägt ist. Der zweite Abschnitt stützt sich auf die gemeinsame Arbeit unserer MitarbeiterInnen in Brasilien und Israel (diese ist in einer Sonderausgabe von *Ethnic and Racial Studies* von Lamont und Mizrachi 2012 dokumentiert) und zeigt, inwieweit Formen des Umgangs mit Stigmatisierungen in diesen Ländern ebenfalls von nationalen Kollektivmythen geformt sind, einschließlich solcher, die sich auf die Geschichte, den Ort und den Ursprung ethno-sozialer Minderheiten im politischen Gemeinwesen beziehen. Zum Dritten wollen wir einen genaueren Blick auf den Fall der Vereinigten Staaten werfen, um zu untersuchen, inwieweit Formen des Umgangs mit Stigmatisierungen geprägt sind durch 1) Repertoires von Schemata über die Wertigkeit von Menschen, welche mit dem Neoliberalismus verknüpft sind, und die Konkurrenz, Konsum, Individualisierung und persönliche Leistung betonen, und 2) Repertoires, die an die afroamerikanische kollektive Identität, ihre Tradition der Resilienz und ihre ausgeprägten Wertvorstellungen gekoppelt sind.

Dieser Beitrag behandelt Formen des Umgangs mit Stigmatisierung in Brasilien, Israel und den Vereinigten Staaten auf Basis der Antworten, in denen die Interviewten ihre Vorstellungen von idealen oder „besten" Formen des Umgangs mit Stigmatisierung darlegten. Wir fanden heraus, dass die verbreitetste Form des Umgangs bei den von uns interviewten AfroamerikanerInnen die direkte Konfrontation mit Rassismus ist (Fleming et al. 2011), was durch eine nationale Vergangenheit rechtlich abgestützter „ethnischer" Ausgrenzung motiviert ist und durch das andauernde Erbe der Bürgerrechtsbewegung genährt wird. Im Gegensatz dazu bestehen AfrobrasilianerInnen mit der Vorstellung „Wir sind alle ein bisschen schwarz" auf die zentrale Bedeutung ethnischer Durchmischung in ihrer Gesellschaft. In diesem Zusammenhang schätzen sie Übereinkünfte im Vergleich zu Konfrontationen als verträglicher mit nationaler Identität und Kultur (unter Bezug auf den Gedanken einer ethnisch begründeten Demokratie) ein (Silva und Reis 2011). Befragte stigmatisierter jüdischer Gruppen in Israel betonen demgegenüber eher die Bedeutung einer gemeinsamen Religion im Vergleich zur ethnischen Identität und machen im Falle von Stigmatisierungen ihre jüdische Identität geltend, die sie mit der Mehrheitsgruppe teilen (Mizrachi und Herzog 2012). Schlussendlich antworten arabischstämmige Israelis angesichts starker ethnischer und religiöser Diskriminierung mit dem Verweis auf die universale Achtung der Würde des Menschen. Sie vermeiden es, Gruppenrechte in Anspruch zu nehmen (Mizrachi und Zawdu 2012). Wir vermuten, dass diese Reaktionen in allen Fällen durch

weithin verfügbare kulturelle Mythen über nationale Zugehörigkeit ermöglicht werden – namentlich den „American Dream“, den Mythos der brasilianischen multiethnischen Demokratie und den israelischen Zionismus.

Ein genauerer Blick auf den amerikanischen Fall zeigt, dass AfroamerikanerInnen zwei zusätzliche Repertoires für den Umgang mit Stigmatisierung verwenden. Erstens nutzen sie ein Repertoire, welches durch den Neoliberalismus leichter zugänglich wurde und sich auf Skripte bezieht, die Konkurrenz, Konsum, Individualisierung (Bourdieu 1998) und persönliche Leistungen (im Einklang mit dem Marktfundamentalismus) hoch bewerten (Somers 2008). Diese Skripte gehen einher mit individualistischen Erklärungen für geringen Erfolg, Armut und Arbeitslosigkeit, die häufig mit einer geringen Arbeitsmoral (Faulheit, Mangel an Selbstständigkeit) in Verbindung und somit in Gegensatz zu Markt- und Strukturzwängen gebracht werden.[12] Zweitens nutzen sie ein Repertoire, das mit der Gruppenidentität verbunden ist und gemeinsame Erfahrungen und die gemeinsame Kultur zelebriert. Diese Narrative sind Quellen von Freude und Geborgenheit, die als Gegengewicht zu Vereinsamungsgefühlen und wahrgenommener Machtlosigkeit wirken können und somit soziale Resilienz ermöglichen. Diese Repertoires betonen darüber hinaus moralische Stärke und Geschichten des Überlebens; sie mindern so Selbstbeschuldigungen und können ebenso als Ressourcen für soziale Resilienz dienen. Letztlich findet man, wie Lamont (2000) anhand von Interviews aus dem Jahre 1993 darlegt, zudem ein alternatives moralisches Bewertungsschema, das es AfroamerikanerInnen erlaubt, sich selbst nicht an dem vorherrschenden Standard sozioökonomischen Erfolges zu messen.[13] Diese alternativen Repertoires können potenziell als Ursprung sozialer Resilienz agieren, indem sie die Kriterien für soziale Inklusion erweitern.

Weit verbreitete nationale Narrative, die die amerikanische Geschichte des Rassismus und des Kampfes gegen ethnisch begründete Herrschaftsverhältnisse (wie er mit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und den afroamerikanischen sozialen Bewegungen, wie beispielsweise den Black Panthers, assoziiert

12 In ähnlicher Weise vertritt Greenhouse (2011) die Auffassung, dass die Moralkonstruktion von AfroamerikanerInnen und die Auffassungen von Armut sich unter dem Neoliberalismus hochgradig verändert haben – einhergehend mit einer stärkeren Stigmatisierung von Sozialhilfeabhängigkeit und der Wertschätzung eines neoliberalen Selbst. Das bedeutet, dass die Instrumente, mit denen AfroamerikanerInnen mit Rassismus umgehen, ihrerseits das Produkt des Neoliberalismus sind.

13 Dies ist eines von drei Elementen der Definition sozialer Resilienz, die im Zentrum des Sammelbandes von Hall und Lamont (2013) steht. Die anderen beiden Dimensionen sind die Fähigkeit, sich eine in Reichweite befindliche bessere Zukunft vorstellen zu können, und die Fähigkeit, Diskriminierung, Ausbeutung und Exklusion standhalten zu können.

wird) hervorheben, sowie Darstellungen gemeinsamer afroamerikanischer, durch Resilienz gekennzeichneter kollektiver Identität können konfrontative kollektive Reaktionen ermöglichen. Dennoch können Skripte, die für den Neoliberalismus zentral sind, ebenso vor allem individualistische Formen des Umgangs mit Stigmatisierung begünstigen, insbesondere was das Streben nach individueller Mobilität anbelangt. Die Frage, ob individuelle oder kollektive Reaktionen einen positiven oder negativen Einfluss auf soziale Resilienz haben, sprengt den Rahmen dieses Beitrages. Dennoch weisen wir auf Wege der möglichen Beeinflussung sozialer Resilienz durch verschiedene Repertoires hin, auf die sich die Befragten beziehen. Beispielsweise kann ein Fokus auf persönliche Leistungen AfroamerikanerInnen zwar ermutigen, durch eine aktivitätsorientierte und universalistische Logik (wie einer der Befragten anmerkte: „Erwirb die Fertigkeiten, um den Job zu bekommen – möge der Beste gewinnen.") dem Stigma zu entkommen, aber eine solche Orientierung kann ebenso den Anreiz alternativer Bewertungsschemata einschränken (z.B. die Auffassung, dass Schwarze ein fürsorgliches Wesen und einen Sinn für Solidarität haben; Lamont 2000), die eine moralische Orientierung hervorheben, sozioökonomischen Erfolg herunterspielen und somit ein positives Selbstbild ungeachtet eines niedrigen sozialen Status ermöglichen.

Dieser Beitrag schließt unmittelbar an die Studie *Successful Societies: How Institutions and Culture Affect Health* (Hall und Lamont 2009) an, die sich mit den Fähigkeiten von Individuen und Gruppen, mit Herausforderungen umzugehen, befasste und die Frage untersuchte, inwiefern dabei Institutionen und kulturell geteilte Repertoires als Ressourcen und Polster gegen die „Abnutzungserscheinungen angesichts sozialer Ungleichheit" dienen, mit denen sich EpidemiologInnen auseinandersetzen (Clark et al. 1999; Hertzman und Boyce 2010). Nationale Identität, durch den Neoliberalismus bereitgestellte Skripte sowie Skripte kollektiver Identität sind einige der Hauptrepertoires oder Instrumente, auf die sich Menschen beziehen, um Anerkennung zu erhalten und mit den Herausforderungen umzugehen, denen sie sich gegenübersehen (Lamont 2009). Demnach wird Resilienz nicht nur durch innere moralische Stärke und Einfallsreichtum oder soziale Unterstützung (wie häufig in populären und wissenschaftlichen Arbeiten hervorgehoben) aufrechterhalten, sondern auch durch jene Repertoires, die Anerkennung oder die Institutionalisierung und Verbreitung positiver Konzeptionen individueller oder kollektiver Identitäten stärken. Aus dieser Perspektive unterscheiden sich Angehörige stigmatisierter Gruppen im Hinblick auf ihre Fähigkeit, Gruppenbeziehungen derart neu zu formen, dass sie eine umfassende Übernahme von Repräsentationen und Narrativen erlauben, die die Würde und soziale Schätzung ihrer Gruppe sicherstellen.

Dieses Argument ergänzt sozialpsychologische Zugänge zu Resilienz. Sozialpsychologen konzentrieren sich typischerweise auf jene psychischen Orientierungen,

die die individuelle Resilienz fördern, wie beispielsweise die Bevorzugung der „Ingroup" als Bezugsgruppe (Crocker et al. 1998)[14] oder auch eine ausgeprägte ethnisch begründete Identifikation oder Bikulturalität (Oyserman und Swim 2001). Des Weiteren berücksichtigen sie den Einfluss kognitiver Fähigkeiten, positiver Selbstwahrnehmung und emotiver Steuerung auf Resilienz ebenso wie die Umweltbedingungen im Allgemeinen, wie bspw. die Unterstützung durch Netzwerke und Gemeinschaften (vgl. Son Hing 2013).[15] Im Gegensatz dazu konzentriert sich unsere Analyse auf die kulturellen Aspekte, d. h. auf kulturelle Repertoires und die jeweilige Verfügbarkeit alternativer Formen der Deutung sozialer Wirklichkeit (vgl. auch Harding et al. 2010).

Es ist wichtig, zu erwähnen, dass institutionelle und strukturelle Zwänge ebenfalls eine entscheidende Rolle in der Gestaltung von Formen des Umgangs mit und der Verbreitung von Repertoires spielen. In der Tat befasst sich eine umfangreiche Literatur mit der Rolle, die die Gesellschaftspolitik bei der Ausgestaltung von Aufnahmebedingungen für Minderheiten spielt, einschließlich der Frage, wie diese ihre eigene Position im politischen Gemeinwesen sehen (vgl. z. B. Kastoryano 2002; Ireland 2004; Koopmans et al. 2005; Wimmer und Min 2006). Diese Aspekte überschreiten das Anliegen des vorliegenden Beitrages, weswegen wir sie hier unberücksichtigt lassen. Zu großen Teilen werden wir auch die wichtigen Fragen, wie Repertoires sich verbreiten, warum Individuen oder Gruppen sich eher auf das eine Skript als auf ein anderes beziehen (vgl. bspw. Lamont 1992; Schudson 1988) und inwiefern Bedeutungen ethno-sozialer Identitäten zwischen Gruppen variieren, außen vor lassen.[16]

---

14 Siehe auch Pinel (1999) über „Stigma Consciousness" und Clark et al. (1999) darüber, wie Minderheiten die „wahrgenommenen Stressfaktoren" Rassismus und Vorurteile psychisch bewältigen (vgl. auch Son Hing 2012). Siehe Link und Phelan (2000) für eine weiterführende Besprechung der Literatur über Stigma, welche sich hauptsächlich mit den Stigmata von „Stressoren" befasst, wie beispielsweise geistige Krankheiten und physische Behinderungen und deren gesundheitliche Auswirkungen.

15 Son Hing (2013) ist der Auffassung, dass „protective factors (i.e., strengths or capabilities) may reside within the individual (e.g., emotional regulation, self-enhancement), the family (e.g., secure attachments, authoritative parenting), or the community or environment (e.g., community resources, programming)". Kulturelle Repertoires zählen nicht zu diesen schützenden Faktoren, auf die sich die Studie fokussierte.

16 Von den drei Gruppen afrikanischer Abstammung tendieren AfroamerikanerInnen am ehesten dazu, sich durch ihre ethnische Identität selbst zu definieren und eine Interaktion oder Person als „rassistisch" zu bezeichnen. Die ethnischen Identitäten von AfrobrasilianerInnen und äthiopischen Juden und Jüdinnen stechen weniger hervor oder äußern sich primär innerhalb eines klassenbezogenen (in Brasilien) oder religiösen (in Israel) Rahmens. Demnach machen nationale Kontexte verschiedene Arten historischer Skripte, Mythen oder Repertoires für soziale Akteure mehr oder weniger

1 Erfahrungen und Formen des Umgangs mit Stigmatisierung von AfroamerikanerInnen

Wie fühlt es sich an, sich jenseits einer Grenze zu befinden? Die meisten der von uns interviewten afroamerikanischen Männer und Frauen sind der Ansicht, dass sie zu bestimmten Zeitpunkten in ihrem Leben aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit unterschätzt, nicht vertrauenswürdig behandelt, besonders kritisch beäugt, missverstanden, gefürchtet, übersehen, gemieden oder schlichtweg diskriminiert wurden. Diese Wahrnehmung ist für einige Befragte dauerhaft, für andere situativ. Zwei Beispiele eignen sich als Illustrationen hierfür. Bei beiden handelt es sich um auffallend ähnliche Narrative, in denen sich jeweils ein afroamerikanischer Mann in einem Aufzug mit Angehörigen anderer (ethnischer) Gruppen befindet.[17]

Im ersten Fall betritt ein schwarzer Gerichtsbeamter, Marcus, einen Aufzug, in dem sich eine Inderin mittleren Alters, die ebenfalls am Gericht arbeitet, befindet.[18] Er beschreibt die Situation wie folgt: „Sie umklammert ihr Portemonnaie. Ich kippte fast um. Ich kippte fast um. […] Es war niederschmetternd. Aber das ist Brüdern schon zuvor passiert. Willkommen in der schwarzen ‚Rasse', Bruder. Du gehörst dazu. Ich gehöre dazu." Ihre Reaktion ärgerte Marcus und demütigte ihn, da er, wie er erklärt, häufig das Gefühl hat, dass die Menschen denken, er gehöre nicht in das Gerichtsgebäude. So wird er beispielsweise regelmäßig gefragt, ob er tatsächlich im Gericht angestellt sei und andere kenne, die dort arbeiten. Marcus muss sorgfältig überlegen, wie er in der dargestellten Situation reagieren soll. Soll er die Kränkung ignorieren und die Sache auf sich beruhen lassen? Soll er die Frau damit konfrontieren und wenn ja, wie? Und was wäre der Preis einer solchen Konfrontation (in emotionaler Hinsicht, mit Blick auf die soziale Interaktion und

leicht verfügbar, um ihre Wirklichkeit sinnhaft zu deuten (Lamont und Thévenot 2000; siehe auch Swidler 1986; Mizrachi et al. 2007). Wie auch Wimmer (2008) und Brubaker (2009) analysieren wir nicht nur soziale Identität, sondern auch Identifikationsprozesse und die Entwicklung von Gruppenzugehörigkeit. Anders als diese WissenschaftlerInnen befassen wir uns jedoch nicht nur mit kognitiven Prozessen, sondern ebenso mit der Rolle von Emotionen (insbesondere Wut, Schmerz, Stolz und anderen Gefühlen, die mit einem Identitätsmanagement in enger Verbindung stehen; siehe Archer 2003; Summers-Effler 2002). Des Weiteren setzen wir die Etablierung von Gruppengrenzen in Beziehung zur Alltagsmoral (vgl. bspw. Lamont 2000 und Sayer 2005 am Beispiel von Klassen).

17 Für eine Diskussion über die Einordnung unserer Argumentation in die Literatur über afroamerikanischen Anti-Rassismus (bspw. im Verhältnis zu Arbeiten von Karyn Lacy, Joe Feagin und anderen) siehe Fleming et al. (2012).

18 Wir verwenden die Begriffe „afroamerikanisch" und „schwarz" synonym, um die Verwendung dieser Begrifflichkeiten bei den von uns befragten Personen zu reflektieren.

ggf. auch bezüglich rechtlicher Konsequenzen)? Marcus möchte seinen professionellen Ruf wahren, sich *gleichzeitig* aber auch wehren. Wie kann er beides tun? Er erläutert, dass dies die Fragen sind, die sich ihm häufig in Situationen stellen, in denen er Stigmatisierung erfährt. Die wiederholte Erfahrung eines solchen inneren Dialogs kann ihren Tribut fordern und leistet ihren Teil zur „Last und Bürde des alltäglichen Lebens", die zu großen Missverhältnissen im Hinblick auf Gesundheit und Wohlergehen ethno-sozialer Gruppen in den Vereinigten Staaten und andernorts führt.

Im zweiten Beispiel ist Joe, ein „recreation specialist", mit einer offensichtlich rassistischen Situation konfrontiert. Seine Darstellung spiegelt intuitiv bestehende Befunde zu den gesundheitlichen Folgen von Wut in Fällen von Stigmatisierungserfahrung wider (vgl. Mabry und Kiecolt 2005). Joe befindet sich allein mit mehreren weißen Männern in einem Aufzug; er erinnert sich wie folgt an die Szene:

> *„Einer machte einen Witz über Schwarze und Affen. Ich sagte, ‚Hör zu, ich steh nicht auf solche Witze.' […] Sein Verhalten änderte sich, mein Verhalten änderte sich. Die ganze positive Energie, die da war, wurde durch diese rassistische Sache rausgesogen. Und die anderen Typen, man konnte sie wirklich in der Ecke zusammenschrumpfen sehen, weil sie damit nichts zu tun haben wollten. […] [Ich sagte mir,] verschwinde hier, denn wenn ich dableibe, komme ich aus dieser Sache nicht mehr raus. […] Der Stresslevel stieg. Meine Toleranzgrenze war erreicht, mein Blutdruck ging hoch, meine Wut wurde größer. Gott sei Dank, ich danke dir Jesus, ein schwarzer Geistlicher ging gerade vorbei, als ich den Aufzug verließ. Ich sagte: ‚Kann ich kurz mit Ihnen sprechen, mir ist gerade etwas passiert, über das ich reden muss, denn ich bin kurz davor [zu explodieren] […].' Ich hatte diesen Job seit einer Woche. Das ist alles, was nötig wäre, um gefeuert zu werden. Er sagte: ‚Du bist ein besserer Mensch, als ich es bin.' [Jetzt] versuche ich die Sache noch einmal für mich durchzugehen, [um zu entscheiden,] ob ich zur Stadtverwaltung gehen soll, [um mich zu beschweren]."*

Joe weiß, dass die Kontrolle über seine Wut und seine Impulse zwingend erforderlich ist, wenn er seinen Beruf behalten will. Er muss seine Emotionen kontrollieren und findet einen Ausweg aus der Situation, als er zufällig einen afroamerikanischen Geistlichen trifft, der ihm als Angehöriger der gleichen (ethnischen) Gruppe eine Möglichkeit bietet, sich von dem Druck der Situation zu befreien – oder der zumindest als ‚Prellbock' dient. Ähnlich wie die Mehrheit unserer Befragten muss Joe pragmatische Überlegungen anstellen, wenn er zwischen verschiedenen Möglichkeiten des Handelns abwägt (Fleming et al. 2012). Seine moralische Reaktion ist es dagegen, dass man Rassismus entgegentreten muss. Diese Kluft zwischen

idealen Formen des Umgangs und situativen Zwängen kann Konsequenzen für das emotionale Wohlbefinden unserer Befragten haben.

Bei der Frage, welches der „beste Ansatz“ sei, um Rassismus zu begegnen (wobei wir ein Vorgehen mit offenen Fragen verwendet haben), bezogen sich drei Viertel der 112 afroamerikanischen Befragten, die die Frage beantworteten, darauf, wie zu reagieren sei (was wir als „Modalitäten“ der Formen des Umgangs bezeichnen): Die Hälfte von ihnen (47 Prozent) befürwortete die Konfrontation oder das direkte Infragestellen von Rassismus und Diskriminierung. Sie bevorzugen es, „das Problem [zu] benennen“, „die Situation offen [zu] diskutieren“ und „andere darauf aufmerksam [zu] machen, dass ihr Handeln mir Unbehagen bereitet“. Im Vergleich dazu bevorzugte ein Drittel (32 Prozent) konfliktausweichende Strategien – in der Annahme, dass es das Beste sei, zu ignorieren, zu akzeptieren, zu vergeben, die Wut zu kontrollieren oder wegzugehen (Fleming et al. 2012). Die Übrigen favorisieren eine gemischte Strategie, mit der Wahl, „den Kampf aufzunehmen“ oder zu „tolerieren“. Zwei Drittel (65 Prozent) konzentrieren sich nicht auf „Modalitäten“, sondern darauf, was sie als die spezifischen „Instrumente“ im Umgang mit Diskriminierung erachten.[19] Für ein Drittel von ihnen (37 Prozent) ist das beste Vorgehen, Stigmatisierende und (in manchen Fällen) andere Schwarze über Toleranz, Vielfalt und das Leben und die Kultur von AfroamerikanerInnen aufzuklären. Ein Fünftel von ihnen (17 Prozent) bewertet formale Bildung für AfroamerikanerInnen als bestes Instrument, um die soziale Mobilität der Angehörigen dieser Gruppe zu verbessern.[20]

Ein Beispiel des Anliegens, konfrontativ vorzugehen, spiegelt sich bei einem Gefängnispädagogen wider. Auf die Frage, wie wir mit Rassismus umgehen sollten, antwortet er:

> *„Sprich es direkt an. Denn die Leute werden versuchen, dir zu erzählen, dass es nicht existiert, aber es existiert […]. [S]prich es direkt an. Nicht in einer negativen Art, aber thematisiere es, diskutiere es. Weiße Typen werden versuchen, so zu tun, als würde es nicht existieren, und dann werden sie versuchen, es auf dich zurückzuführen.“*

Dies ist ein typisches Beispiel für die Antworten, die viele der Befragten geäußert haben. Diese ihnen gemeinsame Überzeugung von der Legitimität konfrontativer

19 Einige der Befragten erwähnten sowohl Modalitäten als auch Instrumente in ihrer Antwort auf die Frage nach dem „besten Ansatz“, um mit Diskriminierung umzugehen.

20 Eine Anzahl anderer Instrumente (z. B. das Erlangen von Informationen) wurde nur von wenigen Befragten erwähnt und wird hier deswegen nicht aufgeführt. Einige der Befragten gaben mehr als eine „beste Art und Weise“ für den Umgang mit Rassismus an.

Formen des Umgangs mit Diskriminierung wird gestärkt durch die umfassende Verfügbarkeit nationaler Skripte über die rassistische Geschichte der Vereinigten Staaten, auf die sie sich im Zusammenhang des Interviews häufig beziehen (sei es nun mit Blick auf die Geschichte der Sklaverei, Jim Crow oder die Erfahrungen ihrer Eltern, die im Süden großgeworden sind). Ebenso wichtig ist ihr Bewusstsein von der Bürgerrechtsbewegung (einschließlich der Kämpfe um die Aufhebung der Rassentrennung in Schulen, der „Newark Riots" und der „Märsche auf Washington") und ihre gegenwärtigen Erfahrungen mit Diskriminierung am Arbeitsplatz oder andernorts. Genauer betrachtet bezogen sich von 302 Nennungen historischer Ereignisse in den Interviews 30 Prozent auf Sklaverei, 16 Prozent auf die Wahlen von 2008, 15 Prozent auf die Bürgerrechtsbewegung und 11 Prozent auf Rassenunruhen. So erläutert etwa ein Befragter: „Mein Schwiegervater hatte eine schwarze Autowerkstatt in South Carolina. Der Ku-Klux-Klan brannte sie nieder. Deswegen sind sie hierher gezogen, um von dort weg zu kommen. Viele ältere Leute wollen nicht einmal darüber sprechen. […] Wir mussten einfach damit klarkommen."

Wie in den Beispielen von Marcus und Joe angedeutet (und wie von Sozialpsychologen beobachtet), zeigt sich, dass die Idealvorstellung, Rassismus konfrontativ gegenüberzutreten, durch pragmatische Abwägungen mit Blick auf mögliche (materielle, symbolische oder emotionale) Kosten abgeschwächt wird. Individuelle Strategien sind abhängig davon, was die Befragten angesichts der gegebenen Notwendigkeiten und der jeweiligen Abhängigkeit von Ressourcen für möglich und durchführbar halten. Angesichts dieser Hürden für konfrontative Formen des Umgangs mit Stigmatisierung konzentriert sich ein Großteil der aus der Mittelschicht stammenden afroamerikanischen Befragten auf harte Arbeit und Erfolg als Mittel, um ethnische Ungleichheit infrage zu stellen (siehe auch Welburn und Pittman 2012)[21] – ein wesentlicher Aspekt des Verfolgens des „American Dream". Dieser zentrale nationale kollektive Mythos (Hochschild 1995) wird von vielen geteilt und verfolgt, insbesondere mit Blick auf Bildungs- und wirtschaftliche Erfolge sowie hinsichtlich der Konsummöglichkeiten, die damit einhergehen (wie ein Befragter, ein Netzwerktechniker, formuliert: „Du musst etwas Positives aus deinem Leben machen. Der ‚American Dream' ist da draußen; alles, was du tun musst, ist, ihn zu ergreifen."). Wir werden sehen, dass neben diesem eher indivi-

21 Die 45 befragten AfroamerikanerInnen der Mittelschicht, die von Welburn und Pittman (2012) interviewt wurden, erklärten ethnisch bedingte Ungleichheiten häufiger durch motivationale als durch strukturelle Probleme. So stellten in den Interviews insgesamt 79 Nennungen auf motivationale Probleme (z. B. die Abnahme von Werten und Moral, der Mangel an Bemühungen, das Sich-Entschuldigen) und 65 Nennungen auf strukturelle Probleme („geringere Möglichkeiten für afroamerikanische Männer", „Rassismus und Diskriminierungen" etc.) ab.

dualistischen Ansatz eine stärker kollektivistische Strategie existiert, die auf einer geteilten afroamerikanischen Identität fußt.

Das fortgesetzte Gedenken der afroamerikanischen Geschichte von Diskriminierung und Mut (bspw. durch die Institutionalisierung des „Black History Month", die Existenz von „African American Studies" als akademischer Disziplin sowie wichtiger Bereiche der schwarzen Popkultur) ermöglicht Interviewten die Überzeugung, dass es legitim sei, Rassismus und Diskriminierung öffentlich anzuprangern und ihnen direkt entgegenzutreten. Diese Überzeugung ist bei Befragten in Brasilien und Israel seltener zu beobachten (Silva und Reis 2012; Mizrachi und Herzog 2012).

2 Nationale Formen des Umgangs im Vergleich

2.1 Israel

Ähnlich wie bei den AfroamerikanerInnen, mit denen wir gesprochen haben, fußen auch bei Israelis die Formen des Umgangs mit Stigmatisierung auf nationalen Geschichten und Mythen. In der Tat zeigen Mizrachi und Zawdu (2012), dass „gewöhnliche" äthiopische Juden und Jüdinnen das zionistische nationale Narrativ nutzen, um Stigmata hinsichtlich ihrer schwarzen Hautfarbe zu neutralisieren – im Gegensatz zu den politischen Aktivisten, die 2011 hohe mediale Aufmerksamkeit in Israel erlangten. Sie relativieren ihre phänotypischen Merkmale (z. B. Hautfarbe) und definieren sich als „nur eine weitere Gruppe von Immigranten", ähnlich wie andere jüdische Immigrantengruppen, die sich schließlich anpassen und in Israel erfolgreich sind (oft auf die russischen Juden und Jüdinnen Bezug nehmend, die ihnen in großer Anzahl in den 1990ern vorausgingen). Diese auf dem zionistischen Narrativ basierende Identifikation als „jüdische Immigranten" dient als Mittel der Angleichung: Sie legitimiert ihre Teilhabe im umfassenderen Gesellschaftskontext. In ähnlicher Weise mobilisieren Mizrachim eine sich an der Idee der Assimilation orientierende Staatsideologie als ein kulturelles Instrument, um Anerkennung zu erringen – eine Ideologie, die alle Juden und Jüdinnen, unabhängig von regionalen, phänotypischen oder anderen Charakteristika, als Mitglied des Gemeinwesens definiert. Beide Gruppen finden in dieser Ideologie Handlungsmächtigkeit verleihende Repertoires religiöser Staatsbürgerschaft, die es ihnen ermöglichen, mit Stigmatisierung umzugehen (Dieckhoff 2003). Diese Darstellungen stehen in Kontrast zu den Formen des Umgangs mit Stigmatisierung bei arabischen Israelis, die sich eher auf die allgemeine Menschenwürde beziehen und eher an diese appellieren als an eine gemeinsame Religion (Mizrahi und Herzog 2012). Angehörige dieser

Gruppe versuchen, soziale Unterschiede zu entpolitisieren, indem sie die Rede von Menschenrechten vermeiden und Juden und Jüdinnen innerhalb ihrer sozialen Netzwerke zu ihrer Verteidigung und Unterstützung mobilisieren (Mizrahi und Herzog 2012). Ihre ethno-religiöse Identität bleibt dabei allerdings offenkundig und erweist sich als eine klar andere als die der Juden und Jüdinnen.

2.2 Brasilien

In Interviews mit AfrobrasilianerInnen der Mittel- und Arbeiterschicht zu deren Ansicht über den besten Umgang mit Stigmatisierung fanden Silva und Reis (2012) heraus, dass diese meist ein dialogorientiertes und nicht eindeutiges Skript der „ethnischen Durchmischung" bevorzugen. Dieser Begriff wird verwendet, um den multiethnischen Charakter der brasilianischen Bevölkerung („Wir sind alle ein bisschen schwarz") und ihre hybride Kultur und Identität ebenso zu beschreiben wie die Vorstellung, dass sich jeder, unabhängig von seinem Phänotyp, umfassend in eine multiethnische Gesellschaft einbringen kann. Ethnische Durchmischung ist ein zentraler kollektiver Mythos für die brasilianische Nation (gemeinsam mit dem Mythos der „racial democracy", „democracia racial"), der sich als stärker inkludierende und weniger politisch aufgeladene Grundlage für die kulturelle Zugehörigkeit erweist, als dies bei der gemeinsamen Religion in Israel der Fall ist.[22]

Silva und Reis (2012, S. 396) merken an, dass nur wenige der Befragten durchgängig ein einziges Konzept der „ethnischen Durchmischung" während der Interviews nutzten, wobei sie je nach Kontext zwischen verschiedenen Bedeutungen wechselten. In einer kürzlich erschienenen Besprechung der Literatur über „ethnische Durchmischung" vermuten Telles und Sue (2009), dass besonders in Lateinamerika die zentrale Stellung vermischter ethnischer Kategorien nicht mit einer Abnahme ethnisch begründeter Ungleichheit gleichzusetzen sei. Marx (1998) hat überdies die Rolle des Staates bei der Erzeugung ethnisch begründeter Grenzziehungen und Hierarchien in den Blick genommen. So bestärken Regierungen kollektive Vorstellungen, indem sie in vielen Politikbereichen Zugehörigkeitsregelungen de-

22 Silva und Reis (2012) identifizieren vier Verwendungen des Begriffs „ethnische Durchmischung": (a) um die Aufhellung der Hautfarbe bei Schwarzen zu beschreiben; (b) um brasilianische „Negritude" besonders herauszustellen (welche als gemischt definiert ist); (c) um die brasilianische Nationalidentität zu beschreiben und (d) um eine persönliche Erfahrung oder nicht-rassistische Strategie für den Umgang mit Rassismus zu beschreiben, der als „nicht-essentialistischer Rassismus" ebenso von Weißen mobilisiert werden kann. Obwohl die letzten beiden Verwendungen von über 50 Prozent der Befragten benutzt werden, ist die letztere die am meisten (benutzt von 66 Prozent der 160 Befragten) und die erstere die am wenigsten verbreitete (mit einer Nutzung von nur 17 Prozent).

finieren, die eine direkte Auswirkung auf diejenigen haben, die soziale Exklusion erfahren, und die ebenso Folgen für gemeinsam geteilte Vorstellungen kultureller Zugehörigkeit zeitigen (gleichzeitig prägen ethnische Grenzen aber wiederum auch staatliches Handeln – siehe Lieberman 2009 mit Blick auf eine länderübergreifende Darstellung des staatlichen Umgangs mit AIDS in Brasilien, Indien und Südafrika).

Diese Analyse deutet darauf hin, dass manche Strategien in bestimmten Kontexten wahrscheinlicher vorzufinden sind als andere (z. B. die Förderung ethnischer Durchmischung in Brasilien und konfrontative Vorgehensweisen in den Vereinigten Staaten). Dennoch gründet die Verwendung von Repertoires nicht nur auf ihrer jeweiligen Verfügbarkeit, sondern hängt überdies auch von unmittelbar vorliegenden ebenso wie von entfernteren Determinanten ab, die Einfluss darauf nehmen, dass manche Repertoires von bestimmten Individuen eher verwendet werden als andere (Lamont 1992). Ein detaillierterer Blick auf das Zusammenspiel von Repertoires, sozialen Ressourcen, situativen Kosten und Gelegenheitsstrukturen wird Gegenstand zukünftiger Forschung sein. Für den Moment genügt es zu betonen, dass nationale Ideologien Individuen nicht auf einzelne, spezifische Strategien festlegen – sie erhöhen oder verringern lediglich die Wahrscheinlichkeit der Verwendung bestimmter Strategien innerhalb verschiedener Kontexte, d. h. sie ermöglichen oder hemmen diese.

3 Die Vereinigten Staaten: Andere Repertoires

Neoliberalismus

Wir werfen nun einen genaueren Blick auf afroamerikanische Formen des Umgangs mit Stigmatisierung, die sich durch neoliberale Konstellationen ergeben; dies sind Formen, die sich beziehen auf 1) Eigenverantwortlichkeit und Autonomie (verbunden mit Individualisierungsprozessen und der Privatisierung von Risiken; Sharone 2013), 2) Konkurrenzdenken sowie schulische und ökonomische Erfolge und 3) die demonstrative Darstellung des sozialen Status durch Konsumpraktiken. Diese individualistischen Formen des Umgangs können Alternativen und häufig auch Bedrohungen sein für kollektive Formen des Umgangs, wie soziale Bewegungen und politische Mobilisierung (Bourdieu 1998; siehe unten).

Es kann eingewandt werden, dass diese Formen des Umgangs unabhängig vom Neoliberalismus existieren, da sie per se eine zentrale Rolle im Rahmen grundlegender amerikanischer Überzeugungen spielen (wie Hochschild 1995 beschreibt; siehe auch Fischer 2010). Allerdings liegt es nahe, dass ihre Bedeutung und ihre

Verfügbarkeit gerade deshalb im neoliberalen Zeitalter wächst, da sich die beiden Repertoiretypen (der „American Dream“ und der Neoliberalismus) unter dem Einfluss des Marktfundamentalismus miteinander verbinden (siehe Greenhouse 2011; ebenso Richland 2009). Im neoliberalen Zeitalter handelt der „American Dream“ weniger von individueller Freiheit und Gleichheit als von individuellem Erfolg, Leistung, Wettbewerb und ökonomischen Errungenschaften.

Auch wenn es eine Vielzahl an Möglichkeiten gibt, wie AfroamerikanerInnen den „American Dream“ interpretieren – manche definieren ihn auch als einen Albtraum –, sind viele unserer Befragten der Meinung, dass es für Schwarze die beste Form des Umgangs mit Rassismus sei, sich zu bemühen, durch Bildung voranzukommen, und trotz anhaltender Diskriminierung diesen Weg durchzuhalten (vgl. Welburn und Pittman 2012, die in New Jersey lebende AfroamerikanerInnen untersucht haben). Darüber hinaus sticht der Wunsch, „groß herauszukommen“, in den Interviews hervor, und ein großer Teil der von uns befragten Personen träumt davon, ein eigenes Unternehmen zu gründen; hierbei erwähnen sie insbesondere die Distanz zu RassistInnen, die ihnen durch die Selbstständigkeit und durch den Vorteil der finanziellen Sicherheit ermöglicht wird (vgl. Frederick 2010). Sie schätzen überdies harte Arbeit und deren wichtigste Folge: finanzielle Unabhängigkeit. Es lohnt sich an dieser Stelle, einen Mann aus der Arbeiterschicht zu zitieren, der ökonomischen Erfolg besonders betont. Er beschreibt die Menschen, die er mag, als „Hustler“, die, wie er, verschiedene Jobs haben und bereit sind, alles zu tun, um Geld zu verdienen. Er spricht über seinen Freund Thomas, der, wie er sagt: „Morgens für eine Firma als Landschaftsgärtner arbeitet. Dann hat er eigene Aufträge im Laufe des Tages, schläft und arbeitet nachts bei FedEx. […] Ich mag es, ‚Hustler‘ zu sehen, denn das ist es, was ich mache: einfach ‚hustling‘. Keine Regeln werden gebrochen, keiner wird verletzt.“

Außerdem betonen die von uns Befragten die Bedeutung der Eigenverantwortlichkeit für sich selbst und andere. Damit versuchen sie möglicherweise, sich von den stereotypen einkommensschwachen AfroamerikanerInnen zu distanzieren, die für ihren Lebensunterhalt von anderen abhängig und nicht bereit sind, „sich selbst ins Zeug zu legen“. So sagt beispielsweise eine Frau, die in einer chemischen Reinigung und einem Lebensmittelgeschäft arbeitet und dennoch finanziell kämpfen muss: „Ich mag Bettler nicht. Ich mag niemanden, der um Almosen bittet, ich mag Leute, die da rauskommen wollen und etwas für sich selbst tun und sich selbst helfen. […] Ich komme einfach nicht zurecht mit Bettlern.“

Dieses Skript, das sich in vielen Interviews wiederfindet, wird von weißen und schwarzen Männern der amerikanischen Arbeiterschicht gleichermaßen vertreten (Lamont 2000; Pattillo-McCoy 1999). Es wird vom für den Neoliberalismus zentralen Skript der Privatisierung von Risiken verstärkt (Hacker 2006) und findet seine

Umsetzung beispielsweise im „Personal Responsibility Work Opportunity Act" von 1996, welcher Arme implizit als faul und unmoralisch definiert (Guetkow 2010).

Ähnliche Formen des Umgangs finden sich bei Befragten aus der Mittelschicht, wobei sich der Fokus hier vor allem auf beruflichen Erfolg und die Verbesserung des sozialen und ökonomischen Status richtet. Die Mehrheit der Befragten dieser Schicht beschreibt sich selbst als stark an diesen Zielen orientiert. Ebenso definieren sie sich oft über ihre Fähigkeiten, ‚den Job' genauso gut oder besser als Weiße ‚zu erledigen', und verstehen Kompetenz als wichtige anti-rassistische Strategie (Lamont und Fleming 2005). Andere stellen die Vorteile des Wettbewerbs heraus und definieren die afroamerikanische Kultur darüber, dass diese sich die Bedeutung des Wettbewerbs zu eigen gemacht habe (so formuliert bspw. ein „transit technician": „Wir lieben es, uns mit anderen zu messen. Bei allen Dingen, die mit Athletik zu tun haben, sind wir einfach hervorragend. [Wir] lieben es, uns mit anderen zu messen."). Diese befragten Personen sagen, sie würden wenn möglich andere AfroamerikanerInnen einstellen, dass jedoch bei Inkompetenz die Grenzen ethnischer Solidarität erreicht seien (wie einer der Befragten sagt: „Wenn du Scheiße baust, dann bin ich fertig mit dir."). Die Bedingungen, denen sich AfroamerikanerInnen aus der Mittelschicht mit Blick auf kulturelle Zugehörigkeit gegenübersehen, können zur Einschränkung ihrer ethnischen Solidarität gegenüber geringverdienenden Schwarzen führen, wenn Leistung und ökonomischer Erfolg als unabdingbare Voraussetzungen kultureller Zugehörigkeit fungieren (Lamont und Fleming 2005).

Formale Bildung und individuelle Errungenschaften im Bereich der Bildung werden von vielen als entscheidend in einem höchst konkurrenzorientierten, neoliberalen Klima angesehen. Dies gilt insbesondere für AfroamerikanerInnen, die in den vergangenen Jahren eine größere Instabilität des Arbeitsmarktes erfahren haben als andere ethnische Gruppen. Dementsprechend wird das Streben nach Bildung häufig genannt, wenn nach der besten Art, mit Rassismus umzugehen, gefragt wird. So sagt einer von ihnen über junge AfroamerikanerInnen:

> *„Du kannst ihnen ein Abschlusszeugnis nicht wieder wegnehmen. […] Es ist schriftlich festgehalten. […] Sie sind Afroamerikaner, also […] gibt es immer Rückschläge. Versuch, die ganze Bildung zu bekommen, denn wenn du dich der Konkurrenz aussetzt, dann weißt du zumindest, [wie es läuft]. Er hat sie, deine Konkurrenz hat sie. Du wirst sie kriegen. Ich werde mich verschulden, um das Geld für die Bildung meiner Söhne zu bekommen. […] Erfolge im Sport sind vergänglich, aber ein Abschlusszeugnis kann dir niemand mehr nehmen."*

In vergleichbarer Weise betont eine Autorin ebenfalls die Bedeutung von Bildung als Instrument der Inklusion, weist dabei aber auch auf deren Grenzen hin. Darüber

hinaus hebt sie auch die Relevanz finanzieller Unabhängigkeit hervor und weist auf die Wichtigkeit hin, „obenauf zu sein“:

> *„Meine Mutter sagte: ‚Mädchen, geh zur Schule. Hol dir deine Bildung. Sie können es dir nicht mehr aus deinem Kopf nehmen […], du wirst den Job bekommen. Du wirst fair behandelt werden.‘ Das war also das, was ich mir von einem Job erwartet habe. Aber es geht nicht nur darum. […] Hol dir deine Bildung, aber stell das nicht über alles. Mach auch noch was anderes nebenher. […] Wenn die Karten auf dem Tisch liegen, und das werden sie, musst du dich entscheiden, dass du obenauf sein willst. Und der einzige Weg, obenauf sein zu können, ist, wenn du etwas für dich selbst erreichst.“*

Auf eine ähnliche Weise beschreibt ein Lehrer die Bedeutung von Bildung für (persönliche) Autonomie, den Nutzen für Abgrenzung und die Eigenverantwortlichkeit von AfroamerikanerInnen im Kontext allgegenwärtigen Rassismus:

> *„Selbst wenn wir niemals komplett integriert sein werden, wenn wir nie akzeptiert sein werden, solange wir einige von unseren Leuten ausbilden können, können wir uns diesen verschiedenen Kulturen, die uns Tag für Tag begegnen, entgegenstellen. Oder wir können unsere eigenen Krankenhäuser, unsere Banken, unsere eigenen Dinge haben, wir selbst sein und unsere eigenen Dinge haben, sodass wir nicht Tag für Tag der Negativität ausgesetzt sind.“*

Auch wenn formale Bildung kollektive Lösungen (in dem Sinne, dass formale Bildung dazu beitragen kann, „die Lage der Ethnie zu verbessern“) und kollektive Handlungsmächtigkeit („unsere Leute in die richtigen Positionen bringen“, „eine Zukunft für uns schaffen“) nicht ausschließt, ist der zentrale Nutznießer eines Hochschulabschlusses dessen InhaberIn. Einer der Interviewten, ein Hausverwalter, betont, dass kollektive Handlungsmächtigkeit wichtiger sei als individueller Erfolg, indem er feststellt (nachdem er sagte: „du brauchst den Fluss des Geldes […], wenn du deine eigenen Regeln machen willst“):

> *„Ich glaube nicht daran, dass man den ‚American Dream‘ nur dadurch verfolgt, dass man materielle Dinge besitzt. Es ist wichtiger, Institutionen zu errichten, die unseren Leuten zukünftig ein langes Leben ermöglichen und sie mit Handlungsmächtigkeit ausstatten. Der ‚American Dream‘ sagt uns, dass wir als Individuen erfolgreich sein müssen, wohingegen doch jeder andere hier in einer Gruppe herkommt und Erfolg hat. Unser ‚American Dream‘ ist eine*

Illusion, weil die meisten unserer Träume durch Kredite ermöglicht werden […], was uns letztlich zu Kleinpächtern macht."

Er beteuert, dass, um Rassismus zu bekämpfen, kollektive Handlungsmächtigkeit wichtiger sei als die einfache Anhäufung von Gütern und individuellen Leistungen. Dennoch bezog sich nur ein Drittel der Interviewten bei der Frage nach dem besten Instrument im Umgang mit Stigmatisierung mit Blick auf formale Bildung auf die Bedeutung der Verbesserung der Situation der Gruppe, während zwei Drittel die Relevanz von Bildung für das Individuum ansprachen. Dies passt zu der neoliberalen Betonung der Privatisierung von Risiken und zu der damit verbundenen Frage danach, wie AfroamerikanerInnen ihr Schicksal erklären (als Resultat individueller Anstrengungen oder als gemeinsames Schicksal). Jüngere Studien zeigen, dass sich AfroamerikanerInnen zur Erklärung von Ungleichheit in den letzten Jahrzehnten immer stärker an individualistischen Mustern orientieren (Bobo et al. 2012; Welburn und Pittman 2012).

Einige afroamerikanische Befragte betonen, neben der Hervorhebung von ökonomischem Erfolg und Bildungsleistungen, zudem die Rolle des Konsums als Mittel des Nachweises kultureller Zugehörigkeit. So definieren einige Befragte ihren Erfolg anhand dessen, was sie sich leisten können – ob dies nun ein Haus, ein Auto oder die Ausbildung ihrer Kinder ist. In der Lage zu sein, Geld als Mittel der Gleichstellung zu verwenden (z. B. indem man in Markenläden einkauft, professionelle Sportkleidung trägt oder ein schönes Auto fährt), wird häufig als ‚idiotensicheres' Mittel zur Demonstration der Zugehörigkeit und des Erlangens eines Mittelschichtstatus gesehen, welcher das Stigma, schwarz zu sein, im heutigen Amerika zumindest teilweise abschwächt (Lamont und Molnar 2002; Pittman 2012).[23] Auch wenn die Literatur auf auffälligen Konsum von Luxusgütern unter AfroamerikanerInnen hinweist (Lamont und Molnar 2002; Pittman 2012), können wir beobachten, dass unsere Befragten sich vor allem auf den Konsum von Gütern beziehen, die mit einem „anständigen" oder „normalen" Lebensstil der Mittel- oder Arbeiterschicht in Verbindung gebracht werden. So drückt eine Angestellte einer chemischen Reinigung und eines Lebensmittelgeschäfts beispielsweise Bedauern aus: „Ich wünschte, ich hätte eine eigene Eigentumswohnung, ein ordentliches Auto zum Fahren […], könnte einmal Urlaub nehmen und zu Hause rumsitzen". Viele Befragte schätzen es überdies als wichtig ein, die Mittel zu haben, um sich selbst zu versorgen, sich eine Krankenversicherung leisten zu können und über „ein kleines Polster" zu verfügen. Aber wie sich im Falle von AfroamerikanerInnen aus

23 Diese Verhaltensweisen wurden bereits in Franklin Fraziers *Black Bourgeoisie* (1957) und in Reaktion auf Wilsons (1978) Arbeit über räumliche und kulturelle Isolation der schwarze Mittelschicht für diese identifiziert.

der Oberschicht zeigt (Lamont und Fleming 2005), schließt die Verwendung des Zugangs zu ökonomischen Ressourcen als Kriterium kultureller Zugehörigkeit alle geringverdienenden AfroamerikanerInnen aus.

Es wäre wichtig herauszufinden, ob und inwiefern der Neoliberalismus afroamerikanische Vorstellungen von den Bedingungen des Erlangens kultureller Zugehörigkeit verändert hat und ob ökonomischer Erfolg sich in diesen Skripten heutzutage stärker abzeichnet als vor einigen Jahrzehnten und auf diesem Wege für nationale Skripte zentrale Themen verstärkt, die sich insbesondere auf Erfolg und Individualismus beziehen (Sears et al. 2000). Das ist keine einfache Aufgabe, da die Verbreitung des Neoliberalismus gleichzeitig mit Verbesserungen der Situation von AfroamerikanerInnen im Bereich der Ökonomie, der Bildung, der Politik und des Rechts aufgetreten ist, was, vor allem im Zuge von Barack Obamas Präsidentschaftswahl 2008, dazu führte, dass manche an den Beginn eines „post-rassistischen Amerikas" glaubten. Auch wenn dort rassistische Diskriminierung fortbesteht, ist es genauso schwierig, die jeweilige Auswirkung des Neoliberalismus auf stigmatisierte Gruppen in anderen Ländern festzustellen. In Anbetracht der jeweiligen Bedeutung staatlicher Bemühungen, neoliberale Strategien zu fördern und ArbeiterInnen vor deren Auswirkungen in fortgeschrittenen industriellen Gesellschaften zu schützen, kann man dennoch annehmen, dass diese Auswirkungen vor allem in den Vereinigten Staaten von besonderer Bedeutung sind.[24] Mehr denn je scheinen viele AfroamerikanerInnen davon überzeugt zu sein, dass Eigenverantwortlichkeit, ökonomischer Erfolg, individuelle Leistung und Konsum die besten Formen des Umgangs mit Stigmatisierung sind. Dennoch sind viele unserer Befragten wehmütig mit Blick auf eine Zeit, in der die schwarzen sozialen Bewegungen dynamischer waren und haben lebhafte Erinnerungen an die staatlich organisierte, systematische Demontage radikaler sozialer Bewegungen, wie beispielsweise im Falle der Black-Power-Bewegung. Entsprechend überrascht es nicht, dass es ein Aufeinanderprallen von individualistischen Formen des Umgangs mit Diskriminierung, die durch den Neoliberalismus inspiriert sind, und anderen Formen des Umgangs, welche sich durch Repertoires ergeben, die sich auf kollektive Identität beziehen, gibt, wie wir im nächsten Abschnitt ausführen werden.

24 Dies bestätigt auch Greenhouses (2011) ethnografische Analyse der Verknüpfung von Politik und Identität in großen Teilen der amerikanischen Gesetzgebung der 1990er Jahre. Siehe auch Chauvel (2010) über die Auswirkung des Wohlfahrtsstaates auf die ökonomische Instabilität der Jugend in fortgeschrittenen industriellen Gesellschaften.

4 Afroamerikanische kollektive Identität

Die kollektive Identität und Vorstellung einer gemeinsamen Vergangenheit dient vielen AfroamerikanerInnen als Polster gegen Stigmatisierung. Dies wird ermöglicht durch 1) ein gemeinsames Narrativ des „Wir"-Gefühls, das als Quelle von Geborgenheit und Freude dienen kann; 2) ein Bewusstsein von geteilten Traditionen der Resilienz im Kontext kontinuierlicher Diskriminierung, was Individuen hilft, in ihren Erfahrungen einen Sinn zu finden; und 3) eine Identität, welche sich in Abgrenzung von der der Weißen definiert und nicht-ökonomische Schemata der Wertigkeit verstärkt. Wir sammelten Belege für diese Themen, indem wir Interviewte darauf hin befragten, was es für sie heißt, afroamerikanisch zu sein, was ihre Gruppe unverwechselbar macht etc.

Im Kontext der Interviews erklärten einige Personen, dass AfroamerikanerInnen eine gemeinsame Kultur und soziale Erfahrungen oder einen gemeinsam geteilten Hintergrund haben, der ihnen ein Gefühl von Geborgenheit bieten kann. Dieses Gefühl der „cultural intimacy" (Herzfeld 1996) beschreibt ein afroamerikanischer Mann mittleren Alters wie folgt:

> *„Das ist, was ich an unseren Leuten schätze. Gut oder schlecht, wir kommen zusammen. […] Wir alle haben irgendwo einen Onkel, der jungen Mädchen hinterherjagt, und irgendwo eine Großmutter, die bestimmte Sprichwörter pflegt. […] Oder eine Tante, die Süßkartoffelkuchen backen kann. […] Stecke uns alle in ein Restaurant und wir werden lachend herauskommen, weil es immer etwas geben wird, das wir gemeinsam haben. Und das sind eben unsere Leute; das ist einfach so. Ich habe noch niemanden getroffen, der keine Großmutter wie meine Großmutter hatte. Oder eine Tante. Irgendjemanden."*

Ähnlich beschreibt ein Befragter AfroamerikanerInnen als „miteinander verbunden", als sei man „auf einer Wellenlänge", und ein anderer erklärt, dass AfroamerikanerInnen grundsätzlich wissen, wo andere Schwarze „herkommen". Es ist erwähnenswert, dass dieses Gespür für kulturelle Vertrautheit auch in ethnienübergreifenden Beziehungen wesentlich ist, wo das Fehlen von geteilten Diskriminierungserfahrungen als große Herausforderung beschrieben wird. Ein Befragter der Mittelschicht, der romantische Beziehungen mit weißen Frauen nach einer schlechten Erfahrung prinzipiell verworfen hat, veranschaulicht eben dies. Bezugnehmend auf seine ehemalige Freundin erklärt er: „Sie kann sich nicht richtig freuen, wenn sie Mandela aus dem Gefängnis gehen sieht. […] Sie kann es nicht verstehen, wenn drei weiße Polizisten zwei schwarze Männer grundlos

erschießen. Sie könnte sagen, ‚sie hätten nicht da draußen sein sollen'. Verstehen Sie, ich müsste sie erwürgen."

Bei der Befragung der Interviewten nach markanten Charakteristika von AfroamerikanerInnen fanden wir heraus, dass der Begriff einer „gemeinsam geteilten Kultur" häufig spontan genannt wird, *ex aequo* mit ähnlichen Antworten, die alle auf andere Aspekte „kultureller Identität" hinweisen: Moral, die Relevanz von Religion, die Bedeutung von Fürsorge, der Reichtum der schwarzen Kultur sowie schwarze Ästhetik und Populärkultur (jede dieser Antworten wurde von 11 Prozent der insgesamt 307 Befragten dieser Untersuchung genannt). Diese Zahlen stützen den relativ hohen Stellenwert geteilter Kultur in „ethnischen" Konzeptualisierungen von „blackness" unter AfroamerikanerInnen (Morning 2009; Silva 2012).

PsychologInnen haben gezeigt, dass eine gemeinsame Identität das Gefühl, verstanden zu werden, und das der Geborgenheit vermittelt, was als Polster dienen oder Trost spenden kann, wenn man befürchtet, unterschätzt, nicht vertrauenswürdig behandelt, besonders kritisch gemustert, missverstanden, gefürchtet, übersehen, gemieden oder diskriminiert zu werden (z. B. Neblett et al. 2004). Daher können weithin verfügbare Repertoires, die den hohen Stellenwert geteilter afroamerikanischer Identität und Kultur präsentieren und betonen, als Ressource zum Erhalt sozialer Resilienz dienen. Solche Repertoires sind entscheidende Quellen der Anerkennung, welche von SozialpsychologInnen, die dazu tendieren, sich auf Netzwerke, Familie und Gemeinschaft als milieubedingte Quellen der Resilienz zu konzentrieren, bislang vernachlässigt wurden (vgl. Son Hing 2013). Wenn sie nicht vorliegen, sind Individuen eher vulnerabel, isoliert und weniger dazu in der Lage, auf Angriffe auf ihre Würde zu reagieren – wie dies bei Joe der Fall war, bevor er beim zuvor erwähnten Vorfall dem schwarzen Geistlichen beim Aussteigen des Fahrstuhls über den Weg lief. Diese Repertoires sind wahrscheinlich in jenen Gesellschaften weiter verbreitet, die Multikulturalismus fördern (siehe Kymlicka 2007; Wright und Bloemraad 2012) und institutionelle Strukturen entwickeln, die klare Ingroup-Outgroup-Abgrenzungen abschwächen (Emmenegger et al. 2011).

Bei der Beschreibung der Gemeinsamkeiten von AfroamerikanerInnen erwähnen einige der Befragten oft „Resilienz" und eine Tradition der Überwindung von Hindernissen. In der Tat beobachteten wir, dass bei der Frage nach markanten Charakteristika von AfroamerikanerInnen jeweils 15 Prozent bzw. 12 Prozent der Antworten „Resilienz" und eine geteilte Geschichte der Überwindung rassistisch begründeter Hindernisse betrafen. Dementsprechend beziehen sich Befragte mit Respekt und Bewunderung auf die Geschichten, die ihnen ihre Eltern über deren vergangene Erfahrungen mit dem Kampf gegen und dem Umgang mit Rassismus erzählt haben. Diese Geschichten heben die geteilte Identität und vergangene Anstrengungen hervor. Ebenso bieten sie Individuen standardisierte Instrumente

zur Interpretation eigener Erfahrungen und zur Vermeidung der Internalisierung negativer Selbstbilder. Als solche tragen sie zur sozialen Resilienz ihrer Gruppe bei. Allerdings erwähnen einige der Befragten auch, was sie als negative Eigenschaften von AfroamerikanerInnen auffassen: Selbstzerstörung, Mangel an Solidarität, Mangel an Selbstrespekt, die Verwendung von ‚Ebonics' [d.h. eines spezifisch afroamerikanischen Sprachgebrauchs, Anm. d. Übers.], Hip-Hop-Mode und die Verbreitung von Jugendgewalt – was insgesamt 12 Prozent der genannten Charakteristika ausmacht. Demzufolge kann eine kollektive Identität ebenso eine Quelle für kollektive Scham wie für Freude und Stolz sein.

Es ist außerdem wahrscheinlich, dass die soziale Resilienz von AfroamerikanerInnen durch ein weithin verfügbares Repertoire gestärkt wird, das Schwarze von Weißen abgrenzt und ihr „fürsorgliches Selbst" über das „disziplinierte Selbst" der Weißen stellt. Basierend auf Interviews aus dem Jahr 1993 erörtert Lamont (2000), dass Angehörige der afroamerikanischen Arbeiterschicht, mit denen sie sprach, sich selbst als mitfühlender und toleranter als Weiße wahrnahmen. Ebenso schrieben sie sich eine „besondere Beseeltheit" oder intensivere Verbindung „mit dem Menschlichen" zu, als dies bei Weißen der Fall sei. Einige kontrastierten diese Darstellung mit einem Bild von Weißen als materialistisch, machtbesessen („Wer das Gold hat, macht die Regeln"), arrogant und eigennützig – ganz wie es sich in der „Illusion der weißen Überlegenheit" manifestiert. Lamont (2000) argumentiert, dass AfroamerikanerInnen dadurch, dass sie sich selbst als moralischer definieren als Weiße, ein Evaluationsschema fördern, das die vom Neoliberalismus geprägte Fokussierung auf ökonomische Leistungen kompensiert. Dieses Schema fungiert als ein alternativer Maßstab und ermöglicht es gering- und mittelverdienenden Erwerbstätigen, trotz niedrigerem sozio-ökonomischen Status einen Sinn für Würde und Selbstachtung auszubilden. Diese Beobachtungen scheinen ebenso für die Befragten unserer Interviews aus 2012 zu gelten (ein Thema, welches in zukünftigen Publikationen zu erforschen sein wird).[25]

Das Bewusstsein der Notwendigkeit alternativer Bewertungsschemata ist unter einigen Befragten stark ausgeprägt. Manche betonen die Bedeutung, den Umfang der Leistungen von AfroamerikanerInnen wertzuschätzen und das Wissen junger Menschen über die schwarze Kultur und Tradition zu pflegen („ihre Wurzeln kennen"). Sie bedauern ferner das fehlende Bewusstsein für „black pride" in ihrer Gemeinde. Ein Immobilienmakler erklärt:

> *„Die meisten unserer Probleme als Schwarze haben ihre Ursache in der Tatsache, dass wir keine Verbindung zu unseren Wurzeln haben. […] Wir schauen nicht*

25 Für eine ergänzende Perspektive siehe Stephens et al. (2012).

auf unsere Geschichte zurück, um Stärke oder Ermutigung zu finden. […] Wir haben kein Dorf mit Älteren, die unsere Jugend führen.“

Dieser Mann betont die Bedeutung, schwarzen Kindern einen Sinn für Ziele und Stolz zu vermitteln, indem man ihre Verbindung zu ihrer Gruppenidentität wiederherstellt (ebenso Bouchard 2009). Er möchte ein alternatives kollektives Narrativ über die Vergangenheit und die Zukunft der Gruppe verbreiten, das soziale Resilienz abzustützen vermag – anstelle der Skripte des Konsumismus und individueller Leistung, die durch den Neoliberalismus ermöglicht und bedeutsam gemacht wurden. Die Stärkung der Verbindung zur Vergangenheit könnte eine Möglichkeit für geringverdienende Schwarze bieten, einen Sinn für kulturelle Zugehörigkeit trotz niedriger Position in der Hierarchie individueller Erfolge auszubilden – eine Möglichkeit, kein „Verlierer“ in einem zunehmend neoliberal dominierten Wettbewerb zu sein.

5 Fazit: Was ermöglicht soziale Resilienz?

Für die Untersuchung der Frage „Wie können Formen des Umgangs mit Stigmatisierung soziale Resilienz ermöglichen?“ konzentrierte sich der vorliegende Beitrag auf soziale Ressourcen, die Anerkennung aufrechterhalten können. Dafür untersuchte er kulturelle Repertoires, auf die sich AfroamerikanerInnen beziehen, um für sich ideale Formen des Umgangs mit Rassismus abzuwägen. Wir haben darauf hingewiesen, dass diese Repertoires als Ressourcen zur Aufrechterhaltung sozialer Resilienz dienen, insofern man diese als Eigenschaften dieser Gruppen versteht. Solche Repertoires sind Teil eines sozio-kulturellen Umfeldes, das das Bewusstsein für Handlungsmächtigkeit und Wertigkeit der Gruppenmitglieder trägt. Sie können innerhalb verschiedener sozialer Kontexte ungleichmäßig verfügbar sein, abhängig vom Mobilisierungserfolg der Stigmatisierten und ihrer Verbündeten sowie vom Ausmaß, in dem Gesellschaften Multikulturalismus oder andere Chancen zur Gestaltung durchlässigerer Grenzen zwischen verschiedenen Typen von In- und Outgroups fördern.

Im vorliegenden Beitrag haben wir gezeigt, dass der Zugriff auf kulturelle Repertoires, die eine gemeinsam geteilte Kultur betonen und wertschätzen, einen positiven Effekt auf soziale Resilienz hat. Dies ergänzt Ergebnisse der Sozialpsychologie, wie sie von Son Hing (2013) beschrieben werden, wonach eine starke ethnische Identifikation der Ingroup die Resilienz derjenigen fördert, die Diskriminierung in einem geringeren Maße erfahren haben. Es ist in der Tat so, dass

unter Jugendlichen ethnischer Minderheiten in Schottland Mädchen, die Erfahrungen kollektiver Selbstachtung gemacht haben, weniger unter Depressionen und Angstgefühlen leiden (Cassidy et al. 2004). Ähnlich haben amerikanische Kinder asiatischer Abstammung, die Diskriminierung durch Gleichaltrige erfahren, eine höhere Selbstachtung, je positiver sie ihre eigene ethnische Gruppe wahrnehmen (Rivas-Drake et al. 2008). Diese Studie zeigt, dass die bloße Tatsache miteinander geteilter ähnlicher Erfahrungen und Narrative ein Polster sozialer Unterstützung bietet. Obwohl sich PsychologInnen nicht mit den kulturellen Quellen solch starker Gruppenidentitäten befassen, beleuchtet unser Beitrag eben diesen Aspekt des Problems.

Zukünftige Studien sollten untersuchen, welches der drei hier betrachteten Repertoires – nationale Mythen, der Neoliberalismus und kollektive Identität und Geschichte – den prägnantesten Einfluss auf soziale Resilienz hat. Allerdings ist dies aus verschiedenen Gründen keine leichte Aufgabe: 1) Obwohl soziale Akteure im Allgemeinen ein Repertoire bevorzugen, wechseln sie häufig zwischen diesen in verschiedenen Situationen oder über die Zeit hinweg, was es erschwert, einen direkten Kausalzusammenhang zwischen Typen von Repertoires, sozialer Resilienz und Wohlbefinden auszumachen. 2) Die drei Typen von Repertoires könnten sich zunehmend verflechten, besonders angesichts der wachsenden Wirkmächtigkeit des Neoliberalismus. 3) Neoliberale Inhalte können gleichzeitig förderliche und schädliche Effekte für soziale Resilienz haben. Sie können Selbstkritik angesichts von Misserfolgen fördern (vgl. Son Hing 2013), sie können AfroamerikanerInnen ermutigen, sich der Stigmatisierung durch eine universale Logik zu entziehen (z. B. sich dem Wettbewerb zu stellen, um „die Fertigkeiten zu erhalten, den Job zu bekommen“, gemäß dem Prinzip „der beste Mann für den Job“), und sie können den Anreiz alternativer moralischer Bewertungsschemata begrenzen, die es Personen mit niedrigerem Status ermöglichen könnten, sich besser zu fühlen. Was die Angelegenheit noch weiter erschwert, ist, dass der Neoliberalismus stigmatisierte Gruppen ermutigen kann, menschenrechtliche Ansprüche zu erheben (vgl. auch Jenson und Levi 2013; Kymlicka 2013), während sie in der Praxis kollektive Ansprüche durch die Förderung des Individualismus untergraben. Schlussendlich kann der Neoliberalismus die Konkurrenz mit Angehörigen anderer stigmatisierter Gruppen befördern und solchermaßen negative Effekte für potenzielle kollektive Mobilisierungen nach sich ziehen.[26]

26 Zukünftige Forschung sollte sich auf ethnografische Beobachtungen stützen, um herauszufinden, inwiefern Berichte über Formen des Umgangs mit Stigmatisierung mit tatsächlichen Formen des Umgangs vergleichbar sind. Das ist entscheidend für ein besseres Verständnis des Zusammenhangs von Interaktionen und verfügbaren Gram-

Des Weiteren besteht die Möglichkeit, dass Individuen unter dem Einfluss des Neoliberalismus Repertoires unterschiedlich verwenden: Sie könnten kollektiven Projekten und kollektiven Mythen zunehmend skeptisch gegenüberstehen und in ihrem Privatleben Zuflucht suchen. Ein Beispiel hierfür findet sich in dem paradoxen Umstand, dass Franzosen und Französinnen im Jahr 2011 der Zukunft gegenüber pessimistischer eingestellt waren als viele andere nationale Gruppen, obwohl sie eine höhere Geburtenrate aufwiesen.[27] Privatisierung dürfte in einem Kontext wahrscheinlicher sein, in dem Individuen nur wenige Ressourcen zur Erfüllung ihrer Träume zur Verfügung stehen und sie dennoch aufgefordert sind, Unternehmertum und andere neoliberale Tugenden einzubringen.

Es ist zu früh, um festzustellen, ob Muster der Formen des Umgangs mit Stigmatisierung über die von uns untersuchten nationalen Fälle hinweg konvergieren und ob AfroamerikanerInnen allgemein bessergestellt sind (z. B. in Bezug auf subjektives Wohlbefinden) als ihre brasilianischen oder israelischen Pendants. Ebenso sind weitere vergleichende Analysen erforderlich, bevor Schlussfolgerungen über den relativen Einfluss des Neoliberalismus auf die soziale Resilienz von AfroamerikanerInnen im Vergleich zu AfrobrasilianerInnen und stigmatisierten Gruppen in Israel möglich werden. Dennoch wagen wir zu prognostizieren, dass Erstere aufgrund der zentralen Bedeutung des Individualismus und des ökonomischen Erfolges im kollektiven Mythos des „American Dreams" weniger kulturell abgefedert („buffered") sind als die entsprechenden Gruppen der AfrobrasilianerInnen und derjenigen in Israel. Der Umstand, dass in den Vereinigten Staaten die Verlierer des Marktfundamentalismus (gemessen an Arbeitslosenraten und anderen Indikatoren) in unverhältnismäßigem Ausmaß symbolisch als „Außenseiter" gelten (ImmigrantInnen und AfroamerikanerInnen), kann die Legitimität neoliberaler Themen in diesem nationalen Kontext steigern. Obwohl der „American Dream" viele handlungsmächtig macht, hinterlässt er häufig jene, die nichts erreichen, ohne jede Hoffnung. Dies ist sowohl die Größe als auch die Tragik dieser kollektiven amerikanischen Vorstellung.

---

matiken des Handelns – zwei eng miteinander verflochtene Aspekte sozialen Lebens, welche uns jeweils nur eine Teileinsicht in menschliches Handeln geben.

27 Das jährlich erscheinende *BVA-Gallup International Survey* identifiziert Franzosen und Französinnen als „Weltmeister des Pessimismus". Dort wurde herausgefunden, dass im Vergleich zu 28 Prozent in den 53 befragten Ländern 61 Prozent der Franzosen und Französinnen davon ausgingen, dass das Jahr 2011 ökonomische Schwierigkeiten mit sich bringen würde (http://www.bva.fr/fr/sondages/les_perspectives_economiques_2011.html.).

Anmerkung zur Übersetzung: Der vorliegende Beitrag erschien zuerst unter dem Titel „Responses to Discrimination and Social Resilience Under Neoliberalism. The United States Compared" in P. A. Hall, M. Lamont (Hrsg.), Social Resilience in the Neoliberal Era (S. 129-157). Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2013. Auf einen Abdruck der Übersetzung des abschließenden „Methodological Appendix" (S. 149-151 im Original) wurde verzichtet. Ebenso sind in dieser Übersetzung die Hinweise auf andere Kapitel des Originalbandes in Form gesonderter Literaturhinweise aufgenommen. Die Begriffe „race" und „racial" wurden nahezu durchgängig mit „Ethnie" oder „ethnisch" übersetzt, die Begriffe „black" bzw. „black people" mit „schwarz" bzw. „Schwarze". Die Herausgeber danken den Autorinnen und dem Verlag für die Genehmigung zur Übersetzung und zum Abdruck im vorliegenden Band. Übersetzt von Martin Endreß und Benjamin Rampp – unter Mitwirkung von Christina Geibel und Antonia Hoffmann.

Literatur

Alba, R. (2009). *Blurring the Color Line: The New Chance for a More Integrated America*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Ancelovici, M. (2013). The Origins and Dynamics of Organizational resilience: A Comparative Study of Two French Labor Organizations. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 346–376). Cambridge: Cambridge University Press.

Aptheker, H. (1992). *Anti-Racism in U.S. History: The First Two Hundred Years*. Westport, CT: Greenwood Press.

Archer, M. (2003). *Structure, Agency and the Internal Conversation*. New York: Cambridge University Press.

Bail, C. (2008). The Configuration of Symbolic Boundaries against Immigrants in Europe. *American Sociological Review 73* (1), S. 37-59.

Bickerstaff, J. (2012). Ethnic Versus Racial Identification: Variation in the Antiracist Response of First Generation French Blacks. *Du Bois Review: Social Science Research on Race 9*, S. 107-31.

Bobo, L. D. (2011). Somewhere between Jim Crow and Post-Racialism: Reflection on the Racial Divide in America Today. *Daedalus 140* (2), S. 11-31.

Bobo, L. D. et al. (2009). The Real Record on Racial Attitudes. In P. Marsden (Hrsg.), *Social Trends in the United States 1972–2008: Evidence from the General Social Survey* (S. 38-83). Princeton, NJ: Princeton University Press.

Boltanski, L., & Chiapello, E. (1999). *Le nouvel esprit du capitalism*. Paris: Gallimard.

Bouchard, G. (2009). Collective Imaginaries and Population Health. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Successful Societies: How Institutions and Culture Affect Health* (S. 169-209). New York: Harvard University Press.

Bourdieu, P. (1998). The Essence of Neo-liberalism. *Le Monde Diplomatique*, Online, Dezember 1998. http://mondediplo.com/1998/12/08bourdieu.

Brubaker, R. (2009). Ethnicity, Race and Nationalism. *Annual Review of Sociology 35*, S. 21-42.

Brubaker, R., & Cooper, F. (2000). Beyond Identity. *Theory and Society 29*, S. 1-47.

Chauvel, L. (2010). *Le destin des générations structure sociale et cohortes en France du XXè siècle aux années 2000*. Paris: Presses Universitaires de France.

Clark, R. et al. (1999). Racism as a Stressor for African Americans: A Biopsychosocial Model. *American Psychologist 54* (10), S. 805-816.
Cornell, S., & Hartman, D. (1997). *Ethnicity and Race. Making Identity in a Changing World.* Thousand Oaks, CA: Pine Forge Press.
Crocker, J. et al. (1998). Social Stigma. In D. Gilbert, S. Fiske & G. Lindzey (Hrsg.). *Handbook of Social Psychology* (S. 504-553). Boston: McGraw-Hill.
Dieckhoff, A. (2003). *The Invention of a Nation: Zionist Thought and the Making of Modern Israel*. New York: Columbia University Press.
Emmenegger, P. et al. (2011). *The Age of Dualization: The Changing Face of Inequality in De-industrializing Societies.* New York: Oxford University Press.
Essed, P. (1991). *Understanding Everyday Racism: An Interdisciplinary Theory.* London: Sage Publications.
Eyerman, R. (2002). *Cultural Trauma: Slavery and the Formation of African American Identity*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
Feagin, J., & Sikes, M. (1994). *Living with Racism: The Black Middle Class Experience*. Boston: Beacon.
Fleming, C. et al. (2012). Responding to Stigmatization and Gaining Recognition: Evidence from Middle Class and Working Class African-Americans. *Ethnic and Racial Studies 35* (3), S. 400-417.
Fraser, N., & Honneth, A. (2003). Redistribution or Recognition? *A Political-Philosophical Exchange.* London: Verso.
Frazier, F. (1957). *The Black Bourgeoisie: The Book That Brought the Shock of Self-Revelation to Middle-Class Blacks in America*. New York: Free Press Paperbacks.
Frederick, M. (2010). Rags to Riches. Religion, the Media and the Performance of Wealth in a Neoliberal Age. In C. Greenhouse (Hrsg.), *Ethnographies of Neo-liberalism* (S. 221-237). Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
Giddens, A. (1991). *Modernity and Self-Identity: Self and Society in the Late Modern Age.* Cambridge, UK: Polity Press.
Goffman, E. (1963). *Stigma.* New York: Simon & Schuster.
Greenhouse, C. (2011). *The Paradox of Relevance: Citizenship and Ethnography in the United States.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
Guetzkow, J. (2010). Beyond Deservingness: Congressional Discourse on Poverty, 1964–1996. *Annals of the American Academy of Political and Social Science 629*, S. 173-199.
Hacker, J. (2006). *The Great Risk Shift*. New York: Oxford University Press.
Hall, P. A. & Lamont, M. (Hrsg.). (2009). *Successful Societies: How Institutions and Culture Matter for Health*. New York: Cambridge University Press.
Hall, P. A. & Lamont, M. (Hrsg.). (2013). *Social Resilience in the Neoliberal Era*. Cambridge: Cambridge University Press.
Harding, D. et al. 2010. Reconsidering Culture and Poverty. *Special Issue of Annals of the American Academy of Political and Social Science 629*, S. 6-27.
Hearn, A. (2008). Meat, Mask and Burden: Probing the Contours of the Branded 'Self'. *Journal of Consumer Culture 8* (2), S. 197-217.
Hertzman, C., & Boyce, T. (2010). How Experience Gets Under the Skin to Create Gradients in Developmental Health. *Annual Review of Public Health 31*, S. 329-347.
Herzfeld, M. (1996). *Cultural Intimacy: Social Poetics in the Nation State*. London: Routledge.
Hochschild, J. (1995). *Facing Up to the American Dream: Race, Class, and the Soul of the Nation.* Princeton, NJ: Princeton University Press.

Honneth, A. (1996). *The Struggle for Recognition: The Moral Grammar of Social Conflicts.* London: Polity Press.

Ireland, P. (2004). *Becoming Europe: Immigration, Integration and the Welfare State.* Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.

Jenkins, R. (1996). *Social Identity.* London: Routledge.

Jenson, J. & Levi, R. (2013). Narratives and Regimes of Social and Human Rights: The Jack Pines of the Neoliberal Era. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 69-98). Cambridge: Cambridge University Press.

Kastoryano, R. (2002). *Negotiating Identities: States and Immigrants in France and Germany.* Princeton, NJ: Princeton University Press.

Koopmans, R. et al. (2005). *Contested Citizenship: Immigration and Cultural Diversity in Europe.* Minneapolis: University of Minnesota Press.

Krysan, M. (2012). From Color Caste to Color Blind? Contemporary Era Racial Attitudes, 1976–2004. In H. Louis et al. (Hrsg.), *The Oxford Handbook of African American Citizenship* (S. 235-278). New York: Oxford University Press.

Kymlicka, W. (2007). *Multicultural Odysseys: Navigating the New Global Politics of Diversity.* New York: Oxford University Press.

Kymlicka, W. (2013). Neoliberal Multiculturalism?. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 99-125). Cambridge: Cambridge University Press.

Lamont, M. (1992). *Money, Morals, and Manners; the Culture of the French and the American Upper-Middle Class.* Chicago: University of Chicago Press.

Lamont, M. (2000). *The Dignity of Working Men: Morality and the Boundaries of Race, Class, and Immigration.* Cambridge, MA: Harvard University Press.

Lamont, M. (2009). Responses to Racism, Health, and Social Inclusion as a Dimension of Successful Societies. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Successful Societies: How Institutions and Culture Matter for Health* (S. 151-168). New York: Cambridge University Press.

Lamont, M., & Bail, C. (2005). Sur les Frontières de la Reconnaissance. Les Catégories Internes et Externes de l'Identité Collective. *Revue Européenne De Migrations Internationales 21* (2), S. 61-90.

Lamont, M., & Fleming, C. (2005). Everyday Anti-Racism: Competence and Religion in the Cultural Repertoire of African-American Elite and Working Class. *Du Bois Review 35* (3), S. 29-43.

Lamont, M., & Mizrachi, N. (2012). Ordinary People Doing Extraordinary Things, One Step at the Time: Responses to Stigmatization in Comparative Perspective. *Ethnic and Racial 35* (3), S. 365-381.

Lamont, M., & Molnar, V. (2002). The Study of Boundaries in the Social Science. *Annual Review of Sociology 28*, S. 167-195.

Lamont, M., & Thèveont, L. (2000). *Rethinking Comparative Cultural Sociology: Repertories of Evalution in France and the United States.* London & Paris: Cambridge University Press & Presses de la Maison des Sciences de l'Homme.

Lazzarato, M. (2009). Neoliberalism in Action: Inequality, Insecurity, and the Reconstruction of the Social. *Theory, Culture and Society 26*, S. 109-133.

Lieberman, E. (2009). *Boundaries of Contagion: How Ethics Politics Have Shaped Governmental Responses to Aids.* Princeton, NJ: Princeton University Press.

Link, B. G., & Phelan, J. (2000). Evaluting the Fundamental Cause Explanation for Social Disparities in Health. In C. Bird et al. (Hrsg.), *Handbook of Medical Sociology* (S. 33-46). Nashville: Vanderbilt University Press.

Mabry, B., & Kiecolt, J. K. (2005). Anger in Black and White: Race, Alienation, and Anger. *Journal of Health and Social Behavior 46* (85), S. 1-101.
Marx, A. (1998). *Making Race and Nation: A Comparison of South Africa, the United States and Brazil*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
Massey, D., & Sánchez, M. (2010). *Brokered Boundaries: Creating Immigrant Identity in Anti- Immigrant Times*. New York: Russell Sage Foundation.
Mizrachi, N., & Herzog, H. (2012). Participatory Destigmatization Strategies among Palestian Citizens of Isael, Ethiopian Jews and Mizrachi Jews. *Ethnic and Racial Studies 35* (3), S. 418-435.
Mizrachi, N., & Zawdu, A. (2012). Between Global Racial and Bounded Identity: Choice of Destigmatization Strategies among Ethiopian Jews in Israel. *Ethnic and Racial Studies 35* (3), S. 426-452.
Moon, D. (2002). Who am I and Who are We? Conflicted Narratives of Collective Selfhood in Stigmatized Groups. *American Journal of Sociology 117*, S. 1336-1370.
Monterescu, D., & Rabinowitz, D. (2007). *Mixed Towns/Trapped Communities: Historical Narratives, Spatial Dynamics and Gender Relations in Jewish-Arab Mixed Towns in Israel/Palestine*. London: Ashgate.
Morning, A. (2009). Towards a Sociology of Racial Conceptualization for the 21st Century. *Social Forces 87* (3), S. 1167-1192.
Neblett, E. et al. (2004). The Role of Racial Identity in Managing Daily Racial Hassles. In G. Philogene (Hrsg.), *Racial Identity in Context: The Legacy of Kenneth Clark* (S. 77-90). Washington, DC: American Psychological Association Press.
O'Brien, E. (2007). Antiracism. In H. Vera & J. Feagin (Hrsg.), *Handbook of the Sociology of Racial and Ethnic Relation*. New York: Routledge.
O'Connor, C. et al. (2004). Perceived Discrimination and Psychological Distress: The Role of Personal and Ethnic Self-Esteem. *Journal of Counseling Psychology 51* (3), S. 329-339.
Oliver, M., & Shapiro T. (2006). *Black Wealth/White Wealth: A New Perspective on Racial Inequality*. New York: Routledge.
Oyserman, D., & Swim, J. (2001). Social Stigma: An Insider's View. *Journal of Social Issues 57* (1), S. 1-14.
Pachucki, M. et al. (2006). Boundary Processes: Recent Theoretical Developments and New Contributions. *Poetics 35* (6), S. 331-351.
Pattillo-McCoy, M. (1999). *Black Picket Fences. Privileges and Perils Among the Black Middle Class*. Chicago: University of Chicago Press.
Pew Charitable Trust Foundation (2011). *Wealth Gaps Rise to Record Highs Between Whites, Blacks and Hispanics*. http://www.pewsocialtrends.org/2011/07/26/wealth-gaps-rise-to-record-highs-between-whites-blacks-hispanics/.
Picca, L. H., & Feagin J. R. (2007). *Two-Faced Racism. White in the Backstage and Frontstage*. New York: Routledge.
Pierson, P., & Hacker J. (2010). *Winner-Take-All Politics*. New York: Simon and Schuster.
Pinel, E. C. (1999) Stigma Consciousness: The Psychological Legacy of Social Stereotypes. *Journal of Personality and Social Psychology 76* (1), S. 114-128.
Pittman, C. (2012). *Race, Class, and Social Context: an Examination of the Impact of Race on the Consumption Preferences and Practices of Middle and Working Class African American*. Unveröff. Diss., Department of Sociology, Harvard University.
Pollock, M. (2008). *Everyday Antiracism: Getting Real About Race*. New York: The New Press.

Richland, J. B. (2009). On Neoliberalism and Other Social Diseases: The 2008 Sociocultural Anthropology Year in Review. *American Anthropologist 110* (2), S. 170-176.
Rivas-Drake, D. et al. (2008). A Closer Look at Peer Discrimination, Ethnic Identity, and Psychological Well-Being Among Urban Chinese Sixth Graders. *Journal of Youth and Adolescence 37* (1), S. 12-21.
Roth, W. (2012). *Race Migrations: Latinos and the Cultural Transformation of Race*. Stanford, CA: Stanford University Press.
Sayer, A. (2005). *The Moral Significance of Class.* New York: Cambridge University Press.
Schudson, M. (1988). How Culture Works. *Theory and Society 18*, S. 153-180.
Sears, D. et al. (Hrsg.). (2006). *Racialized Politics: The Debate about Racism in America*. Chicago: University of Chicago Press.
Shapiro, T. M. & Oliver, M. L. (2006). *Black Wealth, White Wealth. A New Perspective on Racial Inequality.* London: Routledge.
Sharone, O. (2013). *Unemployment Experiences: Job Searching, Interpersonal Chemistry, and Self-Blame*. Chicago: University of Chicago Press.
Silva, G. M. (2012). Folk Conceptualization of Racism and Antiracism in Brazil and South Africa. *Ethnic and Racial Studies 35* (3), S. 305-322.
Silva, G. M., & Reis. E. (2012). The Multiple Dimensions of Racial Mixture: From Whitening to Brazilian Negritude. *Ethnic and Racial Studies 35* (3), S. 382-399.
Somers, M. (2008). *Genealogies of Citizenship.* New York: University of Cambridge Press.
Son Hing, L. (2012). Responses to Stigmatization: The Moderating Roles of Primary and Secondary Appraisals. *Du Bois Review 9* (1), S. 149-168.
Son Hing, L. (2013). Stigmatization, Neoliberalism, and Resilience. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 158-182). Cambridge: Cambridge University Press.
Stephens, N. et al. (2012). It's Your Choice: How the Middle Class Model of Independence Disadvantages Working Class Americans. In S. Fiske & H. Markus (Hrsg.), *Facing Social Class* (S. 87-106). New York: Russell Sage Foundation.
Summers-Effler, E. (2002). The Micro Potential for Social Change: Emotion, Consciousness and Social Movements Formation. *Sociological Theory 20*, S. 21-60.
Swidler, A. (1986). Culture in Action. Symbols and Strategies. *American Sociological Review 51* (2), S. 273-286.
Taylor, C. et al. (1994). *Multiculturalism: Examining the Politics of Recognition.* Princeton, NJ: Princeton University Press.
Telles, E., & Sue, C. (2009). Racial Mixture: Boundary Crossing in Comparative Perspectives. *Annual Review of Sociology 35*, S. 129-146.
Tilly, C. (2006). *Regimes and Repertoires.* Chicago: University of Chicago Press.
Todd, J. (2004). Social Transformation, Collective Categories and Identity Change. *Theory and Society 34* (4), S. 429-463.
Van Dijk, T. (1993). *Elite Discourse and Racism.* Newbury Park, CA: Sage.
Walton, G., & Cohen, G. (2011). A Brief Social-Belonging Intervention Improves Academix and Health Outcomes for Minority Students. *Science 331* (6023), S. 1447-1151.
Welburn, J. S. (2011). *Managing Instability: Conceptions of Opportunity and Success among African American from Middle-Income Households.* PhD dissertation, Harvard University.
Welburn, J. S., & Pittman C. (2012). Stop Blaming ‚The Man': Perceptions of Inequality and Opportunities for Success in the Obama Era Among Middle Class African-American. *Ethics and Racial Studies 35* (3), S. 523-540.

Wilson, W. (1978). *The Declining Significance of Race*. Chicago: University of Chicago Press.
Wimmer, A. (2008). The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory. *American Journal of Sociology 113* (4), S. 970-1022.
Wimmer, A., & Min, B. (2006). From Empire to Nation-States. Explaining Wars in the Modern World. *American Sociological Review 71* (6), S. 267-297.
Wodak, R. (2001). The Discourse-Historical Approach. In R. Wodak & M. Meyer (Hrsg.), *Methods of Critical Discourse Analysis*. London: Sage.
Wright, M., & Bloemraad, I. (2012). Is There a Trade-Off between Multiculturalism and Socio-Politial Integration? Policy Regimes and Immigrant Incorporation in Comparative Perspective. *Perspectives on Politics 10*, S. 77-95.
Zolberg, A., & Woon, L. (1999). Why Islam is Like Spanish: Cultural Incorporation in Europe and the United States. *Politics and Society 27* (1), S. 5-38.

Zur sozialwissenschaftlichen Konzeption von Vulnerabilität und Resilienz

Konzeptionelle Überlegungen und empirische Betrachtungen am Beispiel von Städten

Gabriela B. Christmann, Karsten Balgar und Nicole Mahlkow

1 Einleitung

Die Wahrnehmung von und der Umgang mit Gefährdungen gehören zur Geschichte menschlicher Gesellschaften. In modernen Gesellschaften hat sich allerdings das Bewusstsein für mögliche Gefahren geschärft. Auch die Einsicht, dass man Gefährdungen vorbeugen bzw. diese abmildern kann, ist inzwischen stark ausgeprägt. Die extensiven Diskurse seit den 1980er Jahren über Risiken und Nachhaltigkeit zeugen davon. Als Schlüsselwerke dürfen Ulrich Becks Buch zur „Risikogesellschaft" (Beck 1986) und der Bericht der Brundtland-Kommission (WCED 1987) über die Notwendigkeit nachhaltigen Handelns gelten.

Es scheint jedoch, als ob der Risiko- wie auch der Nachhaltigkeitsbegriff derzeit aus der Mode kommen. Stattdessen erleben Begriffe wie Vulnerabilität und Resilienz einen Aufschwung (vgl. Bohle 2002; Pelling 2003; Medd und Marvin 2005; Coaffee und Wood 2006; Janssen und Ostrom 2006; Adger 2006; Birkmann 2007, 2008). Ist man angesichts von Unsicherheiten, Komplexitäten, Interdependenzen und der verschiedenen Zeitstrukturen von disruptiven und schleichenden Gefährdungen überdrüssig geworden, potenziell gefährdende Ereignisse als „Risiko" zu konzeptualisieren und entsprechend den gängigen Definitionen des Risikobegriffs in Form von Eintrittswahrscheinlichkeiten und potenziellen Folgen zu berechnen? Auch bei aller positiven Resonanz auf den „Nachhaltigkeits"-Gedanken ist nicht zu übersehen, dass sich das Nachhaltigkeitsparadigma gleichzeitig massiver Kritik ausgesetzt sieht. So fällt unter anderem auf, dass die Grundidee nachhaltigen Handelns in erster Linie auf die Vorbeugung bzw. Verhinderung von gefährdenden Ereignissen zielt (vgl. Christmann et al. 2011, S. 9-12). Doch inwieweit ist diese Denkweise noch realistisch bzw. ausreichend? Inzwischen ist man sich wohl bewusst geworden, dass gefährdende Ereignisse unterschiedlichster Art nicht ohne Weiteres vermieden werden können, sondern dass sie – früher oder später – tatsächlich eintreten

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_6, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

werden. Daher ist auch die Frage von Bedeutung, wie man mit den voraussichtlich eintretenden Ereignissen umgeht und sie ggf. lindern kann. Der Begriff der Resilienz deckt in dieser Hinsicht mehr ab als der der Nachhaltigkeit: Resilienzbildung steht in der Literatur zwar auch für die Vorbeugung bzw. Verhinderung, vor allem aber für die möglichst schadlose Umgangsweise mit und die (stetige) Anpassung an eintretende gefährdende Ereignisse.

Es soll hier nicht weiter darüber spekuliert werden, ob tatsächlich und, wenn ja, weshalb die Begriffe des Risikos und der Nachhaltigkeit – langfristig gesehen – an Bedeutung verlieren und ob sie womöglich durch Konzepte der Vulnerabilität und Resilienz ganz abgelöst werden. Unser Beitrag zielt vielmehr darauf, zu untersuchen, welche konzeptionellen Implikationen die Begriffe der Vulnerabilität und Resilienz haben und unter welchen Bedingungen sie für empirische Analysen fruchtbar gemacht werden können. Als empirisches Beispiel werden in diesem Beitrag Gefährdungen von Städten dienen.

Ein Blick in die Forschungsliteratur zeigt, dass Begriffskonzeptionen der Vulnerabilität und Resilienz stark von dem Kontext der (Human-)Ökologie und der Naturrisikoforschung geprägt worden sind, auch wenn sie ihren Ursprung in der Medizin (vgl. Pfeiffer 1929) und der (Sozial-)Psychologie (vgl. Werner 1995) haben. Mittlerweile werden sie schon für Gefährdungen herangezogen, die in den Bereichen Technik, Ökonomie oder Soziales entstehen, allerdings geschieht dies in der Regel, ohne dass die Begriffe konzeptionell an diesen umfassenderen Analysegegenstand angepasst und sozialwissenschaftlich fundiert worden wären.

Im Folgenden werden wir daher zunächst in exemplarischer und knapper Form bisherige Begriffskonzeptionen zu Vulnerabilität und Resilienz skizzieren (Kap. 2). Vor diesem Hintergrund werden wir auf zentrale Desiderate hinweisen (Kap. 3). Dabei wird sich unter anderem zeigen, dass bestehende Konzeptionen einen stark essenzialistischen Charakter haben, d. h., dass Gefährdungen als (quasi-)natürlich gegeben angesehen werden. Dies bringt unseres Erachtens Probleme für den Gebrauch in sozialwissenschaftlichen Kontexten mit sich. Wenn es um Resilienzbildungen in Gesellschaften geht, so lautet unser zentrales Argument, sollten Gefährdungen für potenziell betroffene soziale Entitäten nicht einfach in essenzialistischer Weise als „objektiv gegeben“ angesehen werden. In Betracht zu ziehen wären auch die spezifischen sozialen Konstruktionen bzw. Zuschreibungen, die von den betroffenen sozialen Entitäten im Hinblick auf möglichen Gefährdungen entwickelt werden. Wir werden einen Ansatz von Christmann und Ibert (2012) aufgreifen und zeigen, wie die Begriffe der Vulnerabilität und Resilienz in diesem Sinne für eine sozial-

wissenschaftliche Analyse erweitert werden können (Kap. 4).[1] Die theoretischen Bausteine dieses erweiterten Ansatzes entstammen dem Sozialkonstruktivismus wie auch der Akteur-Netzwerk-Theorie, um sowohl der Immaterialität als auch der Materialität von Gefährdungen Rechnung tragen zu können. Da für die Analyse von Vulnerabilitäten und Resilienzen in Städten sozial-räumliche Aspekte von Bedeutung sind, spielen darüber hinaus Überlegungen relationaler Raumtheorien eine Rolle. Nicht zuletzt gehen wir davon aus, dass Resilienzkonstruktionen davon abhängen, welche Art von Vulnerabilitätskonstruktionen soziale Entitäten entwickelt haben. Deshalb behandeln wir Vulnerabilität und Resilienz als ein aufeinander bezogenes und sich ergänzendes Begriffspaar. Im Anschluss an den konzeptionellen Teil werden wir einige grundsätzliche Überlegungen zu Vulnerabilitäten und Resilienzen in Städten anstellen (Kap. 5), um sodann zwei empirische Beispiele vorzustellen. Das erste Beispiel stammt aus dem Kontext der sozialwissenschaftlichen Klimaforschung in Städten und zeigt, inwiefern Lübeck und Rostock, zwei Städte an der Ostsee, ihre Gefährdungen im Klimawandel unterschiedlich konstruieren, obwohl sie mit sehr ähnlichen naturwissenschaftlichen Szenarios konfrontiert sind (Kap. 6). Das zweite Beispiel behandelt mit Hamburg-Wilhelmsburg einen Stadtteil mit besonderem Entwicklungsbedarf. In diesem Fall wird dargestellt, wie nach einem im Stadtteil als krisenhaft wahrgenommenen Ereignis verschiedene städtische Akteure unterschiedliche Vorstellungen von Vulnerabilität und Resilienz entwickelt haben (Kap. 7). Am Ende des Beitrags werden wir untersuchen, inwieweit sich das neuentwickelte sozialwissenschaftliche Konzept von Vulnerabilität und Resilienz als fruchtbar für empirische Analysen erweist. Konkret werden wir aus den empirischen Fällen Schlussfolgerungen ziehen und auf die konzeptionellen Überlegungen rückbeziehen (Kap. 8).

2 Typische bisherige Begriffskonzeptionen

Wie bereits angedeutet, sind die Begriffe der Vulnerabilität und Resilienz in hohem Maße von der (Human-)Ökologie und der Naturrisikoforschung beeinflusst. Inzwi-

1 Der Ansatz wurde im Rahmen eines Forschungsprojekts entwickelt, das unter dem Titel „Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive“ von 2010 bis 2012 am Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner von mehreren Forschungsabteilungen des IRS durchgeführt und durch Mittel der Leibniz-Gemeinschaft finanziert wurde (vgl. dazu Christmann et al. 2011; Christmann und Ibert, 2012). Karsten Balgar, Gabriela Christmann und Nicole Mahlkow waren Mitglieder des Projekts.

schen sind sie wesentlich im Hinblick auf Spezifika sozialer Systeme weiterentwickelt und verfeinert worden. Beispiele dafür sind vor allem der sozial-ökologische Systemansatz (socio-ecological systems concept, kurz: SES; vgl. Holling 1973; Holling und Gunderson 2002; Berkes et al. 2003; Folke 2006; Gallopín 2006), der Ansatz der gekoppelten Mensch-Umwelt-Systeme (coupled human-environment systems, kurz: CHES; vgl. Turner et al. 2003; Adger 2006; Blaikie et al. 2007), aber auch die Ansätze zu sozialer Vulnerabilität (vgl. Voss 2008; Boykoff 2008; Morrow 2008; Kusenbach et al. 2010) und zu sozialer Resilienz (vgl. Adger 2000; Bohle 2002; Davoudi et al. 2012). Wir werden diese Ansätze im Folgenden nicht darstellen, zumal es hier nicht darum gehen soll, ihre jeweiligen Charakteristika zu untersuchen. Vielmehr werden wir am Beispiel einer übergreifenden Definition, die als typisch für bestehende Ansätze gelten kann, da sie bereits verschiedene physisch-materielle und soziale Komponenten berücksichtigt, zeigen, inwiefern in bisherigen Konzeptionen immer noch Schwächen enthalten sind.

Unseres Erachtens haben Birkmann et al. (2011, S. 25) eine solch umfassende Konzeption von Vulnerabilität und Resilienz vorgelegt. Danach umfasst *Vulnerabilität* „Zustände und Prozesse, die die Ausgesetztheit, Anfälligkeit sowie die Reaktionskapazitäten eines Systems oder Objekts hinsichtlich des Umgangs mit Gefahren […] bedingen. Dabei spielen physische, soziale, ökonomische und umweltbezogene Faktoren eine Rolle" (Birkmann et al. 2011, S. 25). Hier werden nicht nur extern gegebene Naturgefahren als verantwortlich für eine bestimmte Vulnerabilität angesehen, sondern gleichzeitig interne, d. h. in der Gesellschaft liegende Faktoren berücksichtigt. Ausdrücklich werden in der Definition dabei die „Reaktionskapazitäten" eines Systems angesprochen, also das, was gesondert als ein Aspekt von Resilienz definiert werden kann. Hintergrund dafür ist die Intention, das Ausmaß von Vulnerabilität zu fassen, das wesentlich durch die Fähigkeit eines Systems bestimmt wird, mit Gefährdungen umzugehen. So kann die Vulnerabilität eines Systems selbst bei einer hohen Exposition gering ausfallen, wenn gleichzeitig die Reaktionskapazitäten des Systems hoch sind.

Der Begriff der *Resilienz* wird von Birkmann et al. (2011, S. 17) an anderer Stelle noch gesondert definiert. Resilienz wird dort als die Fähigkeit von Systemen beschrieben, „Schocks und Störungen zu absorbieren und möglichst unbeschadet weiter zu existieren". Die Autoren benennen drei Dimensionen von Resilienz, die sie der bisherigen Literatur entnommen haben: erstens die Widerstandsfähigkeit eines Systems gegenüber bestimmten eingetretenen Schocks oder schleichenden Veränderungen, zweitens die Kapazität, den Ausgangszustand relativ rasch wieder herzustellen, und drittens die Fähigkeit eines Systems, zu lernen und an sich verändernde Bedingungen anzupassen. Es ist vor allem Folke (2006), der vorschlägt,

Resilienz nicht als Zustand, sondern als Prozess zu betrachten und entsprechend Anpassungs-, Lern- und Innovationsprozesse in den Blick zu nehmen.

Bei allen Bemühungen um Begriffskonzeptionen, die – wie die von Birkmann et al. (2011) – weitsichtig angelegt sind und verschiedene Dimensionen integrieren, fällt auf, dass die Konzeptionen in der Regel keine theoretische Einbettung aufweisen. Zudem lassen sie immer noch eine essenzialistische Perspektive erkennen, d. h., Vulnerabilität wird als eine faktische Exposition bzw. Anfälligkeit gefasst, die negativ bewertet wird, und Resilienz als eine faktische Bewältigungsfähigkeit von Systemen, die positiv konnotiert ist; sie werden als objektive Tatbestände betrachtet, die allerdings veränderbar sein können. In dieser Perspektive *ist* ein System aufgrund bestimmter objektiv feststellbarer Faktoren in einer bestimmten Weise vulnerabel bzw. resilient.

Dieses Verständnis ist nicht nur in naturwissenschaftlichen, sondern auch in sozialwissenschaftlichen Ansätzen verbreitet. Aufgrund von Erfahrungen vor allem aus der Entwicklungsländerforschung wird zwar beachtet, dass sich in der Gefährdung von sozialen Entitäten auch soziale Ungleichheiten abbilden und nicht alle Akteure in einem konkreten Zusammenhang gleichermaßen verwundbar oder in der Lage sind, Resilienz zu entwickeln. Deshalb wird z. B. auch von *sozialer* Vulnerabilität gesprochen. Bei Morrow (2008, S. 4) heißt es dazu: „Simply stated, social vulnerability occurs when unequal exposure to risk is coupled with unequal access to resources." Doch auch hier *sind* bestimmte Personenkategorien in dieser Perspektive vulnerabel, und es ist möglich, die Vulnerabilität dieser Personenkategorien im Vergleich zu der von anderen unter Berücksichtigung verschiedener ökonomischer und sozialer Faktoren als objektive Tatbestände einzuschätzen.

3 Zentrale Forschungsdesiderate

Derartige Konzeptionen sind fraglos legitim, zumal bisherige Erfahrungen zeigen, dass potenzielle Gefährdungen nicht rein fiktiv sind, sondern dass es bestimmte Indikatoren für ein Eintreten bestimmter Gefährdungen gibt, dass manche Gefährdungen auch tatsächlich real werden und dass sie, wenn sie eingetreten sind, substanzieller oder sogar existenzieller Art sind, also materielle (wie auch immaterielle) Schäden nach sich ziehen. Allerdings fehlt in dieser Perspektive eine Dimension, die unseres Erachtens dazugehört und nicht unerheblich ist: die Dimension der *sozialen Konstruktion* von Vulnerabilität und Resilienz, die nicht mit der der sozialen Ungleichheit zu verwechseln ist.

Trotz aller Bemühungen, Aspekte des Sozialen einzubeziehen, fallen daher in bisherigen Vulnerabilitäts- und Resilienzkonzepten immer noch Desiderate auf. Neben der erwähnten 1) mangelnden Berücksichtigung der sozialen Konstruktion ist das – damit zusammenhängend – eine 2) unzureichende Verbindung von Immaterialität und Materialität. Als Raumwissenschaftler stellen wir außerdem 3) eine unzureichende Berücksichtigung der Räumlichkeit und einer damit verbundenen Zeitlichkeit von Vulnerabilität und Resilienz fest. Im Übrigen fällt auch 4) eine überwiegend normative Verwendung der Begriffe auf, da Vulnerabilität in der Regel als etwas Negatives und Resilienz als etwas Positives dargestellt wird.

1. *Mangelnde Berücksichtigung der sozialen Konstruktion von Vulnerabilität und Resilienz*. Das Konzept der sozialen Konstruktion (Sozialkonstruktivismus) besagt, dass soziale Entitäten – wie etwa Personen, Gruppen, Organisationen, Städte, Regionen oder ganze Gesellschaften – vergangene Gefährdungssituationen und/oder Indikatoren für zukünftige Gefährdungen deuten und Wahrnehmungsweisen von einer Bedrohung entwickeln. Berücksichtigt man Aspekte der sozialen und kulturellen Differenzierung, so heißt das, dass soziale Entitäten aus unterschiedlichen sozio-kulturellen Kontexten unterschiedliche Konstruktionen ihrer Vulnerabilität entwickeln können, was auch Folgen für die Konstruktion von Resilienz hat. Die wissenschaftlich kalkulierte potenzielle Vulnerabilität einer sozialen Entität sollte daher nicht unabhängig davon betrachtet werden, wie Menschen diese deuten.
2. *Das Desiderat der unzureichenden Verbindung von Materialität und Immaterialität* ergibt sich teilweise aus der mangelnden Berücksichtigung der sozialen Konstruktion. Wenn Gesellschaftsmitglieder ihre eigene soziale Wirklichkeit in Bezug auf eine physische Wirklichkeit konstruieren, d. h., wenn Immaterielles (wie Wahrnehmungsweisen) in Verbindung mit Materialität gebracht wird, ist das Verhältnis zwischen Immateriellem und Materiellem zu klären. Zwar gibt es theoretische Ansätze, die die Materialitäts-Immaterialitäts-Dichotomie zu überwinden suchen (vgl. Görg 1999), darunter auch solche, die das Natur-Kultur-Verhältnis als ein hybrides begreifen und Überlegungen anbieten, wie die Wechselwirkungen ausgestaltet sein können: etwa als Metabolismus, Action Setting, sozial-ökologisches System, strukturelle Kopplung (vgl. z. B. Fischer-Kowalski und Erb 2003; Weichhart 2003; Berkes et al. 2003; Walker et al. 2006; Brand und Jax 2007). Paradoxerweise haben die verschiedenen Ansätze aber gemeinsam, dass sie – aufgrund der Überlegungen zu den Wechselwirkungen zwischen beiden Sphären – die Trennung zwischen den Sphären faktisch

aufrechterhalten und damit wieder zum Grundproblem zurückkehren.[2] Die Akteur-Netzwerk-Theorie verspricht in dieser Hinsicht einen Lösungsansatz (vgl. dazu mehr in Kap. 4).

3. *Unzureichende Berücksichtigung der Räumlichkeit und Zeitlichkeit*. Auffallend ist zunächst, dass Vulnerabilitäten und Resilienzen nicht systematisch auf räumliche Einheiten bezogen werden. Gefährdungen und ihre gesellschaftlichen Verarbeitungen sind jedoch in der Regel nicht ortlos. Dort wo räumliche Aspekte berücksichtigt werden, so etwa in der Raumplanung, befasst man sich – wie Birkmann (2008) feststellte – lediglich mit physisch-räumlichen Aspekten von Vulnerabilität (vgl. auch Davoudi et al. 2012). Sozialräumliche Dimensionen haben in der Literatur bisher wenig Beachtung gefunden. Die Perspektive auf den physischen *und* sozialen Raum sowie deren Wechselwirkungen fehlt. Gerade die sozial- bzw. kulturräumliche Kontextualisierung von Vulnerabilität und Resilienz wäre jedoch zu berücksichtigen. Denn: Vulnerabilitäten und Resilienzen sozialer Entitäten ergeben sich nicht allein aus einem Ereignis oder einer Handlung. Sie sind in die komplexen sozialen, ökonomischen, politischen und institutionellen Gefüge eines Kulturraumes eingebunden (vgl. Whittle et al. 2010).
   Auch der Faktor Zeit fehlt in den meisten Begriffsdefinitionen – wenn man einmal von dem allgemeinen Verständnis von Resilienz als Anpassungs*prozess* absieht. Und dies, obwohl Zeitlichkeit sozio-räumlichen Kategorien eingeschrieben ist. Ein Haus am Küstenstreifen kann von seinen Bewohnern, die sich durch Mobilität auszeichnen, bei Gefahr relativ rasch verlassen werden. Das Haus selbst kann nicht einfach schnell versetzt werden, es hat diesbezüglich eine andere Zeitlichkeit und damit eine andere Gefährdung. Ferner haben Konstruktionspraktiken von Vulnerabilität und Resilienz eine Zeitlichkeit. Das heißt z. B., dass sich Vulnerabilitäts- wie auch Resilienzvorstellungen mit der Zeit ändern können.
4. *Normativität vieler Begriffsverwendungen*. Entgegen der konventionellen Lesart ist es nicht zwingend, dass Vulnerabilität immer negativ und Resilienz immer positiv zu werten sind. Manche Bedrohungen, die von den Handelnden zum Zeitpunkt eines Ereignisses als dramatisch gesehen werden, können von einem distanzierten Beobachterstandpunkt und aus einer langfristigen, historischen Perspektive als Auslöser für wichtige Entwicklungsschübe betrachtet werden, so etwa für die Erfindung neuer Technologien. Vulnerabilität kann damit auch als eine Chance betrachtet werden, um notwendige Entwicklungen voranzubringen. Umgekehrt sind Resilienzstrukturen nicht automatisch positiv. Bestimmte Resilienzbildungen können sogar negative Effekte haben, etwa wenn sie zu

2 Vgl. Christmann et al. (2011, S. 16-21), die dies ausführlich diskutieren.

nicht-intendierten Effekten (an anderen Orten) führen, die ihrerseits Probleme hervorrufen können, z. B. wenn alternative Lösungsansätze oder aber Interessen bestimmter Personengruppen unberücksichtigt bleiben.

4 Ein erweitertes theoretisches Konzept für die Analyse von Vulnerabilität und Resilienz

Vor diesem Hintergrund ist ein konzeptioneller Ansatz hilfreich, der von Christmann und Ibert (2012) entwickelt worden ist und die zuvor genannten Desiderate adressiert. Er ist für uns von Bedeutung, weil er einen Ausgangspunkt für eine sozialwissenschaftliche Konzeption von Vulnerabilität und Resilienz bieten kann. In diesem Ansatz werden Grundideen des Sozialkonstruktivismus, der Akteur-Netzwerk-Theorie und relationaler Raumkonzepte aufgenommen.

Vor allem wird dem Konstruktionscharakter von Vulnerabilität und Resilienz Rechnung getragen. Leitend ist Bergers und Luckmanns (1966) sozialkonstruktivistische Prämisse, dass Subjekte ihre Wirklichkeit konstruieren, indem sie Dingen Bedeutung zuschreiben. Die Bedeutungszuschreibungen bleiben jedoch nicht subjektiv. Vielmehr entwickeln die Subjekte im Rahmen sozialer Interaktionen gemeinsam geteilte Wirklichkeitsdeutungen, die dann für die Gesellschaftsmitglieder über Institutionalisierungs- und Legitimierungsprozesse den Status von objektiven Tatsachen erlangen.

Wesentlich inspiriert durch Latours Soziologie der Assoziationen wird in dem Ansatz gleichzeitig der Versuch unternommen, die bestehende Dichotomie zwischen Immaterialität und Materialität zu überwinden. Basierend auf dem Gedanken einer „flat ontology“ (DeLanda 2004, S. 58) geht die Akteur-Netzwerk-Theorie davon aus, dass sich alle Dinge eines Netzwerks hierarchisch auf der gleichen Ebene befinden. Nimmt man diesen Gedanken ernst, so hat die Soziologie, wie Latour (2005) es einfordert, nicht nur Interaktionen zwischen verschiedenen sozialen Akteuren zu berücksichtigen, sondern auch solche, die sich zwischen Akteuren und Dingen vollziehen. Denn anders als in der traditionellen Soziologie sind es in dieser handlungstheoretisch ausgerichteten ‚Soziologie der Assoziationen‘ nicht allein soziale Akteure, die mit ihren Wahrnehmungen, Motivationen und Intentionen Handlungen hervorbringen. Handlungen werden vielmehr als Resultat einer verteilten Kompetenz in Beziehungsgefügen verstanden, die neben Menschen auch Dinge einschließen. Deren Existenz und Verfügbarkeit machen ein bestimmtes menschliches Handeln erst möglich oder fördern es. Da Dinge in Handlungsverläufen mitwirken, ist ihnen eine Handlungsfähigkeit („agency“) zuzuerkennen: „Objects

too have agency“ (Latour 2005, S. 63). Damit ist nicht gesagt, dass Dinge an sich Motive haben oder selbst handeln können, sondern dass es einen Unterschied für eine Handlung macht, ob bestimmte Objekte vorhanden oder nicht vorhanden sind.

Abgesehen davon spielen im Ansatz von Christmann und Ibert (2012) Überlegungen relationaler Raumtheorien eine Rolle (vgl. dazu v. a. Bathelt und Glückler 2003). Dort werden Räume – durchaus im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie – als relationale Beziehungsgefüge betrachtet. Sie werden durch ein spezifisches Zusammenspiel von physischen, kulturellen, sozialen, ökonomischen und politischen Faktoren konstituiert. Gleichzeitig beinhaltet der Gedanke relationaler Räume, im Sinne des Sozialkonstruktivismus, dass es nicht *den* objektiv gegebenen Raum schlechthin gibt, sondern dass ein und derselbe Raum in den Wahrnehmungsweisen der dort agierenden Akteure, je nach Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen, auf je unterschiedliche Weise konstruiert werden kann.

Was die verbreitete Normativität in den Begriffsverwendungen von Vulnerabilität und Resilienz angeht, so wird diese im Übrigen dadurch umgangen, als Wissenschaftler in methodologischer Hinsicht als Beobachter verstanden werden, die Alltagshandelnde bei der Konstruktion ihrer Vulnerabilitäten und Resilienzen beobachten. Diese Position als Beobachter bietet ihnen die Distanz, die nötig ist, um die in den „Konstruktionen erster Ordnung“ (Schütz 1953) der Akteure liegenden normativen Orientierungen herauszuarbeiten, ohne sie jedoch selbst zu teilen.

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Überlegungen haben Christmann und Ibert (2012) eine alternative Definition von Vulnerabilität und Resilienz entwickelt, die für unsere empirischen Analysen leitend sein wird.

In dieser Definition betrachten die Autoren *Vulnerabilität* als Resultat eines sozialen Konstruktionsprozesses, in dessen Rahmen Gesellschaftsmitglieder ausgewählte potenzielle Gefährdungen einschätzen und aushandeln. In diesem Prozess wird typischerweise eine *Einheit*, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als wertvoll und erhaltenswert erachtet wird – sei es ein Subjekt, eine Gruppe, eine Organisation, ein kulturelles Artefakt, ein technisches, ökonomisches oder ökologisches System oder ein Territorium –, abgegrenzt und *ins Zentrum* der Betrachtung gestellt. Die abgegrenzte Einheit wird zudem ins Verhältnis *zu anderen Einheiten* – oder anders formuliert: in ein *relationales Gefüge* eines Akteur-Netzwerks –gestellt, wobei die *Interdependenzen* zwischen der zentralen Einheit und den weiteren Elementen des relationalen Gefüges *auf ihre beeinträchtigenden Wirkungen* für die zentrale Einheit eingeschätzt werden (vgl. Christmann und Ibert 2012, S. 267). Alle drei zentralen Größen, 1. die zentral gestellte Einheit, 2. die anderen Einheiten und die 3. Interdependenzen zwischen den verschiedenen Einheiten, sind nicht natürlich und objektiv gegeben, sondern eine aktive und selektive Konstruktion der gesellschaftlichen Akteure, die sich im Zeitverlauf ändern kann. Objekte haben in

diesem Prozess Handlungsfähigkeit und beeinflussen die Wahrnehmungsweisen bzw. den Konstruktionsprozess („objects too have agency").

Resilienz wird als eine soziale Konstruktion verstanden, die das proaktive bzw. reaktive Handeln innerhalb des relationalen Gefüges betont. Sie basiert auf den spezifischen Vulnerabilitätswahrnehmungen der gesellschaftlichen Akteure zu einem bestimmten Zeitpunkt. Resilienzkonstruktionen zielen in der Perspektive der Akteure darauf, das relationale Gefüge des Akteur-Netzwerks so zu verändern, dass sich die Vulnerabilität der zentral gestellten Instanz verringert, im Idealfall sogar auflöst, ihre Funktion erhalten bleibt und ihre Integrität gesichert wird (vgl. Christmann und Ibert 2012, S. 267). Auch in diesem Prozess wirken Objekte im Handlungsprozess mit. Zudem sind Resilienzkonstruktionen Vorgänge in der Zeit, die sich im Zeitverlauf ändern können.

Es zeigt sich, dass Christmann und Ibert (2012) Vulnerabilität und Resilienz als ein untrennbares Begriffspaar behandeln. Zwar betont der Begriff der Vulnerabilität stärker den Aspekt der Wahrnehmung und der Bedeutungskonstruktion, während Resilienz stärker den Aspekt des Handelns und der Konstruktion von Maßnahmen hervorhebt. Beide Begriffe sind jedoch in einer gemeinsamen Handlungsperspektive verortet und aufeinander bezogen.

5 Vorüberlegungen zu Vulnerabilitäten und Resilienzen in Städten

Im Folgenden wird dieser Ansatz als theoretischer Rahmen für Vulnerabilitäts- und Resilienzanalysen dienen, die wir im empirischen Feld von Städten durchgeführt haben. Zunächst werden wir jedoch grundsätzliche Überlegungen darüber anstellen, weshalb solche Analysen für Städte von Bedeutung sind, welche Arten von Vulnerabilitäten sich dort zeigen und was wesentliche Ressourcen für Resilienzbildungen sind.

Vorausgeschickt soll werden, dass im Falle von Gefährdungslagen in Städten die Begriffe der Vulnerabilität und Resilienz als solche bei den Akteuren vor Ort (noch) nicht verbreitet sind. Das heißt: Die Formulierungsweisen, „vulnerabel zu sein" und/oder „resilient zu werden", sind bei städtischen Akteuren nur selten explizit zu finden – auch wenn es Anzeichen dafür gibt, dass die Begriffe vom wissenschaftlichen Diskurs über Mediendiskurse in den Sprachgebrauch städtischer Eliten eingehen. Dies täuscht nicht darüber hinweg, dass Stadteliten oder sogar Stadtbürger bestimmte bedrohliche Situationen durchaus als eine Art Verletzbarkeit wahrnehmen können, gegen die sie auch Schutzmaßnahmen ergreifen wollen. Die

damit verbundenen Semantiken sind aber eher die der Gefährdung, der Bedrohung und des Risikos oder aber die der Krisenhaftigkeit und der drohenden Katastrophe. Wenn es um die Ergreifung von Maßnahmen geht, spielen Begriffe wie Anpassungs-, Sicherheits-, Schutz-, Regenerierungs- oder Entwicklungsmaßnahmen eine Rolle.

Doch nun zu der Frage, weshalb Vulnerabilitäts- und Resilienzanalysen für Städte von Bedeutung sind. Es ist davon auszugehen, dass Städte aufgrund ihrer Dichte, d.h. einer großen Zahl von Menschen auf relativ kleinem Raum, aufgrund einer Vielzahl von komplex verzahnten Infrastrukturen, aufgrund ihrer Abhängigkeit von fragilen sozialen, politischen, wirtschaftlichen sowie technischen Strukturen und Prozessen und aufgrund einer grundsätzlichen Ausgesetztheit gegenüber Naturereignissen potenziell in verschiedenster Hinsicht vulnerabel sind. Sie sind gewissermaßen Brenngläser, in denen sich verschiedene Vulnerabilitäten moderner Gesellschaften bündeln können. Der Begriff der Vulnerabilität steht dabei nicht für alltägliche Probleme, sondern für als gravierend bzw. existenziell wahrgenommene Gefährdungen. Die Gefährdungen sind hochpreisig und werden, spätestens wenn sie in Form eines verletzenden Ereignisses tatsächlich eingetreten sind und gleichgültig ob die Ereignisse vorübergehend sind oder länger andauern, von städtischen Akteuren als erhebliche Brüche der Normalität und der Alltagsroutinen erlebt – im schlimmsten Fall im Sinne von Leben oder Tod, in anderen (weniger schlimmen) Fällen als Zusammenbruch einer bedeutenden Struktur, als empfindliche Störung in der Stabilität einer bestehenden Struktur, als hochpreisiger Schaden bzw. erheblicher Wertverlust, als ein ökonomischer und/oder sozialer Abstieg, als Gefährdungen der Gesundheit, als massive Einbußen in der Lebensqualität und/oder als erhebliche, schwer zu bewältigende Störungen des Alltagslebens etc.

Es dürfte wohl kaum eine Stadt auf dieser Welt geben, in deren langer Geschichte ihre Bürger nicht schon derartige Erfahrungen gemacht hätten: sei es aufgrund von Naturkatastrophen (v.a. durch Extremwetterereignisse), gravierenden technischen Havarien oder länger anhaltenden Störungen kritischer Infrastrukturen (z.B. in der Wasserversorgung und -entsorgung, den Verkehrsinfrastrukturen, der Energieversorgung etc.), aufgrund des Wegbrechens eines zentralen Wirtschaftszweiges in der Stadt mit nachfolgenden ökonomischen und sozialen Krisen (einschließlich städtischer Identitätskrisen)[3], des Wegbrechens finanzieller Mittel größeren Umfangs und des damit verbundenen Wegfalls bisher gewohnter elementarer Leistungen (z.B. von sozialen Infrastrukturen), aufgrund von (gewaltvollen) Unruhen angesichts kultureller Differenzen, sozialer Ungleichheiten und Exklusionserfahrungen oder aufgrund von Terroranschlägen. In manchen Städten dürften sogar mehrere

3 Ein Beispiel für eine Identitätskrise einer Stadt wäre, wenn eine Stadt, die sich ausschließlich über den Bergbau definiert hat, keinen Bergbau mehr hat und danach ringt, sich neu zu erfinden, um nach innen und außen wieder ein „Gesicht“ zu haben.

oder alle der genannten Ereignisse eingetreten sein, vor allem wenn es sich um Großstädte handelt.

Die obige Aufzählung potenzieller Gefährdungen in Städten deutet bereits an, dass bestimmte Gefährdungen miteinander verkettet sein können. So kann ein Extremwetterereignis elementare Störungen von kritischen Infrastrukturen mit sich bringen. Oder das Wegbrechen eines Wirtschaftszweiges kann nach sich ziehen, dass finanzielle Mittel der Stadt (durch Gewerbesteuereinnahmen) erheblich gemindert werden, was wiederum bedeutet, dass soziale Infrastrukturen (z. B. Kindertagesstätten) eingestellt werden müssen. Gleichzeitig kann Bürgern der Stadt durch den Wegfall des Wirtschaftszweiges aufgrund des Arbeitsplatzverlustes die ökonomische Basis entzogen werden, was – falls dies ein größeres Ausmaß annimmt – zu sozialen Krisen führen kann. In Kleinstädten können entsprechende Prozesse oftmals in besonderem Maße miteinander verwoben sein und schwerwiegende und dauerhafte Folgen nach sich ziehen.

Wie bereits angedeutet, werden diese verschiedenen Arten von Vulnerabilitäten heute typischerweise im Zusammenhang mit Städten diskutiert. Städtische Akteure wissen auch, dass derartige Ereignisse eintreten können und dass die Wahrscheinlichkeit des Eintretens in modernen Gesellschaften gesteigert ist. Prognosen von Experten deuten darauf hin, dass sich in Zukunft derartige Ereignisse häufen werden. Städte, oder um genauer zu sein: städtische Akteure, sehen sich vor diesem Hintergrund vor multiple Bedrohungen gestellt und dazu herausgefordert, sich vor den Gefährdungen zu schützen und Resilienz aufzubauen, d. h., Maßnahmen zu entwickeln, die bedrohliche Ereignisse bei einem potenziellen Eintritt zumindest in ihren Folgen abschwächen können.

Kommen wir in diesem Zusammenhang daher zu den elementaren Ressourcen von Resilienzkonstruktionen. Städtische Akteure haben zunächst grundsätzlich *Wissensressourcen* zur Verfügung, um zukünftige Bedrohungen zu erkennen, zu antizipieren und resilienzbildende Maßnahmen zu entwickeln. Wissensressourcen liegen zum einen in Form von Erfahrungen vor, die städtische Akteure in der Vergangenheit in bedrohlichen oder krisenhaften Situationen unmittelbar in der eigenen Stadt oder mittelbar am Beispiel von anderen Städten gewonnen haben. Zum anderen liegen Wissensressourcen zu zukünftigen Bedrohungen vor, die wissenschaftliche Experten in Form von Bedrohungsszenarien und Empfehlungen zu Resilienzbildungen erarbeitet haben (z. B. in Form von Prognosen für Klimafolgen und Maßnahmen zur Anpassung). Allerdings ist angesichts vielfältiger Unsicherheiten auch unsicheres Wissen ein Faktor, und längst nicht alle Gefährdungen können antizipiert werden. Doch selbst wenn Wissensressourcen für potenzielle Gefährdungen und Resilienzbildungen vorhanden sind, zeigt es sich, dass entsprechende Ressourcen von städtischen Akteuren unterschiedlich ausgeschöpft bzw.

verarbeitet werden. Hier zeigen sich unterschiedlich geartete selektive Wahrnehmungen, Wertungen bzw. Priorisierungen von zukünftigen Gefährdungen.

Neben Wissensressourcen spielen unterschiedliche *materielle Ressourcen* für Resilienzbildungen eine Rolle. Zentral sind ökonomische Ressourcen, d.h. also Finanzmittel, um bestimmte Maßnahmen zu entwickeln und zu implementieren, aber auch physisch-materielle Ressourcen, z.B. in Form von Landmassen für den Deichbau oder aber von Technologien bzw. technischen Ausstattungen wie Notstromaggregaten. Nicht zuletzt sind Ressourcen in Form von Menschen notwendig, wenn es darum geht, Unterstützer für die Durchsetzung bzw. Umsetzung bestimmter Maßnahmen zu gewinnen. Auch hier können, je nachdem, welche Art und welcher Umfang von Ressourcen zur Verfügung stehen und wie sie ausgeschöpft werden, die Art und der Umfang von Resilienzkonstruktionen in spezifischen Stadtkontexten unterschiedlich ausfallen.

Im Folgenden sollen zwei Fälle empirisch nachvollzogen werden: Zum einen stellen wir einen Vergleich von Lübeck und Rostock vor, in dessen Rahmen wir zeigen, inwiefern zwei Ostseestädte im Klimawandel mit sehr ähnlichen naturwissenschaftlichen Gefährdungsszenarien zu recht unterschiedlichen Vulnerabilitäts- und Resilienzeinschätzungen kommen (Kap. 6), zum anderen berichten wir am Fallbeispiel von Hamburg, oder um genauer zu sein: von Hamburg-Wilhelmsburg, einem sozial benachteiligten Stadtteil, in welcher Weise sich nach einem Krisenfall auf der Grundlage unterschiedlicher Erfahrungen verschiedener städtischer Akteursgruppen unterschiedliche Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen herausbildeten (Kap. 7).

6 Städtische Vulnerabilität und Resilienz im Klimawandel: Lübeck und Rostock im Vergleich

Gefährdungen durch Folgen des Klimawandels sind einerseits schleichend, vor allem wenn es sich in Küstenstädten um den Meeresspiegelanstieg oder etwa im Binnenland um langfristig steigende Temperaturen mit ihren Auswirkungen auf Wasserhaushalt, Flora, Fauna und nicht zuletzt auf Menschen handelt. Allerdings gehen mit den schleichenden auch disruptive Gefährdungen einher, die in Form von Extremwetterereignissen wie Starkregen, Sturm, Sturmfluten oder Hitzewellen eintreten können und in Städten enorme Schäden, tödliche Unfälle und im Falle von Hitze erhebliche gesundheitliche Beeinträchtigungen verursachen können.

Im Folgenden soll es darum gehen, welche Vulnerabilitäten und mögliche Resilienzen ausgewählte deutsche Küstenstädte in Zeiten des Klimawandels für sich

sehen. Die Küstenstädte wurden im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts untersucht.[4] Eine übergreifende Fragestellung des Projekts war, welche Vorstellungen Küstenstädte von einer potenziellen Gefährdung entwickeln. Eine weitere Frage war, welche Maßnahmen bzw. Resilienzstrategien sie auf der Basis dieser Vorstellungen für erforderlich halten. Methodisch wurde unter anderem für ausgewählte Küstenstädte eine Tiefenanalyse lokaler Verarbeitungen des Klimawandels durchgeführt. Dies geschah über eine wissenssoziologische Diskursanalyse der auflagenstärksten Lokalzeitungen sowie über qualitative Interviews mit lokalen Experten. Die Daten wurden mittels des Grounded-Theory-Verfahrens und in ausgewählten Datensegmenten unter Hinzuziehung der wissenssoziologischen Hermeneutik analysiert. Bei den Städten handelte es sich um Bremen, Bremerhaven, Lübeck und Rostock.

In diesem Beitrag werden – wie bereits gesagt – ausschließlich ausgewählte Ergebnisse aus den Untersuchungen zu Lübeck und Rostock vorgestellt. Beide Städte liegen an der deutschen Ostseeküste und sind nur 100 km voneinander entfernt. Sie unterliegen in geografischer und klimatologischer Hinsicht sehr ähnlichen Bedingungen. Naturwissenschaftliche Szenarien für zukünftige Gefährdungen durch Naturereignisse fallen ebenfalls sehr ähnlich aus. Allerdings gibt es auch Unterschiede. Die Städte gehören unterschiedlichen Bundesländern an, wobei Rostock zudem in einem der neuen Bundesländer liegt. Beide Stadtgesellschaften befinden sich in einer schwierigen ökonomischen Situation: Die finanziellen Ressourcen sind begrenzt, wobei die Lage in Rostock noch gravierender ist als in Lübeck. Angesichts der je spezifischen Lokalgeschichte der Städte haben wir es mit unterschiedlichen Lokalkulturen und lokalkulturellen Wissensbeständen zu tun.

Was die Frage betrifft, wie diese Städte den Klimawandel verarbeiten, so sei vorab gesagt, dass in beiden Städten Konsens darüber besteht, dass der Klimawandel existiert. Es ließen sich jedoch deutliche Unterschiede darin erkennen, wie der Klimawandel in Bezug auf die Stadt verstanden wird.

In Lübeck zeigte sich sowohl in den Darstellungen des lokalen Diskurses als auch in den qualitativen Experteninterviews immer wieder, dass man vor allem die Altstadt mit dem Kulturgut der historischen Gebäude durch Überschwemmungen bedroht sieht – sei es durch das Meer im Rahmen von Sturmfluten oder

4 Es handelt sich um das Projekt „Gesellschaftliche Verarbeitungen des Klimawandels in Küstenstädten der deutschen Nord- und Ostsee“, das von 2009 bis 2012 im Rahmen des Potsdamer Forschungs- und Technologieverbundes für Naturgefahren, Klimawandel und Nachhaltigkeit (PROGRESS) am IRS durchgeführt und durch das BMBF im Rahmen des Programms „Spitzenforschung und Innovation in den Neuen Ländern“ finanziert wurde. Gabriela Christmann hat das Projekt geleitet, Karsten Balgar und Nicole Mahlkow waren Bearbeiter. Die Datenmaterialien wurden im Rahmen des angeführten IRS-Projekts zu Vulnerabilität und Resilienz re-analysiert (Balgar und Mahlkow 2013).

sei es durch Starkregen. Zieht man hier den Definitionsansatz von Christmann und Ibert als heuristisches Konzept für die Datenanalyse heran, so wäre in diesem Fall die Lübecker Altstadt die zentral gestellte Einheit, die von den Akteuren als bedroht konstruiert wird.

Weitere Einheiten bzw. Aktanten, denen man Bedeutung zuschreibt, sind das Meer in Verbindung mit Sturmfluten sowie Starkregenereignisse. Aus analytischer Perspektive haben diese materiellen Faktoren insofern Handlungsfähigkeit („agency"), als sie wesentlich die Integrität der zentral gestellten Einheit gefährden können und das Handeln der städtischen Akteure herausfordern. Ihnen schreibt man beeinträchtigende Wirkungen zu.

Ein zentraler Topos in Lübeck ist im Übrigen, dass die Stadt einst die „Königin der Hanse" war. Daraus bezieht man in dieser Stadt Identität, und es ist ein wichtiges Anliegen von Lübeckern, das Kulturgut der Stadt (nicht nur) vor Überflutungen zu bewahren. Die Analysen erbrachten somit, dass das Thema Klimawandel in Lübeck mit dem typischen lokalen Narrativ verbunden und gewissermaßen in die Hansetradition eingesogen wird.

Nicht nur die Konstruktion von Vulnerabilität ist dadurch beeinflusst, sondern auch die von Resilienz. Denn Lübeck wird im Untersuchungszeitraum typischerweise auch als eine Stadt dargestellt, die als stolze Hansestadt historisch stets allen Gefahren getrotzt hat und die die größten Herausforderungen erfolgreich bewältigen konnte. Man verweist auf die Erfahrungen, die man seit Jahrhunderten mit den Gefahren des Meeres hat, und vertraut auf die eigene Kompetenz, die künftigen Gefährdungen – wie schon in der Vergangenheit – bewältigen zu können. Daher sieht man gelassen in die Zukunft. Schutzmaßnahmen, insbesondere gegen Gefahren durch Wasser, die über die bisherigen Aktivitäten zur Resilienzbildung hinausgehen, hält man für notwendig, jedoch erst in ferner Zukunft.

Auch wenn die Darstellungen möglicher Bedrohungen durch den Klimawandel in die Zukunft weisen, steht die lokale Auseinandersetzung mit dem Thema Klimawandel in Lübeck im Kontext der Vergangenheit der Stadt. Sie werden verknüpft mit Deutungsmustern und Narrationen, die aus der städtischen Tradition Lübecks als dem Zentrum der Hanse stammen.

In Rostock stellt sich die Situation anders dar. Gefährdungen sieht man vor allem für die gesamte Rostocker Küstenregion und darunter auch für die Stadt Rostock als Ganzes, und zwar als wirtschaftliche Einheit. In den Vordergrund werden die krisenhaften Erfahrungen gerückt, die im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Strukturschwäche stehen. In der Vulnerabilitätskonstruktion Rostocks ist somit nicht – wie in Lübeck – ein physisch-materieller Teil der Stadt die zentral gestellte Einheit, sondern eine sozialräumliche Komponente, nämlich die ökonomische Situation der Rostocker Region. In Bezug auf den Klimawandel sieht

man außerdem vor allem das Meer als bedroht an. Dabei hält man insbesondere die ökonomische Verwertbarkeit des Meeres für gefährdet. Man erkennt, dass sich aufgrund der Erwärmung der Atmosphäre und der Gewässer die Fischbestände ändern und bisherige Fangmethoden nicht mehr angemessen sein werden. Doch diese physisch-materielle Einheit des Meeres steht nicht im Vordergrund. Es handelt sich vielmehr um einen Nebenschauplatz.

Neben der als bedroht konstruierten zentral gestellten Einheit (wirtschaftliche Situation der Region) und der Nebeneinheit (Meer) sind die strukturschwache Ökonomie und die steigenden Temperaturen weitere Einheiten im Gefüge der Rostocker Vulnerabilitätskonstruktion. Was die Interdependenzen zwischen den Einheiten angeht, so ist für die Region die strukturschwache Wirtschaft das bedrohende Element mit Folgen wie zunehmender Arbeitslosigkeit und hohen Abwanderungsraten. Auf dem Nebenschauplatz des Meeres ist die Erderwärmung das Element, das als bedrohlich konstruiert wird. Die Meeresfauna (insbesondere die Fischbestände) erscheint in dieser Perspektive als direkt bedroht, wobei die Hauptsorge jedoch der ökonomischen Verwertbarkeit des Meeres gilt, die von der Meeresfauna abhängt.

Dies täuscht nicht darüber hinweg, dass steigende Temperaturen in der Rostocker Perspektive gleichzeitig auch als hilfreicher Faktor angesehen werden. Die Erderwärmung hat gewissermaßen insofern Handlungsfähigkeit, als sie helfen kann, Resilienz zu entwickeln. Denn: Von wärmeren und längeren Sommerzeiten erhofft man sich, dass die Region für Touristen attraktiver wird. Es wird ein Boom in der Tourismusindustrie erwartet mit entsprechenden positiven Effekten auf Arbeitsmarkt und Abwanderungsquoten. Der Klimawandel wird daher als Chance gesehen. Interviewpartner sprechen sogar davon, dass Rostock ein „Klimagewinner" sein wird.

Was die Zeitdimension angeht, so spielen in Rostock historische Referenzen in der Verarbeitung des Themas Klimawandels keine wichtige Rolle. Die Vergangenheit wird im Diskurs über den Klimawandel weitgehend ausgeblendet. Die Hansetradition bleibt in der medialen Verarbeitung blass. Das Augenmerk ist vielmehr auf die Zukunft und die mit dem Klimawandel verbundenen Hoffnungen auf eine zukünftige Besserung der regionalen Situation gerichtet.

Die Beispiele Lübeck und Rostock zeigen, dass Stadtgesellschaften – obwohl sie aus naturwissenschaftlicher Perspektive ähnlichen physisch-materiellen Bedingungen unterliegen und sich ähnlichen Gefährdungen gegenübersehen – sehr unterschiedliche Vulnerabilitätswahrnehmungen entwickeln können und dass ihre Wahrnehmungen von potenziellen Gefährdungen Folgen für ihre Resilienzkonstruktionen haben. Es braucht wohl kaum betont werden, dass derartige Unterschiede in praktischer Hinsicht Probleme für ein koordiniertes Handeln

hervorrufen können, wenn es etwa darum geht, gemeinsame Schutzmaßnahmen in einer Küstenregion zu entwickeln.

7 Hamburg-Wilhelmsburg

Im zweiten Beispiel geht es um Vulnerabilitäts- und Resilienzvorstellungen verschiedener städtischer Akteure innerhalb der Stadt Hamburg – einerseits von Akteuren im Stadtteil Hamburg-Wilhelmsburg und andererseits von Hamburger Stadtverantwortlichen. Ausgangspunkt ist Wilhelmsburg, ein Hamburger Stadtteil mit „besonderem Entwicklungsbedarf", wie es in der Sprache der Stadtplanung heißt. Derartige Orte sind durch multiple soziale Problemlagen gekennzeichnet, die nach Lösungsansätzen rufen und eine Herausforderung für städtische Akteure darstellen.

Typische Beispiele für Probleme in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf sind – ganz generell gesprochen – die zunehmende Verarmung von Bewohnern, der fortschreitende Abbau von Einkaufs- und Freizeitinfrastrukturen angesichts der mangelnden Kaufkraft der Bewohner sowie abnehmende Investitionstätigkeiten von Hausbesitzern aufgrund des schlechten Images der Quartiere, was teilweise zu einem Verfall von Bausubstanz führt. Charakteristisch sind außerdem soziale Exklusionsprozesse, unter anderem in der Art, dass Bewohner wie auch der ganze Stadtteil als „sozial schwach" stigmatisiert und von der Mitte der Gesellschaft ausgegrenzt werden. An manchen Orten kommen massive Lärm- und Emissionsbelastungen durch Verkehr und Industrie zu den genannten Problemlagen hinzu.

Doch worin bestehen in diesem Zusammenhang Gefährdungen? Von Bewohnern solcher Stadtteile werden entsprechende Phänomene insofern als bedrohlich bzw. als von existenzieller Bedeutung wahrgenommen, als sie nicht nur die Lebensqualität und die Gesundheit massiv beeinträchtigen, sondern vor allem soziale Abstiegsprozesse beschleunigen können. Bewohner können realisieren, dass für sie kaum noch eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben möglich ist. Selbst Verantwortliche in Stadtpolitik und Stadtplanung können sich bedroht sehen, da der Stadtteil als Ganzes potenziell weiter abgewertet werden kann, was die stadtplanerische Aufgabe, räumliche Disparitäten auszugleichen und gleichwertige Lebensverhältnisse zu schaffen, massiv erschweren, wenn nicht sogar verunmöglichen und soziale Polarisierungen verschärfen kann. Dies kann das Image der ganzen Stadt gefährden, wofür Handelnde in Stadtpolitik und Stadtplanung verantwortlich gemacht werden können.

Potenzielle Vulnerabilitätswahrnehmungen aufgrund von sozialen Problemlagen in Stadtteilen können somit vielfältig sein. Charakteristisch ist für sie indes, dass

sie – ähnlich wie jene aufgrund des Klimawandels – zumeist durch schleichend verlaufende Entwicklungsprozesse bedingt sind. Oft wird jedoch übersehen, dass dort – ähnlich wie im Fallbeispiel des Klimawandels – auch Gefährdungserfahrungen aufgrund von disruptiven Ereignissen möglich sind. Dabei handelt es sich um Ereignisse, die in der Vergangenheit bereits mehrfach eingetreten sind und deren erneutes Eintreten in der Zukunft vermutet wird, weshalb sich Bewohner in ihrer Sicherheit gefährdet sehen. Als Beispiele für derartige Extremereignisse können gewaltvoll ausgetragene Konflikte, Übergriffe oder Ausschreitungen gelten.

In Hamburg-Wilhelmsburg waren sowohl schleichende Prozesse als auch disruptive Ereignisse Auslöser für die Wahrnehmung von Gefährdungen und die Ergreifung von Maßnahmen. Dies soll im Folgenden auf der Basis eines Projekts gezeigt werden, das am Beispiel von Hamburg-Wilhelmsburg (und – nebenbei erwähnt – auch von Berlin-Moabit) die etwas allgemeinere Fragestellung verfolgte, wie die soziale Re-Konstruktion dieser Räume durch sogenannte Raumpioniere und andere Akteure beschrieben werden kann.[5] Da die Erhebungen im Rahmen einer Ethnografie breit angelegt waren und neben qualitativen Interviews zu Problemen und Visionen in Bezug auf den Stadtteil außerdem teilnehmende Beobachtungen von Netzwerktreffen verschiedener städtischer Akteure sowie umfangreiche lokale Diskursmaterialien umfassten, ermöglichten die erhobenen Daten auch Analysen unter dem Gesichtspunkt der Frage, wie Wilhelmsburger und Hamburger Akteure die Situation im Stadtteil sehen, inwiefern sie sich oder andere als verletzbar wahrnehmen und welche Ziele sie verfolgen, um sich oder andere zu schützen bzw. die Situation zu ändern. Auch diese Daten wurden mittels des Grounded-Theory-Verfahrens analysiert und in ausgewählten Datensegmenten hermeneutisch interpretiert.

Nachdem zuvor eher abstrakte Überlegungen darüber angestellt worden waren, worin soziale Problemlagen und daraus resultierende Gefährdungswahrnehmungen

---

5 Das Projekt „Raumpioniere im Stadtquartier. Zur kommunikativen (Re-)Konstruktion von Räumen im Strukturwandel" wurde zwischen 2009 und 2011 als sogenanntes „Leitprojekt" des IRS mit Mitteln der Leibniz-Gesellschaft durchgeführt (vgl. dazu Schmidt 2012; Christmann 2013). Auch dieses Projekt wurde in den Rahmen des übergreifenden IRS-Projekts zu Vulnerabilität und Resilienz gestellt (vgl. Fußnote 1). Gegenstand der Untersuchung waren insbesondere Raumpioniere, Akteure, die – ihren eigenen Lebensentwürfen folgend – sich zumeist entwertete Räume aneignen, diese neu denken, neu nutzen, darüber mit anderen kommunizieren und auf diese Weise neue Denk- und Handlungsweisen in den Quartieren anregen. Diese Akteure sind oft in Bürgerinitiativen, Vereinen und Netzwerken aktiv, um gemeinsam mit anderen Bürgern Entwicklungen zu bekämpfen, die aus ihrer Sicht negativ sind, und um Initiativen zu fördern, die sie als positiv ansehen. Neben Raumpionieren bzw. Wilhelmsburger Akteuren wurden im Projekt außerdem Hamburger Stadtverantwortliche untersucht.

in sozial benachteiligten Stadtteilen im Allgemeinen bestehen können, soll im Folgenden gezeigt werden, was den Fall Hamburg-Wilhelmsburg konkret kennzeichnet.

Die einst dem Preußischen Staat angehörende, ländlich geprägte Wilhelmsburger Elbinsel wurde 1859 dem Amt Harburg zugeordnet, war eine Zeit lang Provinz Preußens, war 1925 als kreisfreie Stadt kurze Zeit selbstständig und wurde dann im Jahr 1937 durch das Groß-Hamburg-Gesetz in Hamburg eingemeindet. Schon im Zuge des Hafenbaus erlebte Wilhelmsburg, die als die größte Flussinsel Europas gilt, einen enormen Aufschwung und eine rasante Verstädterung, weshalb Hamburg seit Langem Interesse an der Elbinsel hatte. Allerdings hatte der Ort durch seine Insellage auch ein Problem, das sich im Jahr 1962 als ein sehr schwerwiegendes Problem entpuppte. Wilhelmsburg erlebte mit der größten Sturmflut, die die Region je erfahren hatte, eine Katastrophe höchsten Ausmaßes. Da einige Landflächen der Insel teilweise unter dem Meeresspiegel liegen, hat man den Stadtteil in der Folge zumindest zu einem Teil zeitweise als Wohnstandort aufgegeben. Bis Ende des 20. Jahrhunderts war Wilhelmsburg daher in der öffentlichen Wahrnehmung eine „terra incognita". Heute hat der Stadtteil knapp über 50.000 Einwohner. Mehr als 55 Prozent der Bewohner haben einen Migrationshintergrund. Im Stadtteil leben Angehörige von über 130 Nationen stark voneinander abgegrenzt. Es zeigen sich Konflikte zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ethnien wie auch zwischen rivalisierenden Jugendgangs. Rund 30 Prozent der Bevölkerung sind abhängig von Transferleistungen des Staates. Darin hat Wilhelmsburg die höchste Quote in ganz Hamburg. Die geringe Kaufkraft der Bewohner führte in den letzten Jahrzehnten dazu, dass Konsum- und Freizeitinfrastrukturen kontinuierlich abnahmen. Eine vernachlässigte Bausubstanz kommt in manchen Quartieren als Problem hinzu. Hafen, Industrieanlagen, Mülldeponien, Verkehrsinfrastrukturen und vor allem der Schwerverkehr bringen ferner schadstoffreiche Emissionen, Gerüche und Lärm mit sich. Dies sind Erscheinungen, die gesellschaftlich negativ bewertet und auch in den Medien oft in negativer Weise erwähnt werden. Der Wilhelmsburger Problemkomplex wird somit durch gesellschaftliche Stigmatisierungen erweitert, die sich seit Langem zu einem Negativimage verdichtet haben.

Ein Kulminationspunkt war im Jahr 2000 ein Ereignis, das in den Medien – bundesweit – als „Kampfhund-Attacke" bekannt geworden ist. Ein sechsjähriger türkischer Junge wurde beim Spielen auf einem Schulhof von einem Hund angefallen und zu Tode gebissen. Der Besitzer des Hundes war ein 23 Jahre alter Mann mit Migrationshintergrund, der seinen Hund für solche Attacken abgerichtet hatte und der Polizei bereits wegen mehrerer Straftaten bekannt war. Dieses Ereignis war jedoch kein Einzelfall. Vielmehr hatte Wilhelmsburg zu jenem Zeitpunkt – in dem als „sozial schwach" geltenden Milieu – bereits mehrere kriminelle Handlungen mit tödlichem Ausgang verzeichnen müssen. Sie wurden in der Presse als Wil-

helmsburger Morddramen inszeniert und mit den dort vorherrschenden sozialen Problemlagen in Verbindung gebracht.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund Aussagen von Wilhelmsburger und Hamburger Akteuren sowie Inhalte von Stadtteildiskursen, so zeigt sich, dass dort durchaus Gefährdungswahrnehmungen eine Rolle spielen. Vor allem die „Kampfhund-Attacke" löste Entsetzen aus. In Wilhelmsburg machte sich der Eindruck breit, dass die Sicherheit, vor allem die körperliche Unversehrtheit von (kleinen) Stadtteilbewohnern bedroht sei und dass zudem weitere (Todes-)Opfer befürchtet werden müssten. Allerdings richten Wilhelmsburger Akteure ihre Aufmerksamkeit in diesem Zusammenhang interessanterweise nicht primär, sondern nur sekundär auf die bedrohlichen (disruptiven) Ereignisse und die „Täter". An erster Stelle sehen sie die schwierigen Verhältnisse bzw. die ungünstigen sozialen Entwicklungen (und somit die schleichenden Prozesse) im Stadtteil. Sie sind es, die als auslösende Faktoren für derartige Ereignisse angesehen werden. Den „Tätern" wird zugestanden, dass sie zu einem gewissen Grad Opfer dieser Verhältnisse sind. Vorfälle wie die Kampfhund-Attacke werden nur als ein Teil des Gesamtproblems, als Spitze des Eisberges angesehen. Wilhelmsburger nehmen ihren Stadtteil nämlich in erster Linie als einen Ort wahr, an dem Sozialprobleme und Müll abgeladen werden, als einen Ort, der für Hamburg als Flächenreserve und Abfallplatz dient, als einen „Raum für den Rest". Die Bezeichnung „Raum für den Rest" spiegelt dabei das Lebensgefühl und die Exklusionserfahrungen von Wilhelmsburgern wider. Auch die existenziellen Bedrohungen und Verluste infolge der schweren Sturmflut von 1962 sind im kollektiven Gedächtnis immer noch präsent – und in Zeiten des Klimawandels wieder mehr denn je aktuell. Das Erleben von gefährlichen Ereignissen, aber auch von Benachteiligungen, Exklusionen und nicht zuletzt von Vernachlässigungen durch städtische Verantwortliche ist zu einem wesentlichen Bestandteil der Wilhelmsburger Identität geworden: Man versteht sich als eine gebeutelte Schicksalsgemeinschaft hinter dem Deich, die um ihr Überleben kämpft.

In analytischer Hinsicht stellt sich die Vulnerabilitätskonstruktion von Wilhelmsburgern somit komplex dar. Eine zentral gestellte Einheit ist die Sicherheit und körperliche Unversehrtheit von Stadtbewohnern. Eine ebenso zentrale Einheit ist die physische und soziale Integrität des Stadtteils als Ganzes – als einer Grundvoraussetzung für gute Lebensverhältnisse der Bewohner. Als gefährdende Einheiten treten in diesem Akteur-Netzwerk nicht primär potenzielle Jahrhundertsturmfluten oder Wilhelmsburger „Täter" auf, sondern Einheiten wie die ungünstigen sozialen Verhältnisse (Verarmung, Abbau von Infrastrukturen etc.) und sogar Hamburger Stadtverantwortliche, weil sie nach Auffassung von Wilhelmsburgern soziale Problemlagen nicht entschieden anpacken, sondern eher noch zur Verschärfung

vorhandener physisch-materieller Probleme beitragen (z. B. durch den Bau von Mülldeponien, Verkehrstrassen etc.).

Letztlich brachte die Kampfhund-Attacke das Fass der Vulnerabilitätserfahrungen zum Überlaufen, und es regte sich Widerstand gegen die stetigen Bedrohungen und Benachteiligungen. Wilhelmsburger Akteure brachten im Rahmen eines Presseartikels medienwirksam „Hilferufe aus der Bronx" zum Ausdruck und machten damit plakativ deutlich, mit welchem anderen Ort auf der Welt sie sich in Bezug auf ihre Lebensverhältnisse vergleichen. In ihren Bemühungen, sich zu schützen, zu stärken bzw. Resilienz herzustellen, forderten sie den Hamburger Senat auf, etwas gegen die massiven (sozialen) Problemlagen in Wilhelmsburg zu unternehmen. Als geeignete Maßnahmen schlugen sie vor allem die Einrichtung von Quartiersmanagement und von Street Work vor. Diese Institutionen sollten vor Ort gemeinsam mit den Akteuren und Bewohnern an den Problemen arbeiten. Wilhelmsburger Akteure forderten damit Maßnahmen ein, die – analytisch gesprochen – die zentral gestellte Einheit ihrer Vulnerabilitätskonstruktion, nämlich die soziale Integrität des Stadtteils als Ganzes, stärken sollte. Eine weitere Maßnahme zielte auf die zweite zentrale Einheit, die Sicherheit. Da sich Wilhelmsburger auch in ihrer Sicherheit bedroht sahen, richteten die Akteure einen Runden Tisch „Sicherheit und Zukunft für Wilhelmsburg" ein. Nicht zuletzt baten sie den Senat, die Durchführung einer Zukunftskonferenz zu unterstützen, in der Hamburger und Wilhelmsburger Akteure gemeinsam grundlegende Weichenstellungen und umfassende Maßnahmen für eine bessere Zukunft planen sollten. Die Maßnahme sollte darauf zielen, weitere Verfahren zu entwickeln, die die soziale und physische Integrität des Stadtteils stärken können. Stets haben die Akteure in ihren Forderungen betont, dass sie in entsprechende Planungsprozesse einbezogen werden möchten. Partizipation sollte im Prozess der Resilienzbildung ein grundlegendes Element sein. Dies erklärt sich daraus, dass soziale Exklusion eine der bedrohenden Einheiten in der Wilhelmsburger Vulnerabilitätskonstruktion ist.

Was Hamburger Stadtverantwortliche angeht, so zeigen sie sich hinsichtlich der bestehenden Wilhelmsburger Problemlagen – seien sie schleichend oder disruptiv – zwar sensibilisiert. Die Akteure sind sich auch der Probleme und der ausgeprägten Gefährdungswahrnehmungen von Wilhelmsburgern bewusst: Sie können deren Wahrnehmungen nachvollziehen, sehen sowohl Handlungsbedarfe wie auch Handlungsmöglichkeiten und wollen die schwierigen Wilhelmsburger Lebensverhältnisse verbessern. Es gibt jedoch bei den Stadtverantwortlichen keine Indikatoren für Vulnerabilitätswahrnehmungen, die sie vor dem Hintergrund der Wilhelmsburger Problemlagen für sich selbst entwickelt hätten. Anders gesagt: Die Akteure stellen sich bezüglich dieser Thematik nicht als vulnerabel dar – weder explizit noch implizit. Es ist hier somit nicht möglich, in analytischer Hinsicht eine

Vulnerabilitätskonstruktion nachzuzeichnen. Dies täuscht jedoch nicht darüber hinweg, dass die Stadt Hamburg Maßnahmen entwarf, die zur Stadtteilentwicklung – und in diesem besonderen Fall, aufgrund der verschärften Problemlagen, gewissermaßen zur Resilienzbildung – Wilhelmsburgs beitragen sollen.

Letztlich konnten Wilhelmsburger Akteure den Hamburger Senat dazu bewegen, eine Zukunftskonferenz zu unterstützen. Die Konferenz wurde 2001/2002 durchgeführt, und tatsächlich waren auch beide Parteien, d.h. Verantwortliche Hamburgs und Stadtteilakteure Wilhelmsburgs, beteiligt. In der Folge war es allerdings vor allem die Stadt Hamburg, die Maßnahmen entwarf. Die Resilienzstrategie für Wilhelmsburg wurde also in erster Linie von Akteuren aus der Hamburger Stadtpolitik und Stadtplanung entwickelt und umgesetzt. Denn neben dem Ziel, eine Entschärfung von Problemen und Gefährdungslagen in Wilhelmsburg zu erzielen und damit bessere Lebensverhältnisse für die Stadtteilbewohner zu schaffen, verfolgte die Stadt Hamburg gleichzeitig eigene Interessen. Ihre Maßnahmen antworteten gleichzeitig auf ein Problem Hamburgs: In dem nördlich der Elbe gelegenen Hamburger Innenstadtbereich gab es nämlich seit Langem keine Flächen für die weitere Entwicklung mehr, und der Expansionsdruck war entsprechend groß. Das angrenzende Wilhelmsburg konnte diese begehrten Flächen bieten. Als ein Resultat der Zukunftskonferenz reagierte die Hamburger Stadtentwicklungspolitik mit dem Programm „Sprung über die Elbe“. Nicht Quartiersmanagement und Street Work sollten eingerichtet werden, Ziel sollte es vielmehr sein, die Potenziale Wilhelmsburgs im Kontext des Leitbildes „Metropole Hamburg – Wachsende Stadt“ (vgl. Hamburg 2002) für einen attraktiven Wohn- und Arbeitsort zu entfalten. Seit 2006 konzentrierten sich die stadtentwicklungspolitischen Ansätze entsprechend auf Maßnahmen wie die Internationale Bauausstellung (IBA) und die Internationale Gartenschau (igs). Diese Institutionen sollten mit ihrem Handeln für Wilhelmsburg insofern von Nutzen sein, als sie Wilhelmsburger Quartiere auf ästhetische Weise gestalten, Aufwertungsprozesse in die Wege leiten und somit insgesamt Prozesse der Imageverbesserung in Gang bringen. Die Strategie Hamburgs zielte somit in besonderem Maße auf die materielle Gestaltung des Stadtteils durch neue Bauwerke, aber auch auf einen Imagewandel. Abgesehen davon sollte die IBA im Übrigen (inter-)kulturelle Aktivitäten fördern und eine umfassende Bildungsinitiative starten, um den sozialen Prozessen im Stadtteil auf diese Weise neue Impulse zu verleihen.

Wilhelmsburger Akteure waren bei der Einrichtung der IBA Hamburg durchaus beteiligt. Sie kooperierten in der Gründungszeit der IBA eng mit den Mitarbeitern der Institution. Ab 2008 kam es jedoch zu einer Distanzierung und ab 2010 zu einer oppositionellen Haltung von Wilhelmsburgern. Die hochgradig professionell arbeitende, strategisch handelnde, unternehmerische und mit finanziellen Ressourcen ausgestattete IBA hatte ihren politischen Auftrag auszuführen und

in einem engen Zeitrahmen innovative Bau- und Kulturprojekte zu realisieren. Für aufwändige Partizipationsprozesse war hier nicht genügend Zeit vorhanden. Da den Wilhelmsburger Akteuren die von der IBA angebotenen Formen der Partizipation nicht weit genug reichten, stellte sich eine große Unzufriedenheit ein. Bei allem Bemühen der IBA, an die Lokalkultur und die lokale Identität der Akteure anzuknüpfen, wurde doch eine überregionale und internationale Ausrichtung des Handelns deutlich erkennbar, da sich die IBA nicht zuletzt auch außerhalb Hamburgs zu profilieren hatte. Die IBA konnte das Lebensgefühl der Wilhelmsburger nicht treffen und nährte letztlich deren Auffassung, dass ein so ausgerichtetes IBA-Handeln bestehende lokale Initiativen nicht ausreichend und nachhaltig stärken könne. Letztlich stellten sich – wie so oft in der Geschichte von Wilhelmsburgern – Exklusionserfahrungen ein, das Gefühl, von Planungsprozessen ausgeschlossen zu werden und als Flächenreserve Hamburgs zu dienen. Der Versuch der Resilienzbildung von Hamburger Stadtverantwortlichen wurde in der Perspektive der Stadtteilakteure somit zu einem Teil des Problems, zu einem Teil ihrer Vulnerabilitätserfahrung.

Das Beispiel zeigt, dass Maßnahmen der Resilienzbildung der einen Akteure Vulnerabilitäten der anderen verschärfen können.

8 Fazit

Im Beitrag konnte im Rahmen von zwei empirischen Fallstudien aus städtischen Handlungskontexten gezeigt werden, dass Vulnerabilitäten nicht einfach objektiv gegeben sind, sondern dass städtische Akteure auf der Grundlage von selektiven Wahrnehmungsweisen ihre spezifischen Gefährdungswirklichkeiten konstruieren und dass sich diese Wirklichkeiten je nach Stadtgesellschaften (im Fall Lübeck und Rostock) bzw. je nach Akteursgruppen (im Fall Hamburg-Wilhelmsburg) unterscheiden können. Ferner konnten wir deutlich machen, dass Resilienzkonstruktionen strategische Handlungsweisen sind, mit denen gesellschaftliche Akteure jene Gefährdungen abzuwehren bzw. abzumildern versuchen, die sie zum Gegenstand ihrer Vulnerabilitätsanalyse gemacht haben – womit Resilienzkonstruktionen ebenfalls selektiv sind. Vor allem wurde erkennbar, dass in Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen sowohl Aspekte der Immaterialität als auch der Materialität eine Rolle spielen, dass diese deshalb zu beachten und in Verbindung zu bringen sind. Im Rahmen des Lübeck-Rostock-Falls zeigte sich z. B., dass sich Städte Phänomenen wie Starkregen oder Erderwärmung gegenübersehen, dass sie diese jedoch auf ihre Weise interpretieren und entsprechend auch auf spezifische

Weise in ihre Handlungsstrategien einbinden können. Auch in dem sozial benachteiligten Stadtteil Wilhelmsburg spielen Materialitäten in Form von körperlicher Unversehrtheit der Bewohner oder in Form von Bauten, Einkaufsinfrastrukturen, Verkehrstrassen, Schwerverkehr bis hin zu Feinstaub eine Rolle und werden als solche von Akteursgruppen auf spezifische Weise in ihre Wirklichkeitskonstruktionen und in ihre Handlungsweisen eingebunden.

Bisherige Begriffsfassungen von Vulnerabilität und Resilienz haben zwar, wenn es um die Definition von Gefährdungen und Resilienzbildungen geht, zunehmend neben materiellen auch soziale Faktoren einbezogen. Dem Phänomen der sozialen Konstruktion haben sie jedoch bislang nicht Rechnung getragen. Ziel des Beitrags war es daher, ein sozialwissenschaftliches Konzept für die Fundierung der Begriffe der Vulnerabilität und Resilienz vorzuschlagen, das die soziale Konstruiertheit dieser Gegenstände integrieren kann. Mit dem Ansatz von Christmann und Ibert (2012) haben wir ein Konzept gewählt, das die sozialkonstruktivistische Prämisse von der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit mit dem Grundgedanken der Akteur-Netzwerk-Theorie verbindet, der besagt, dass materielle Objekte als Aktanten in Handlungen mitwirken und somit Einfluss auf Wahrnehmungs- und Handlungsprozesse nehmen können.

Die von Christmann und Ibert (2012) entwickelte Definition von Vulnerabilität und Resilienz erwies sich dabei nicht nur als theoretisches Konzept als sinnvoll, sondern wurde gleichzeitig als heuristisches Modell für empirische Analysen herangezogen. Dies geschah, indem in den empirischen Daten der Fallstudien die zentral gestellte(n) Einheit(en), die weiteren – mitwirkenden – Einheiten wie auch die Interdependenzbeziehungen zwischen den beteiligten Einheiten identifiziert und untersucht wurden. Die Heuristik ermöglicht es, Vulnerabilitäts- und Resilienzkonstruktionen als Akteur-Netzwerke zu beschreiben, diese mit ihren spezifischen Strukturen detailliert zu erfassen und ihre Komponenten systematisch zu vergleichen.

Literatur

Adger, N. W. (2000). Social and ecological resilience: Are they related? *Progress in Human Geography 24*, S. 347-364.
Adger, N. W. (2006). Vulnerability. *Global Environmental Change 16*, S. 268-281.
Balgar, K., & Mahlkow, N. (2013). *Lokalkulturelle Konstruktionen von Vulnerabilität und Resilienz im Kontext des Klimawandels*. Working Paper. Leibniz-Institut für Regional-

entwicklung und Strukturplanung, Erkner. http://www.irs-net.de/download/wp_lokal-kulturelle-konstruktionen.pdf. Zugegriffen: 20. Februar 2013.
Bathelt, H., & Glückler, J. (2003). Toward a relational economic geography. *Journal of Economic Geography 3*, S. 117-144.
Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Berger, P. L., & Luckmann, T. (1966). *The social construction of reality.* Garden City, NY: Doubleday.
Berkes, F., Colding, J., & Folke, C. (Hrsg.). (2003). *Navigating Social-Ecological Systems: Building Resilience for Complexity and Change*. Cambridge: University Press.
Birkmann, J. (2007). Risk and vulnerability indicators at different scales. Applicability, usefulness and policy implications. *Environmental Hazards 7*, S. 20-31.
Birkmann, J. (2008). *Assessing vulnerability before, during and after a natural disaster in fragile regions*. Research Paper. UNU-Institute for Environment and Human Security, Bonn. http://www.wider.unu.edu/stc/repec/pdfs/rp2008/rp2008-50.pdf. Zugegriffen: 28. März 2014.
Birkmann, J., Böhm, H. R., Buchholz, F., Büscher, D., Daschkeit, A., Ebert, S., Fleischhauer, M., Frommer, B., Köhler, S., & Kufeld, W. (2011). *Glossar – Klimawandel und Raumentwicklung*. Working Paper 10. Academy for Spatial Research and Planning, Hannover. http://shop.arl-net.de/media/direct/pdf/e-paper_der_arl_nr10.pdf. Zugegriffen: 20. Februar 2013.
Blaikie, P. M., Cannon, T., & Wisner, B. (2007). *At risk. Natural hazards, people's vulnerability and disasters*. London: Routledge.
Bohle, H.-G. (2002). Vulnerability. Editorial to the special issue. *Geographica Helvetica 57*, S. 2-4.
Boykoff, M. T. (2008). The cultural politics of climate change discourse in UK tabloids. *Political Geography 27*, S. 549-569.
Brand, F. S., & Jax, K. (2007). Focusing the meaning(s) of resilience: Resilience as a descriptive concept and a boundary object. *Ecology and Society 12*. http://www.ecologyandsociety.org/vol12/iss1/art23. Zugegriffen: 28. März 2014.
Christmann, G. B. (2013). Raumpioniere in Stadtquartieren und die kommunikative (Re-)Konstruktion von Räumen. In R. Keller, H. Knoblauch & J. Reichertz (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz* (S. 153-184). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Christmann, G. B., & Ibert, O. (2012). Vulnerability and resilience in a socio-spatial perspective. A social-scientific approach. *Raumforschung und Raumordnung 70*, S. 259-272.
Christmann, G. B., Ibert, O., Kilper, H., & Moss, T. (2011). *Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen*. Working Paper. Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner. http://www.irs-net.de/download/wp_vulnerabilitaet.pdf. Zugegriffen: 28. März 2014.
Coaffee, J., & Wood, D. M. (2006). The 'everyday' resilience of the city. *Human security and resilience – ISP/NSC Briefing Paper 6*, S. 6-8.
Davoudi, S., Shaw, K., Haider, L. J., Quinlan, A. E., Peterson, G. D., Wilkinson, C., Fünfgeld, H., McEvoy, D., Porter, L., & Davoudi, S. (2012). Resilience: 'A Bridging Concept or a Dead End'? 'Reframing' Resilience: Challenges for planning theory and practice interacting traps: Resilience assessment of a pasture management system in northern Afghanistan urban resilience: What does it mean in planning practice? Resilience as a useful concept for climate change adaptation? The politics of resilience for planning: A cautionary note. *Planning Theory & Practice 13*, S. 299-333.

DeLanda, M. (2004). *Intensive science and virtual philosophy*. London: Continuum.
Fischer-Kowalski, M., & Erb, K.-H. (2003). Gesellschaftlicher Stoffwechsel im Raum. Auf der Suche nach einem sozialwissenschaftlichen Zugang zur biophysischen Realität. In P. Meusburger & T. Schwan (Hrsg.), *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie* (S. 257-285). Stuttgart: Steiner.
Folke, C. (2006). Resilience: The emergence of a perspective for social-ecological system analyses. *Global Environmental Change 16*, S. 253-267.
Gallopín, G. C. (2006). Linkages between vulnerability, resilience, and adaptive capacity. *Global Environmental Change 16*, S. 293-303.
Görg, C. (1999). *Gesellschaftliche Naturverhältnisse*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
(Hamburg) Freie und Hansestadt Hamburg (2002). *Leitbild: Metropole Hamburg – Wachsende Stadt*. Staatliche Pressestelle 11.07.2002. http://www.wachsender-widerstand.de/wachsende_stadt.pdf. Zugegriffen: 28. März 2014.
Holling, C. S. (1973). Resilience and stability of ecological systems. *Annual Review of Ecology and Systematics 4*, S. 1-23.
Holling, C. S., & Gunderson, L. H. (2002). Resilience and adaptive cycles. In L. H. Gunderson & C. S. Holling (Hrsg.), *Panarchy. Understanding transformations in human and natural systems* (S. 25-62). Washington: Island Press.
Janssen, M. A., & Ostrom, E. (2006). Resilience, vulnerability, and adaptation: A cross-cutting theme of the international human dimensions programme on global environmental change. *Global Environmental Change 16*, S. 237-239.
Kusenbach, M., Simms, J. L., & Tobin, G.A. (2010). Disaster vulnerability and evacuation readiness. Coastal mobile home residents in Florida. *Natural Hazards 52*, S. 79-95.
Latour, B. (2005). *Reassembling the social: An introduction into actor-network theory*. Oxford: Oxford University Press.
Medd, W., & Marvin, S. (2005). From the politics of urgency to the governance of preparedness: A research agenda on urban vulnerability. *Journal of Contingencies and Crisis Management 13*, S. 44-49.
Morrow, B. H. (2008). *Community resilience. A social justice perspective*. CARRI Research Report. Florida International University. http://www.academia.edu/4313849/ Community_Resilience_A_Social_Justice_Perspective. Zugegriffen: 20. Februar 2013.
Pelling, M. (2003). *The vulnerability of cities: Social resilience and natural disaster*. London: Earthscan.
Pfeiffer, K. (1929). *Untersuchungen über die Resilienz der durch die Prothesen beanspruchten Gewebe und ihre Bedeutung für die Okklusion der Prothesen*. Zürich: Berichthaus.
Schmidt, T. (2012). Vulnerability through resilience? An example of the counterproductive effects of spatially related governance in Hamburg-Wilhelmsburg. *Raumforschung und Raumordnung* 70, S. 309-321.
Schütz, A. (1953). Common sense and scientific interpretation of human action. *Philosophy and Phenomenological Research 14*, S. 1-37.
Turner, B. L., Kasperson, R. E., Matson, P. A., McCarthy, J. J., Corell, R. W., Christensen, L., Eckley, N., Kasperson, J. X., Luers, A., & Martello M. L. (2003). A framework for vulnerability analysis in sustainability science. *Proceedings of the National Academy of Sciences* of the *United States of America 100*, S. 8074-8079.
Voss, M. (2008). The vulnerable can't speak. An integrative vulnerability approach to disaster and climate change research. *Behemoth 3*, S. 39-56.

Walker, B., Gunderson, L., Kinzig, A., Folke, C., Carpenter, S., & Schultz, L. (2006). A handful of heuristics and some propositions for understanding resilience in social-ecological systems. *Ecology and Society 11*. http://www.ecologyandsociety. org/vol11/iss1/art13. Zugegriffen: 28. März 2014.

(WCED) World Commission on Environment and Development (1987). *Our common future*. Oxford: Oxford University Press.

Weichhart, P. (2003). Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln. In P. Meusburger & T. Schwan (Hrsg.), *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie* (S. 15-42). Stuttgart: Steiner.

Werner, E. E. (1995). Resilience in development. *Current Directions in Psychological Science 4*, S. 81-85.

Whittle, R., Medd, W., Deeming, H., Kashefi, E., Mort, M., Twigger-Ross, C., Walker, G., & Watson, N. (2010). *After the rain – learning the lessons from flood recovery in Hull. Final project report for 'flood, vulnerability and urban resilience: a real-time study of local recovery following the floods of June 2007 in Hull'*. Lancaster. http://www.lancaster.ac.uk/lec/sites/cswm/Hull%20Floods%20Project/AFTER%20THE%20RAIN%20FINAL%20REPORT.pdf. Zugegriffen: 15. Juni 2012.

B Empirische Analysen 2

Resilienz in ökonomischen Kontexten

Verbraucherorganisationen als Resilienz- und Vulnerabilitätsfaktor von Markterwartungen

Sebastian Nessel

1 Einleitung

Eine zentrale Einsicht der Neueren Wirtschaftssoziologie ist, dass die Konstitution und Funktionsweise von Märkten an die Reduktion von Unsicherheit gebunden ist (klassisch Granovetter 1985; White 1981). Nur wenn Akteure dauerhaft davon ausgehen können, dass ihre Gewinn- oder Konsumchancen gewährleistet sind, werden sie am freiwilligen Tausch von Ressourcen auf Märkten teilnehmen. Aufgrund der potenziellen Offenheit von Handlungssituationen (doppelte Kontingenz), schwer abschätzbarer zukünftiger Marktstrategien (Ungewissheit) sowie sich wandelnder Märkte sind Markterwartungen jedoch stets prekär. So führen technologische Veränderungen, sich wandelnde Konsum- und Wertpräferenzen oder eine zunehmende Vermarktlichung (z. B. von Wohlfahrtssystemen) zur permanenten Herausforderung eingespielter Handlungsmuster. Auch nehmen verschiedene Akteure wie Verbraucherorganisationen oder soziale Bewegungen Einfluss auf die Rahmenbedingungen von Märkten und die Handlungsbedingungen von Unternehmen. Nur wenn Marktteilnehmer solche Herausforderungen aufgreifen und ihre Erwartungen dementsprechend justieren, können sich Märkte dauerhaft reproduzieren.

In diesem Beitrag wird untersucht, wie Verbraucherorganisationen die Markterwartungen von Konsumenten und Unternehmen beeinflussen. Am Beispiel ausgewählter Verbraucherorganisationen (VO) in Deutschland wird verdeutlicht, dass ihre Strategien sowohl als Resilienz- als auch als Vulnerabilitätsfaktor von Markterwartungen analysiert werden können. VO beeinflussen die Vulnerabilität von Märkten, indem sie durch juristisch-politische Strategien und Kampagnen eingespielte Handlungserwartungen von Unternehmen und Konsumenten infrage stellen. Sie steigern zugleich die Resilienzfähigkeit von Marktakteuren, indem sie ihnen Informations- und Interpretationsangebote bereitstellen, um verschiedene

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_7, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Formen der Unsicherheit zu reduzieren.[1] Um die Bedeutung von VO für die Resilienz und Vulnerabilität von Märkten zu verdeutlichen, geht der Beitrag in drei Schritten vor. Im ersten Teil des Beitrages werden Märkte als soziale Strukturen gekennzeichnet, deren Reproduktion auf stabilen Erwartungen von Marktteilnehmern basiert. Anhand zentraler Ansätze der Neueren Wirtschaftssoziologie wird gezeigt, dass Markterwartungen hinsichtlich angemessener Handlungsstrategien durch strukturelle, institutionelle und kulturelle Rahmenbedingungen beeinflusst werden (soziale Einbettung). Im zweiten Teil des Beitrages werden ausgewählte Verbraucherorganisationen in Deutschland vorgestellt und im Hinblick auf ihre Verbindung zur sozialen Einbettung von Märkten und zu den Erwartungen der Marktteilnehmer untersucht. Hierbei wird ein akteurstheoretischer Blick eingenommen und verdeutlicht, dass VO jeweils verschiedene Strategien anwenden, um die sozialen Strukturen von Märkten als auch die Handlungsentscheidungen von Unternehmen und Konsumenten zu beeinflussen. Im letzten Teil des Beitrages werden die unterschiedlichen Strategien von VO zusammengenommen auf die Resilienz und Vulnerabilität von Märkten bezogen. Wie gezeigt werden soll, können Unternehmen durch die Zusammenarbeit mit und die Beobachtung von VO ihre Resilienz gegenüber externen Umwelteinflüssen erhöhen. Auch wird verdeutlicht, dass VO durch Verbraucherbildung und Verbraucherinformation die Erwartungen von Konsumenten stabilisieren. Demgegenüber werden mit politisch-juristischen Strategien und Kampagnen Einflussmechanismen benannt, die die Vulnerabilität von Unternehmen und Konsumenten steigern, indem sie eingespielte Handlungsstrategien infrage stellen. Inwieweit sich die Resilienz und Vulnerabilität von Konsumenten und Unternehmen auf die Systemebene von Märkten auswirkt, wird abschließend diskutiert.

2 Märkte als soziale Erwartungsstrukturen

Märkte können als Orte der freiwilligen Zusammenführung von Marktakteuren zum Tausch von Ressourcen charakterisiert werden. Der Tausch auf Märkten ist durch Wettbewerb charakterisiert (klassisch Weber 1980, S. 364). Marktwettbewerb setzt voraus, dass sich Anbieter und/oder Nachfrager auf Märkten an einer *Mehrzahl von Angeboten* potenzieller Tauschpartner orientieren (können). Konsumenten

1 Resilienz wird in diesem Beitrag auf die Fähigkeit von Akteuren zur Unsicherheitsbearbeitung von wiederkehrenden Problemen des Markttausches bezogen und nicht, wie in der „klassischen" Resilienzforschung, auf Naturkatastrophen oder -risiken (vgl. zu „sozialer Resilienz" Lorenz in diesem Band).

und Unternehmen konkurrieren auf Märkten zunächst um die Möglichkeit, in konkrete soziale Beziehungen mit anderen einzutreten. Wettbewerb bzw. Konkurrenz zwischen den Akteuren um Tauschchancen geht dem konkreten Tauschakt voraus und begründet die spezifische soziale Struktur von Märkten. Erst nachdem ein Vergleich von Leistungen konkreter und *potenzieller* Tauschpartner erfolgt ist, werden Tauschgeschäfte auf Märkten realisiert (Swedberg 1994, S. 271; Weber 1980, S. 364). Tausch wird dann zu Markttausch, wenn Marktteilnehmer regelmäßig aus einer Anzahl beliebiger Tauschpartner frei wählen und darüber hinaus die Tauschkonditionen frei aushandeln können (Aspers und Beckert 2008, S. 226). Der freiwillige, durch Wettbewerb koordinierte Tausch von Ressourcen und die dauerhafte Orientierung der Marktteilnehmer an potenziellen Angeboten anderer begründen die soziale Struktur von Märkten. Dass die Reproduktion von Märkten die Orientierung von Marktakteuren an weiteren Akteuren wie Politikern, VO und anderen gesellschaftlichen Gruppen voraussetzt, wird im Folgenden anhand zentraler Einsichten der Neueren Wirtschaftssoziologie verdeutlicht.

Die Reproduktion von Märkten ist an die Ausbildung stabiler Erwartungen gebunden. In der Neueren Wirtschaftssoziologie wird die Stabilität von Erwartungen zum Ausgangspunkt der Analyse von Märkten genommen. Dass wechselseitige Erwartungen grundsätzlich prekär sind, wurde hierbei mit (mindestens) drei Überlegungen begründet. So hat Marc Granovetter (1985) argumentiert, dass das Eigeninteresse atomisierter Marktakteure kaum ausreiche, um Märkte auf Dauer zu stellen. Aus der Radikalisierung des Hobbesschen Arguments folgt für Granovetter, dass anonyme Tauschpartner davon ausgehen müssen, dass sie von der jeweils anderen Seite potenziell getäuscht werden. Die Stabilität von Erwartungen auf Märkten wurde in der Neueren Wirtschaftssoziologie mit zwei weiteren theoretischen Konzepten grundsätzlich infrage gestellt: dem Konzept der doppelten Kontingenz und dem Konzept der Ungewissheit. Ungewissheit bezeichnet die Schwierigkeit, geeignete Marktstrategien ex ante abzuschätzen. Aufgrund einer potenziellen Zukunftsoffenheit und kognitiver Beschränkungen (*bounded rationality*) können Marktakteure langfristige „Handlungsresultate nicht vorhersagen und auch keine Wahrscheinlichkeitszurechnungen vornehmen“ (Beckert 1996, S. 132). Das von Parsons formulierte Problem der doppelten Kontingenz verweist schließlich auf die potenzielle Fragilität von Erwartungen in der Sozialdimension (Beckert et al. 2007, S. 31). Die Unsicherheit von Marktakteuren besteht nicht nur in der Beschränktheit des Wissens um eigene optimale Marktstrategien, sondern wird auch durch das Wissen um die Wahlfreiheit anderer erschwert. Alle drei Konzepte verweisen auf Faktoren der Unsicherheit, die die Stabilität von Markterwartungen infrage stellen. Mangelndes Vertrauen, Ungewissheit und doppelte Kontingenz benennen erste Vulnerabilitätsfaktoren stabiler Marktbeziehungen und stabiler Märkte.

Ausgehend von diesen Überlegungen hat die Neuere Wirtschaftssoziologie in zahlreichen theoretischen und empirischen Arbeiten eine Reihe von Faktoren benannt, die stabile Handlungserwartungen begünstigen und der Reproduktion von Märkten zugrunde liegen. Im Einklang mit der bisherigen Forschung können analytisch drei soziale Makrostrukturen unterschieden werden, die Unsicherheit reduzieren: strukturelle, institutionelle und kulturelle Faktoren (soziale Einbettung). Diese Faktoren sozialer Einbettung konstituieren und regulieren Märkte, indem sie die Erwartungen der Marktteilnehmer stabilisieren. In dieser Hinsicht sind sie als Resilienzfaktoren von Märkten zu bezeichnen. Wie die folgenden Ausführungen zeigen, destabilisiert ein Wandel der strukturellen, institutionellen und kulturellen Einbettung eingespielte Handlungserwartungen und bedroht hierüber die Stabilität von Märkten.

In der wirtschaftssoziologischen Literatur wird die strukturelle Einbettung von Märkten im Wesentlichen mit der soziologischen Netzwerkanalyse assoziiert (z. B. Aspers und Beckert 2008, S. 234). Einem Vorschlag von Joel Podolny (2001) folgend, können eine strukturelle und eine phänomenologische Perspektive unterschieden werden. In strukturellen Ansätzen werden wirtschaftliche Entscheidungen im Wesentlichen auf die formale Struktur von sozialen Beziehungsnetzen zurückgeführt. An dieser Argumentation ist für die folgenden Ausführungen weiterführend, dass Informationen aus sozialen Beziehungen das zur Entstehung und Aufrechterhaltung von Märkten notwendige Vertrauen zwischen den Marktteilnehmern konstituieren. Informationen aus Netzwerkkontakten können beispielsweise von Konsumenten herangezogen werden, um Unsicherheit hinsichtlich der Qualitätseigenschaften von Gütern abzubauen (Karpik 2010) oder um geeignete Marktangebote aufzufinden (z. B. Arbeitsplätze; Granovetter 1974).

Die phänomenologische Netzwerkanalyse untersucht Beziehungsnetze hingegen als Sinnzusammenhänge (Mützel und Fuhse 2010). Netzwerkbeziehungen werden als eine Art Prisma konzipiert, dessen Interpretation es Marktteilnehmern erlaubt, Kenntnis über die Koordinationsbedürfnisse des eigenen wirtschaftlichen Handelns zu erlangen. Folgt man Harrison White, interpretieren Marktakteure ihre Marktposition durch die Beobachtung ihrer Mitbewerber (White 1981, 2000; auch Mützel 2010). Die Interpretation von Signalen der Mitbewerber – beispielsweise Pressemitteilungen oder allgemein: „Geschichten" (Mützel 2010) – sind für Unternehmen wichtige Informationsquellen, um sich wechselseitig aneinander zu orientieren und hierdurch unterscheidbare Marktpositionen einzunehmen. Die Einnahme unterscheidbarer Marktpositionen und die daraus abgeleiteten Handlungsentscheidungen konstituieren nach White die soziale Ordnung auf Märkten. In seiner Sicht besteht die Funktion von Netzwerken nicht nur darin, Vertrauen zu generieren, sondern vor allem darin, Marktunsicherheit durch die Ausbildung

unterscheidbarer Marktnischen zur reduzieren. Die Einnahme unterscheidbarer Marktnischen vermindert Unsicherheit hinsichtlich der Festlegung von Handlungsstrategien und des Auffindens geeigneter Lieferanten und Abnehmer (White 1981, 2000; White und Godart 2007).

Das Argument wechselseitiger Beobachtung wird von White auf die Unternehmensseite beschränkt. Diesem Weg folgen auch neuere Untersuchungen (z. B. Mützel 2010). Begründet wird diese Einschränkung damit, dass Unternehmen Konsumenten aufgrund ihrer „unstetigen“ und „schwer“ abschätzbaren Interessen kaum beobachten könnten. Im Folgenden wird das Argument Whites aufgegriffen und gezeigt, dass Unternehmen nicht nur andere Unternehmen beobachten, sondern eine Vielzahl weiterer Akteure. Wie zu zeigen sein wird, ist die Beobachtung von VO und anderen Organisationen der Unternehmensumwelt für Unternehmen ein Mechanismus, um institutionelle, kulturelle und technische Veränderungen zu antizipieren und geeignete Handlungsstrategien auszubilden.

Eine weitere Makrostruktur zur Stabilisierung von Erwartungen stellen institutionelle Rahmenbedingungen dar. In institutioneller Perspektive werden formale Regeln wie Gesetze und Eigentumsrechte sowie informelle Regeln wie kognitive Skripts oder Konventionen analysiert (u. a. DiMaggio und Powell 1983; Fligstein 2001). Die Wirkung formaler und informeller Regeln wird auf ihre Orientierungsfunktion zurückgeführt. Institutionen stabilisieren Markterwartungen und stellen Akteuren angemessene Handlungsorientierungen auch in Situationen von Unsicherheit bereit. Eine solche Sichtweise auf Institutionen findet sich auch in der Neuen Institutionenökonomik, wobei sich ökonomische und soziologische Ansätze in einigen Punkten unterschieden (u. a. Maurer und Schmid 2003). Die Quelle formaler Marktregeln sind politische Entscheidungsprozesse. Gesetze und andere Regulierungen werden von Nationalstaaten, supranationalen Staatenverbünden und internationalen Organisationen (IWF, Weltbank, WTO) formuliert und im Rahmen des staatlichen Gewaltmonopols durchgesetzt. Das Durchsetzungsmonopol staatlicher Akteure unterstellt, sind formale Regeln für alle Marktteilnehmer verbindlich, da ihre Nichteinhaltung mittels Recht sanktioniert wird (DiMaggio und Powell 1983; Fligstein 2001). Formale Regeln reduzieren Unsicherheit auf unterschiedlichen Ebenen von Märkten. Gesetzliche Anforderungen legen erstens verbindliche Mindestkriterien der Qualität von Marktobjekten fest, z. B. durch technische Sicherheitskriterien oder durch Garantierechte. Sie beeinflussen zweitens die Erwartungen der Marktteilnehmer hinsichtlich des Handelns anderer, indem sie bestimmte Marktpraktiken sanktionieren (etwa Preisabsprachen, Insidergeschäfte). Sie regulieren drittens den Marktwettbewerb, indem sie festlegen, welche Akteure unter welchen Bedingungen am Markt teilnehmen können.

In der Praxis von Märkten werden rechtliche Regelungen jedoch vielfach umgangen, z. B. durch illegale Preisabsprachen oder Kartellbildungen (Nessel 2012a). Für die hier verfolgte Argumentation ist essentiell, dass die Nicht-Einhaltung rechtlicher Regelungen ein zentrales Element der Unsicherheit auf Märkten und der Vulnerabilität von Markterwartungen darstellt. Welche Gründe auch immer für die Nicht-Einhaltung formaler Regeln angeführt werden – in der Praxis finden sich zahlreiche Belege dafür, dass Garantie- und Vertragsrechte von Unternehmen gebrochen werden und Unklarheiten über die Ansprüche von Konsumenten gegenüber Unternehmen bestehen. Dies wird im Folgenden an Beschwerden in der Verbraucherberatung verdeutlicht. Auch ist darauf hinzuweisen, dass Unsicherheit bzgl. der politischen Festlegung von Marktregeln zum Niedergang von Marktsegmenten führen können. Besteht seitens von Unternehmen oder Investoren Unsicherheit hinsichtlich zukünftiger politischer Regulierungen, werden Investitionen in Marktsegmente ausbleiben oder aus diesen abgezogen. Auch reichen institutionelle Marktarrangements nicht immer hin, um Krisen auf Märkten zu verhindern, wie die jüngste Finanzkrise gezeigt hat.

Neben formalen Regeln bilden sich auf Märkten informelle, marktfeldspezifische Regeln heraus. Die wirtschaftssoziologische Forschung – insbesondere der soziologische Neoinstitutionalismus und die Feldansätze von Bourdieu und Fligstein – nimmt vor allem *lokale* Regeln und Sinnzusammenhänge in Marktfeldern in den Blick. Wenngleich sich innerhalb des soziologischen Neoinstitutionalismus unterschiedliche Schulen ausgebildet haben (Maurer und Schmid 2003), liegt das Verbindende dieser Arbeiten in ihrer Auffassung von Institutionen als kulturellem Muster, „die erst die rechtlichen und normativen, vor allem aber die kognitiven Orientierungen bereitstellen, auf deren Grundlage Akteure handeln können" (Engels 2011, S. 116). Insbesondere der Feldbegriff hat sich als Analyseeinheit etabliert, um die Wirkung informeller Regeln zu untersuchen (Beckert 2010). Das Handlungsziel von Akteuren in Marktfeldern wird auf die Schaffung stabiler Ordnungen bezogen. Stabilität in Marktfeldern wird beispielsweise nach Fligstein (2001, S. 48ff.) erreicht, wenn Unternehmen sowohl firmenintern als auch zu Konkurrenten stabile Beziehungen und Erwartungsstrukturen etablieren. Bemerkenswerterweise werden soziale Beziehungen zwischen Unternehmen und weiteren Akteuren der Unternehmensumwelt von Fligstein aber nicht weiter thematisiert (vgl. zumindest in Bezug auf *Consultants* DiMaggio und Powell 1983)

Schließlich wird in der Neueren Wirtschaftssoziologie die kulturelle Einbettung als Makrostruktur von Märkten untersucht (u. a. Zelizer 1983; Zukin und DiMaggio 1990). In diesem Beitrag wird kulturelle Einbettung als gesamtgesellschaftlich relevantes Set an Normen, Wert- und Moralvorstellungen gefasst. Auf analytischer Ebene ist davon auszugehen, dass in Gesellschaften qua Sozialisation und Habitu-

alisierung mehr oder weniger allgemeinverbindliche Wissensbestände existieren (von Lüde und von Scheve 2012).[2] Sie sind den lokalen, marktfeldspezifischen Regeln übergeordnet. Wie auch die formale Einbettung, verweist das Konzept kultureller Einbettung auf die Makroebene von Gesellschaften. Kulturelle Normen und Wertvorstellungen wirken ähnlich wie feldspezifische Regeln als kognitive Landkarten, die Marktakteuren einen Orientierungs- und Handlungsrahmen bereitstellen. Anders als (informelle) Feldregeln haben makrosoziale Normen ihren Ursprung aber nicht in der wechselseitigen Orientierung oder den sozialen Beziehungen der Marktteilnehmer, sondern sind Teil kulturspezifischer Werte und Normen *von Gesellschaften*, die *auch* in Märkten relevant werden (Zukin und DiMaggio 1990).

Kulturelle Einbettung hat eine konstitutive und eine regulative Wirkung auf Markterwartungen (Zukin und DiMaggio 1990, S. 17). Ihre konstitutive Wirkung manifestiert sich in normativen und moralischen Vorstellungen in Bezug auf ökonomische Handlungsmotivationen und damit in Bezug auf Marktteilnehmerschaft (Bourdieu 2005), die Herstellung und Legitimierung von Marktprodukten (Zelizer 1983) sowie in Bezug auf Marktwettbewerb (Engels 2011). Die regulative Funktion von Kultur wirkt hingegen auf die konkreten Ergebnisse marktlichen Handelns. Bei der Untersuchung der kulturellen Einbettung sind gesamtgesellschaftlich relevante Moral-, Wert- und Normvorstellungen in den Blick zu nehmen, die die sozialen Erwartungen der Marktakteure beeinflussen (für Beispiele siehe von Lüde und von Scheve 2012; Nessel 2012b). Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass normative Vorstellungen auch zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen umstritten sind. So ist beispielsweise umkämpft, was unter einem „legitimen wirtschaftlichen Handeln" zu verstehen ist (Nessel 2012a) oder wie sozial-moralische Wertvorstellungen Eingang in Produktklassifizierungen finden (Nessel 2012b). Marktakteure und Marktprodukte müssen ein Mindestmaß an kultureller Legitimität finden, um dauerhaft bestehen zu können (Deephouse und Suchman 2008; Zelizer 1983). Die Infragestellung kultureller Erwartungen begründet einen Vulnerabilitätsfaktor einzelner Unternehmen, aber auch ganzer Marktsegmente.

Als Zwischenresümee kann festgehalten werden, dass Märkte an die Herausbildung stabiler Erwartungen unter den Marktakteuren gebunden sind. Diese Erwartungen sind aufgrund der schwer abzuschätzenden Interessen anderer (doppelte Kontingenz, Vertrauen) sowie der prinzipiell schwer abzuschätzenden Festlegung eigener Marktstrategien (Ungewissheit) stets prekär. Folgt man zentralen Ansätzen der Neueren Wirtschaftssoziologie, werden Markterwartungen durch strukturelle, institutionelle und kulturelle Rahmenbedingungen stabilisiert. Von diesen Ansätzen

2 Dies gilt selbst dann, wenn man mit der Soziologie der Konventionen (überblickshaft die Beiträge in Diaz-Bone 2011) von einer Pluralität von Wertigkeitsordnungen ausgeht.

wird jedoch kaum berücksichtigt, dass eine Veränderung dieser sozialen Strukturen zu einer Destabilisierung von Markterwartungen und zum Niedergang von Märkten führen kann. Die Anpassung von Marktakteuren an eine Veränderung sozialer Strukturen stellt eine wesentliche Voraussetzung der sozialen Resilienz von Märkten dar. Um Veränderungen in ihrer Umwelt zu begegnen, sind Marktakteure darauf angewiesen, Mechanismen zur Bewältigung der hieraus resultierenden Unsicherheiten zu entwickeln. Die vorgestellten Ansätze thematisieren implizit einige dieser Anpassungsstrategien. So kann mit Harrison White davon ausgegangen werden, dass Marktakteure versuchen, durch Beobachtung von Konkurrenten Unsicherheiten zu bewältigen. Das Konzept der „kulturellen Legitimität" verweist hingegen darauf, dass Organisationen ein Mindestmaß an gesellschaftlicher Akzeptanz benötigen und eine Veränderung kultureller Normen und Erwartungen antizipieren müssen. Hierbei spielt die Beobachtung „der Gesellschaft" eine wichtige Rolle. Ganz ähnlich ließe sich argumentieren, dass Unternehmen auch politische Entscheidungen in ihre Erwartungen einspeisen müssen, um zukünftige Marktstrategien festzulegen. Die Beobachtung struktureller, institutioneller und kultureller Gegebenheiten und die Entwicklung von Fähigkeiten, sich auf deren Veränderung einzustellen, sind Mechanismen zur Schaffung von Resilienz auf der Akteursebene von Märkten.

3 Verbraucherorganisationen und Märkte[3]

In diesem Abschnitt wird der Blick auf den Zusammenhang zwischen Verbraucherorganisationen (VO) und den sozialen Erwartungsstrukturen von Marktakteuren gerichtet. Bei der Analyse von VO wird eine akteurstheoretische Sicht eingenommen und gezeigt, dass ihre Strategien intentional auf die Veränderung der strukturellen, institutionellen und kulturellen Einbettung von Märkten abzielen. Ich werde argumentieren, dass diese Veränderungsbemühungen dazu führen können, dass sich neue Herausforderungen für Marktakteure ergeben. Zugleich werde ich zeigen, dass VO als Prisma des Marktes fungieren können und die Erwartungen von Konsumenten und Unternehmen stabilisieren.

3 Den folgenden Ausführungen liegt, soweit nicht anders gekennzeichnet, eine empirische Untersuchung des Autors zugrunde. In einer qualitativen Studie wurden insgesamt 29 Interviews mit VO (15), Unternehmensvertretern (4), Journalisten (2), Ministerien (3), einer Dachgewerkschaft und Experten im Bereich Verbraucherpolitik (6) geführt sowie zahlreiche Dokumente von VO, Unternehmen und Unternehmensverbänden ausgewertet (Nessel 2014).

VO können ganz allgemein als Organisationen bezeichnet werden, die den Anspruch verfolgen, Konsumenteninteressen gegenüber Staat und Unternehmen zu vertreten. Je nach Organisationsmodus und Institutionalisierungsgrad können zunächst zwei Arten von VO unterschieden werden: Selbst- und Fremdorganisationen. Selbstorganisationen sind vielfach sektorale VO, die die Interessen von individuellen Mitgliedern in spezifischen Markt- und Politikfeldern vertreten. Beispiele hierfür sind der ADAC, Mietervereine sowie die gleich näher vorgestellten Organisationen Utopia und Foodwatch. Demgegenüber sind Fremdorganisationen dadurch gekennzeichnet, dass sie Organisationen als Mitglieder umfassen. Die klassischen Beispiele für Fremdorganisationen sind die Verbraucherzentralen und der Verbraucherzentrale Bundesverband e. V., die weitere sektorale VO als Mitglieder umfassen. Auch die im Folgenden vorgestellte Stiftung Warentest ist als Fremdorganisation zu kennzeichnen, wenngleich sie als unabhängige Stiftung strukturiert ist. Diesen Organisationen sind innerhalb der institutionellen Architektur der deutschen Verbraucherpolitik gewisse politische und juristische Rechte garantiert und sie werden (mehr oder weniger) öffentlich finanziert. Für die hier verfolgte Argumentation bedeutsamer ist ein zweites Unterscheidungsmerkmal von VO, nämlich ihre sozialen Beziehungen zu Unternehmen, Konsumenten und Staat. Wie zu zeigen sein wird, können die Strategien von VO hinsichtlich ihres Konflikt- und Kooperationsgrades gegenüber anderen Marktakteuren unterschieden werden. Im Folgenden werden vier VO genauer dargestellt, die jeweils andere Strategien verfolgen und auf je unterschiedliche Weise die Erwartungen von Konsumenten und Unternehmen beeinflussen: die Verbraucherzentralen und der Verbraucherzentrale Bundesverband, die Stiftung Warentest, Foodwatch und Utopia.

3.1 Verbraucherzentralen und Verbraucherzentrale Bundesverband

Die Verbraucherzentralen der Länder (Vz) sowie der Verbraucherzentrale Bundesverband (vzbv) sind staatlich finanzierte Verbraucherorganisationen, deren Gründung auf politische Entscheidungen der 1950er und 1960er Jahre zurückgeht. Auf politisches Bestreben hin wurde die AGV – die Vorläuferorganisation des vzbv – 1953 als Interessenvertretung der Verbraucher gegründet und wie die Vz zu großen Teilen öffentlich finanziert (ca. 90 Prozent). Sie sollte als Dachverband die Arbeit bestehender Verbraucherbände bundesweit koordinieren und den Interessen von Verbrauchern gegenüber Politik und Wirtschaft Geltung verschaffen. Die AGV wurde als „Verband von Verbänden" ohne direkte Beteiligung individueller Konsumenten eingerichtet. Streng genommen repräsentierten die AGV und der daraus

hervorgegangene vzbv bis heute „nicht die Interessen der Verbraucher", sondern diejenigen von „Verbänden und Einrichtungen (Verbraucherzentralen), die teilweise spezifischere Interessen von Verbrauchergruppen vertreten (Mieterschutzbund, Verkehrsclub Deutschland)" (Janning 2005, S. 31). Nachdem mit der AGV eine bundesweite Verbrauchervertretung eingerichtet wurde, entstanden zwischen 1953 und 1961 in allen Bundesländern öffentlich finanzierte Landesarbeitsgemeinschaften mit Verbraucherberatungsstellen (Janning 2011). Die Ziele beider Verbände sind die politische Interessenvertretung auf Bundes- (vzbv) und Landesebene (Vz), die Verbraucherinformation und die Verbraucherbildung.

Die politische Interessenvertretung wird im Rahmen von Anhörungen zu Gesetzesvorhaben und durch politische Stellungnahmen umgesetzt. Als institutionalisierte Vertretung der Nachfrageseite sind der vzbv und die Vz seit den 1960er Jahren in die institutionelle Architektur der Verbraucherpolitik eingebunden. Neben dieser formalisierten Beteiligung an der Ausgestaltung formaler Marktregeln versuchen beide Verbände, durch direkte soziale Kontakte zu Mitarbeitern in Ausschüssen, Parteien und Ministerien ihre Interessen durchzusetzen (politisches Lobbying). Darüber hinaus sind beide Verbände mit juristischen Ressourcen zur Durchsetzung von Konsumenteninteressen ausgestattet. Sie beinhalten die Rechtsvertretung von Konsumenten in den Rechtsbereichen des AGB-Gesetzes sowie des Gesetzes gegen unlauteren Wettbewerb (UWG). Unter Berufung auf die „Allgemeininteressen von Konsumenten" können Abmahnungen und Verbandsklagen gegen Unternehmen durchgeführt werden (z. B. Strünck 2012, S. 89ff.). Im Rahmen von Abmahnungen werden einzelne Unternehmen zur Unterlassung einer Geschäftspraktik aufgefordert. Willigen Unternehmen in eine Abmahnung ein, unterschreiben sie eine Unterlassungserklärung, deren Nicht-Einhaltung mit einer Strafzahlung verbunden ist. In vielen Fällen führen bereits Abmahnungen dazu, dass Unternehmen die abgemahnte Geschäftspraktik unterlassen. In anderen Fällen kommt es zu Rechtsauseinandersetzungen zwischen Vz bzw. vzbv und Unternehmen. Unterlassungsklagen und Abmahnungen führen im Erfolgsfall zur Veränderung von Marktpraktiken einzelner Anbieter.[4] Liegen aus Sicht der Vz oder des vzbv „systematische Probleme" unternehmerischer Praktiken oder der geltenden Rechtsprechung vor, können mittels Verbandsklagen direkt höchstrichterliche Urteile angestrengt werden. Sind Verbandsklagen erfolgreich, führen sie zu veränderten formalen Marktregeln. Die politische Interessenvertretung sowie die Rechtsdurchsetzung beziehen sich direkt auf die politische Einbettung von Märkten und zielen auf deren Veränderung ab.

Die politischen und juristischen Strategien des vzbv und der Vz können Unternehmen erheblich herausfordern. Die Problematisierung bestehender Marktprak-

4 Vgl. zu Wirkung und Ergebnissen juristischer Maßnahmen vzbv (2012, 2013).

tiken und die Verbesserung der Position von Konsumenten auf Märkten erhöht die Unsicherheit von Unternehmen bzgl. der Adäquanz ihrer Handlungsstrategien. Unternehmen müssen permanent damit rechnen, dass politische und juristische Veränderungen bisherige Unternehmensstrategien infrage stellen. Juristische Angriffe auf Unternehmen sind zugleich mit einer Gefährdung ihrer Reputation verbunden. Die Massen- und Fachmedien greifen die Anwürfe von Vz gegen Unternehmen auf und problematisieren damit öffentlich deren Marktpraktiken. Schließlich sind Verbandsklagen und Abmahnungen insbesondere für kleinere Unternehmen mit erheblichen finanziellen Risiken verbunden.

Eine weitere Strategie von vzbv und Vz umfasst die Verbraucherinformation und -bildung. Verbraucherinformationen werden einerseits durch öffentliche Kampagnen, die Herausgabe von Informationsmaterialien und die Durchführung von Informationsveranstaltungen verbreitet. Verbraucherbildung bezieht sich auf die Vermittlung von Konsumkompetenzen und zielt darauf ab, das „Marktwissen" von Konsumenten zu erhöhen (Nullmeier 2002). Dieses Marktwissen soll Konsumenten dazu befähigen, sich auf den Wandel von Märkten einzustellen, bestehende Marktangebote zu bewerten und ihre Rechte gegenüber Anbietern zu kennen und wahrzunehmen. Andererseits wird Verbraucherinformation im Rahmen der Verbraucherberatung umgesetzt. Die Beratung von Konsumenten in Verbraucherberatungsstellen der Vz umfasst die Verbreitung von Informationen zu vor- und nachgelagerten Prozessen der Kaufentscheidung (Benner und Weiser 2009). Vorgelagerte Prozesse der Kaufentscheidung beziehen sich auf Informationen über bestehende Marktangebote, auf rechtliche Aspekte von Kaufverträgen oder auf die „Qualität" von Anbietern und Angeboten. Diese präventive Beratung zielt darauf ab, „die individuell bedarfsgerechte Produktgruppenwahl" von Konsumenten zu unterstützen (Benner und Weiser 2009, S. 157). Der überwiegende Teil der Verbraucherberatung betrifft nachgelagerte Prozesse der Kaufentscheidung. Diese reaktive Beratung nimmt überwiegend die Form der Rechtsberatung an, die Konsumenten Informationen u. a. zu Garantieleistungen, Rechtsansprüchen bei Vertragsverletzungen und zum juristischen Vorgehen gegen Übervorteilung bereitstellt. „[Das] Ziel der Verbraucherberatung ist es damit, die Selbstbestimmung der Verbraucher auf individueller und kollektiver Ebene zu stärken. Auf individueller Ebene zielt die Beratung darauf, das vom Verbraucher an die Beratung herangetragene Problem im Interesse des Verbrauchers zu lösen. Auf kollektiver Ebene zielt Verbraucherberatung darauf, „die Erkenntnisse aus der Beratung in die Interessenvertretung, gegebenenfalls in die Rechtsdurchsetzung [Verbandsklage, Abmahnung; Anm. SN] einzubringen." (Benner und Weiser 2009, S. 147)

Verbraucherberatung reduziert die Unsicherheit von Konsumenten über die Qualitätseigenschaften von Marktangeboten. Um in dieser Funktion wirksam zu

werden, setzt Verbraucherberatung eine Vertrauensbeziehung zwischen Berater und Ratsuchendem voraus. Anders als die Beziehung zwischen Wirtschaftsunternehmen und Kunden (Priddat 2012) ist die Verbraucherberatung jedoch dadurch strukturiert, dass die beratende Institution keine direkte Gewinnabsicht verfolgt und formal zur Bereitstellung „objektiver" Informationen verpflichtet ist. Der Verbraucherberatung kommt somit die Funktion einer „Instanz der Urteilsbildung" zu (Karpik 2010, S. 96).

Die thematischen Schwerpunkte der Beratung werden durch kulturelle, politische und marktliche Veränderungen beeinflusst: „So können etwa neu auf den Markt kommende Technologien oder Produkte/Dienstleistungen die Konsummuster, Bedarfslagen und Nachfragegewohnheiten der Verbraucher ebenso verändern wie auch die Veränderung von Wertehaltungen, […] die Verabschiedung von Gesetzen, […] die (Neu-)Regulierung von Märkten." (Benner und Weiser 2009, S. 148). Die Verbraucherberatung reagiert in ihren Angeboten auf die Veränderungen von Märkten sowie auf die Probleme von Konsumenten. Die in der Verbraucherberatung vorgebrachten Verbraucherbeschwerden machen zugleich deutlich, in welchen Bereichen von Märkten welche Formen von Unsicherheit (rechtliche, informatorische etc.) bestehen. Verbraucherberatung und Verbraucherbildung zielen letztlich darauf ab, die Unsicherheit von Verbrauchern bzgl. Marktangeboten, Rechtsansprüchen und veränderten Rahmenbedingungen von Märkten abzubauen. Die politischen und juristischen Strategien des vzbv und der Vz versuchen hingegen, bestehende Marktpraktiken von Unternehmen sowie rechtliche Regulierungen im Sinne der Verbraucher zu beeinflussen.

3.2 Stiftung Warentest

Die Gründung der Stiftung Warentest (STW) geht ebenfalls auf politische Entscheidungen zurück. Anders als der vzbv und die Vz ist die Stiftung Warentest allerdings nur zu einem kleinen Teil mit jährlichen öffentlichen Zuschüssen ausgestattet (ca. 11 Prozent) und erwirtschaftet 90 Prozent ihrer Einnahmen aus dem Verkauf von Testzeitschriften.[5] Mit Gründung der Organisation im Jahre 1964 wurde die Idee vergleichender Warentests in Deutschland institutionalisiert. Zuvor waren bereits Ende der 1930er Jahre in den USA sowie ab den 1950er Jahren in zahlreichen europäischen Ländern Testorganisationen entstanden (Kleinschmidt 2010). Das Ziel dieser Testorganisationen ist der Abbau von Unsicherheit der Konsumenten

5 Allerdings wurde die STW 1964 mit einem Stiftungsvermögen eingerichtet, das zuletzt 2012 von 25 auf 75 Millionen Euro durch das BMELV erhöht wurde.

hinsichtlich der Qualitätseigenschaften von Produkten und Dienstleistungen durch vergleichende Warentests. Die Einrichtung einer nachfrageseitigen Testorganisation wurde von politischer Seite mit der Zunahme des Warenangebotes und der massiven Ausweitung von Werbung seit den 1950er Jahren begründet. Die durch beide Prozesse erhöhte Marktkomplexität und die einseitige Information von Konsumenten durch Unternehmen (Werbung) sollte durch „objektive" Warentests einer „neutralen Stelle" abgebaut werden (Kleinschmidt 2010).

Die Durchführung vergleichender Warentest beinhaltet verschiedene Phasen: die Festlegung zu testender Marktobjekte und ihrer Qualitätseigenschaften, die Durchführung von Tests durch beauftragte Labors (bei Waren) oder durch Methoden der empirischen Sozialforschung (Befragung, Dokumentenanalyse, Beobachtung etc. bei Dienstleistungen). Die Ergebnisse vergleichender Warentests werden im Wesentlichen auf zwei Arten aufbereitet: in Qualitätsurteilen und in Marktübersichten. Qualitätsurteile werden für Waren- und Dienstleistungseigenschaften vergeben und in Testtabellen abgebildet. Sie beziehen sich auf ein Gesamtprodukt oder auf Teileigenschaften eines Produktes. Qualitätseigenschaften werden mit „Sehr gut", „Gut", „Befriedigend", „Ausreichend" und „Mangelhaft" differenziert. Für die Gewichtung werden die vorher festgelegten Einzelaspekte prozentual zugrunde gelegt (z. B. Handhabung, Leistungsmerkmale). Im Jahr 2012 wurden ca. 41.000 Produkte getestet und durch Qualitätsurteile bewertet. In Marktübersichten werden Leistungsmerkmale insbesondere von Dienstleistungen in einem Marktsegment vergleichend abgebildet, ohne jedoch Qualitätsurteile zu vergeben. Bei Marktübersichten geht es „weniger um einen in die Tiefe gehenden Test als um einen Überblick der für eine meist große Anzahl von Produkten charakteristischen Merkmale" (STW 2012). In Marktübersichten wird die Struktur des Marktwettbewerbs in Marktfeldern anhand der angebotenen Produkte für Konsumenten sichtbar gemacht. Ein viel beachtetes Beispiel war der Vergleich des Jahreszinses von Dispokrediten.[6] Verbreitet werden Testergebnisse durch Testzeitschriften, Medien und Anbieter. Qualitätsurteile und Marktübersichten sind kostenpflichtig in den Zeitschriften *test* und *finanztest* sowie darüber hinaus online abrufbar. In *finanztest* erscheinen die Ergebnisse von Tests aus den Marktbereichen Finanzdienstleistungen, Steuern und Verbraucherrecht (insbesondere Altersvorsorge, Geldanlage und Gesundheit). Darüber hinaus enthält die Zeitschrift einen monatlichen Dauertest von Aktien und Fonds. Alle anderen Marktbereiche werden in *test* veröffentlicht. Die Ergebnisse beider Zeitschriften werden weiter in Sonderheften, Jahrbüchern und Spezialheften

---

6 2012 erstellte die STW 86 Marktberichte.

veröffentlicht.[7] Die Ergebnisse vergleichender Warentests kommuniziert die STW zweitens durch Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Hierzu werden unterschiedliche Kanäle genutzt, z. B. Pressekonferenzen, E-Mail-Newsletter an Verbraucher und Journalisten sowie die Bereitstellung von fertigen Medieninhalten für die Presse. Testergebnisse finden sich in zahlreichen Print-, Online-, Fernseh- und Radiomedien. So liefen in Hörfunk und Fernsehen 2012 pro Tag durchschnittlich 12 bzw. fünf Beiträge, in Printmedien erschienen monatlich rund 6.500 Artikel. Diese Art der Informationsverbreitung richtet sich insbesondere an Konsumenten und Journalisten, indirekt aber auch an die Politik, indem Missstände auf Märkten angeprangert werden (z. B. Sicherheitsmängel von Produkten). Über die Medien wirkt die Verbreitung vergleichender Warentests auch als Marktinformation für Konsumenten, die keine Zeitschriften beziehen (Silberer und Rafée 1984).

Auf einer dritten Ebene werden Testurteile von Herstellern verbreitet. Nach Abschluss eines Lizenznehmervertrages können Unternehmen auf ihren Produkten mit den Urteilen vergleichender Warentests werben. Unternehmen nutzen die Qualitätsurteile der STW, um Verbrauchern die Qualität ihrer Produkte glaubhaft widerzuspiegeln, indem sie Testurteile und Logo der STW auf Produkte anbringen sowie in der Werbung einsetzen. Die STW fungiert in dieser Hinsicht als externe Institution zur Zertifizierung von Qualitätseigenschaften. Den Urteilen der STW wird von Verbrauchern und Unternehmen ein hohes Maß an Vertrauen zugeschrieben (Kleinschmidt 2010, S. 124; Schrader 2008).

Wie einige empirische Studien belegen, werden Qualitätsurteile der STW von Konsumenten bei Kaufentscheidungen herangezogen. Anbieter können durch die externe Zertifizierung ihrer Marktgüter Konsumenten die Qualität von Produkten glaubhaft bescheinigen und ihre Verkäufe ausweiten (Silberer und Raffee 1984; am Beispiel CSR Schrader 2008). Schlechte Testurteile haben hingegen gravierende negative Konsequenzen auf den Ressourcenfluss von Unternehmen. Schlecht befundene Produkte werden von Konsumenten kaum mehr nachgefragt und auch der Handel nimmt solche Produkte vielfach aus dem Sortiment. Unternehmen reagieren auf schlechte Testurteile dementsprechend mit der Veränderung von Produkten oder nehmen sie vollständig vom Markt (Raffée und Silberer 1985; Schrader 2008). Die Wirkung vergleichender Warentests wird in der Forschung auch auf die Stabilisierung des Wettbewerbs auf Märkten bezogen. Konstatiert wird,

7 Die Ergebnisse vergleichender Warentests werden von Konsumenten rege nachgefragt. Im Jahr 2012 wurden ca. 60.000 Einzelhefte sowie 400.000 Abonnements der Zeitschrift *test* und 39.000 bzw. 195.000 Hefte *finanztest* verkauft. Darüber hinaus wurden 20.000 sogenannte „Flatrates" abgerufen, die den Onlineabruf aller Testergebnisse ermöglichen. Weitere 56 Mio. Besucher riefen über die Website der STW bezahlpflichtige Inhalte im Wert von 2,6 Mio. Euro ab (STW 2012).

dass über Testurteile Qualitätswettbewerb und Innovationen angeregt werden und die Gefahr der sogenannter *lemon markets* verringert wird (ausführlich Silberer und Raffée 1984; Raffée und Silberer 1985). Nicht nur für die Erwartungen von Konsumenten und Unternehmen, sondern auch für die Entwicklung von Märkten sind vergleichende Warentests bedeutsam.

3.3 Utopia

„Utopia: Die Verbrauchermacht – Unser Konsum verändert die Welt". So präsentiert sich die 2007 gegründete Organisation in ihrem Internetauftritt der Öffentlichkeit. Als „Verbrauchermacht" versteht Utopia das Potenzial von Konsumenten, durch strategische Konsumentscheidungen eine Veränderung von Märkten herbeizuführen. Strategische Konsumentscheidungen werden von Utopia über die Kanalisierung von Voice sowie die Motivation von Exit-Entscheidungen organisiert. Das zentrale Kennzeichen Utopias ist die Bereitstellung einer Community-Plattform und eines Onlinemagazins. Über das Onlinemagazin werden unter Einbezug der Organisationsmitglieder Verbraucherinformationen bereitgestellt. Verbraucherinformation heißt in der Praxis Utopias, über „nachhaltige" Marktobjekte und deren Qualitätseigenschaften zu berichten und Konsumenten Hinweise zu „nachhaltigem Konsum" bereitzustellen. Verbraucherinformationen werden in mehreren Rubriken abgebildet und aufbereitet (z. B. *Magazin*, *Kaufberatung* und *Meinung*). So finden sich z. B. im *Produktguide* Bestenlisten, die vor dem Hintergrund konkreter Produktbeschreibungen grüne und nachhaltige Produkte zum Kauf empfehlen und deren nachhaltige Qualitätsdimensionen bewerten. Produkte und Anbieter im *Produktguide* werden zunächst von der Utopia-Redaktion ausgewählt. Hierdurch findet eine Klassifizierung von „nachhaltigen" und „weniger nachhaltigen" Produkten statt. Anders als die Urteile der STW werden die Qualitätsurteile bei Utopia nicht von Experten, sondern von Mitgliedern der Organisation vergeben. Diese können Produkte durch qualitative Kommentare und auf einer Skala von 1 bis 5 bewerten. Neben den von Utopia dargestellten Informationen sind die Bewertungen der Mitglieder ein weiteres Marktsignal für Verbraucher, um die Eigenschaften von Produkten zu beurteilen. Ähnlich wie die Testergebnisse der STW reduzieren sie die Unsicherheit von Konsumenten hinsichtlich der Qualitätseigenschaften von Marktobjekten. Durch Kommentare zu Produkten und deren Eigenschaften fungieren die Mitglieder von Utopia zugleich als „Feedbackagenten" für Unternehmen, da sie ihnen Hinweise über die wahrgenommenen Eigenschaften ihrer Marktangebote in den Augen der Konsumenten liefern. Charakteristisch an der Strategie Utopias ist, dass die Mitglieder der Organisation selbst Informationen

zur Beurteilung von Produkten bereitstellen (*user generated content*) und über die Plattform mit Unternehmen in direkte Kommunikation treten können.

Die Förderung des Dialoges zwischen Konsumenten und Produzenten stellt eine zweite Organisationsstrategie von Utopia dar. Um Konsumenten und Unternehmen in Dialog über Unternehmensstrategien und Produkte zu setzen, bietet Utopia z. B. *Unternehmensprofile* an. Auf diesen können Unternehmen kostenpflichtig über neue Produkte und Produktstrategien berichten. Konsumenten können diese Informationen über Web-2.0-Anwendungen bewerten und „Fragen" an Unternehmen stellen. Durch Unternehmensdialoge werden die Ansichten von Konsumenten an Unternehmen kanalisiert. Unternehmen erhalten Informationen über gegebene oder zukünftige Konsumpräferenzen und über gesellschaftliche Wertvorstellungen bzgl. ihres Unternehmenshandelns. Wie Hirschman (1970) argumentiert hat, stellt gerade das Voice von Konsumenten für Unternehmen eine wichtige Ressource dar, um ihre Unternehmensstrategien zu optimieren.

Der öffentliche Dialog mit Konsumenten bietet Unternehmen darüber hinaus die Möglichkeit, ihre gesellschaftliche Legitimität zu erhöhen, indem sie ihre Unternehmensstrategien einem kritischen öffentlichen Dialog aussetzen und Forderungen von Konsumenten identifizieren und ggf. in Unternehmensstrategien einfließen lassen. Dass die Erhöhung gesellschaftlicher Legitimität eine Motivation von Unternehmen zur Teilnahme an den von Utopia bereitgestellten Dialogprozessen ist, lässt sich auch am sogenannten Changemaker-Projekt ablesen. Kern dieser Organisationsstrategie ist die Auszeichnung von Unternehmen mit dem Titel *Changemaker*. Dieser beinhaltet die Verpflichtung von Unternehmen zur Umsetzung und Einhaltung bestimmter Unternehmensziele (u. a. die Integration von „nachhaltigen Prinzipien" in Managementprozesse und Wertschöpfungsketten, die Reduktion von Schadstoffemissionen und Treibhausgasen, das Übertreffen von Sozialstandards einer Branche etc.). Der *Changemaker-Prozess* beinhaltet die externe Zertifizierung von Nachhaltigkeitsstrategien und bezieht sich auf die glaubhafte Widerspiegelung von Unternehmenseigenschaften im Bereich Nachhaltigkeit. Sowohl die Verbraucherinformation als auch der Unternehmensdialog sind Beispiele für kooperative Strategien von VO. Kooperative Strategien liefern Unternehmen Hinweise über gegebene und zukünftige Erwartungen von Konsumenten. Konsumenten können über die Beobachtung anderer Konsumenten und deren Produktbewertungen Unsicherheit hinsichtlich der sozial-ökologischen Eigenschaften von Produkten abbauen.

3.4 Foodwatch

Foodwatch (FW) ist ein 2002 gegründeter Verein, der sich aus Beiträgen von ca. 25.000 Fördermitgliedern finanziert. Sein Ziel ist die „Förderung des Verbraucherschutzes durch Verbraucherberatung und -aufklärung". Um diese Ziele zu erreichen, werden im Wesentlichen zwei Strategien angewendet: die Verbreitung von Verbraucherinformationen mittels Kampagnen und die politische Interessenvertretung. Die Durchführung von medial inszenierten Kampagnen bildet den zentralen Kern der Organisationspraxis. Kennzeichnend für diese Strategie sind drei Aspekte: Erstens werden empfundene Missstände auf Märkten öffentlich angeprangert und Problemverursacher (Unternehmen oder politische Akteure) identifiziert (*diagnostic frame*). Zweitens werden Lösungsvorschläge zur Abschaffung der wahrgenommenen Missstände formuliert (*prognostic frame*). Drittens werden Konsumenten zur Unterstützung von politischen Forderungen mobilisiert (*motivational frame*). Zur Schaffung medialer Aufmerksamkeit vergibt FW jährlich den Negativpreis „Goldener Windbeutel" für die „dreisteste Werbelüge" von Unternehmen im Rahmen der Kampagne *abgespeist* (siehe unten). Die Kampagnenstrategie von FW zielt darauf ab, öffentlichen Druck auf die im *diagnostic frame* benannten „Problemverursacher" zu entfalten und empfundene Missstände zu skandalisieren. In Kampagnen angesprochene Unternehmen sollen durch diesen öffentlichen Druck zur Unterlassung angeprangerter Marktpraktiken bewegt werden, politische Akteure zur stärkeren Regulierung von Märkten.

Die Wirkung von Kampagnen kann auf interne Organisationsressourcen und externe Umweltfaktoren zurückgeführt werden. Als interne Ressourcen sind bei FW ein hohes Maß an Professionalisierung sowie enge soziale Kontakte zu Journalisten zu nennen, die Informationen von FW aufgreifen und über Kampagnen berichten. Der Aufruf an individuelle Verbraucher zur Unterstützung von Kampagnen dient hingegen als symbolische Munition, um Forderungen zu untermauern. Als externe Faktoren sind gesellschaftliche (z. B. die Sensibilisierung der Verbraucher für Fragen der Lebensmittelsicherheit) und politische Opportunitäten in Rechnung zu stellen. Schließlich beeinflussen externe Schocks wie Lebensmittelskandale den Einfluss von FW-Kampagnen.

Für Unternehmen besteht das Drohpotenzial von Kampagnen weniger in direkten materiellen Verlusten – anders als einige soziale Bewegungen oder Umweltorganisationen verzichtet FW auf direkte Boykottaufrufe. Ihr Wirkungspotenzial liegt vielmehr im drohenden Reputationsverlust der angesprochenen „Gegner". Die medial inszenierten und medial verbreiteten Botschaften zielen auf die normativen Erwartungen der Marktöffentlichkeit (Konsumenten, Mitbewerber, Investoren) ab. FW zieht die Marktpraktiken einzelner Unternehmen heran, um

darauf aufbauend die Marktpraktiken der Lebensmittelbranche insgesamt sowie in jüngster Zeit auch einiger Banken als „Werbelügen", „Etikettenschwindel" oder „systematische Täuschung von Verbrauchern" darzustellen. Dementsprechend bemühen sich Unternehmensverbände als Vertreter der Angebotsseite, diesen medialen Angriffen eigene Strategien zur Beeinflussung der Marktöffentlichkeit entgegenzusetzen. Auch Unternehmen reagieren auf einen möglichen Reputationsverlust mit medialen Stellungnahmen. Kampagnen führen in der Folge vielfach zu öffentlichen Auseinandersetzungen um die Glaubwürdigkeit von Unternehmen und Marktbranchen, die die Erwartungen von Unternehmen, aber auch von Konsumenten beeinflussen können. Wird FW von Unternehmen als Vertretung von Konsumenten wahrgenommen und die gestellten Forderungen – zumindest als Teil – der Legitimationserwartungen „der Gesellschaft" oder „der Investoren" interpretiert, kann im Anschluss an den soziologischen Neoinstitutionalismus davon ausgegangen werden, dass Unternehmen darum bemüht sein werden, ihre Legitimität durch öffentliche Bekundung und/oder die faktische Umsetzung von Forderungen zu bekräftigen.

FW-Kampagnen führten in einigen Fällen auch zu direkten Veränderungen von Unternehmensstrategien und Marktprodukten. Nach eigenen Angaben hat Foodwatch seit Beginn der Kampagne *abgespeist* im Jahr 2007 „37 Werbelügen vorgestellt und Protest-Aktionen gestartet, 4 Mal die Werbelüge des Jahres gekürt und [den] ‚Goldene[n] Windbeutel' verliehen […] [und] etwa 270.000 Verbraucherbeschwerden an die Hersteller verschickt" (Foodwatch 2012). Von den 37 angesprochenen Unternehmen haben 15 das angeprangerte Produkt vom Markt genommen oder ihre Rezeptur oder Werbung verändert (Foodwatch 2012). Über die Hintergründe dieses Vorgehens gibt exemplarisch die Reaktion des „Preisträgers goldener Windbeutel" von 2012 Aufschluss. Das Unternehmen hat auf den Angriff von FW mit der Rücknahme des Produktes reagiert. Die Unternehmensleitung begründet in einem Zeitungsinterview diesen Schritt folgendermaßen:

> *„Frage: Wie haben Sie auf die Kritik reagiert?*
> *Antwort: Wir haben das Produkt eingestellt und ab November gibt es einen neuen zuckerfreien Tee.*
> *Frage: Obwohl Sie Ihren Tee für sinnvoll halten?*
> *Antwort: Wir wollten die Verbraucher nicht verunsichern und wir wollten keinen Kampf in der Öffentlichkeit austragen. Die üble Nachrede ist immer stärker als der Werbeaufwand." (Tagesspiegel 11.11.2012).*

An diesem Beispiel zeigt sich, dass Unternehmen einem drohenden öffentlichen Reputationsverlust durch die Aufnahmen von Forderungen entgegnen. Stärker als

die Gefahr materieller Verluste scheint die Gefährdung der Reputation ein starker Vulnerabilitätsfaktor von Unternehmen zu sein. Dass gerade ein drohender Verlust von Reputation von Unternehmen als erhebliche Gefahr wahrgenommen wird, zeigen auch einige empirische Studien der sozialen Bewegungsforschung. So finden sich bei King und Soule (2007) zahlreiche Belege dafür, dass Unternehmen auf eine Gefährdung ihrer Reputation mit der Aufnahme von Forderungen reagieren. Auch wenn bislang unklar bleibt, welche Faktoren die variierenden Reaktionen von Unternehmen auf Kampagnen erklären,[8] werden Kampagnen von einigen Unternehmen als gravierende Herausforderung ihrer Reputation interpretiert.

Schließlich können Kampagnen und öffentlich ausgetragene Kämpfe Krisen in ganzen Marktsegmenten vertiefen. Dies ist dann wahrscheinlich, wenn sich eine Reihe weiterer Organisationen zur Unterstützung sozialer Proteste findet und diese auf eine gewisse kulturelle Resonanz in der Bevölkerung treffen (*frame resonance*). Gerade nach externen Schocks, wie der Finanz- oder der BSE-Krise, können diese Strategien den politischen Handlungswillen bestärken, tiefgreifende Eingriffe in bestehende Marktsegmente vorzunehmen. Ein aktuelles Beispiel, wie externe Schocks zusammen mit einem Veränderungswillen von Politik einzelne Märkte herausfordern, kann an der politisch eingeleiteten „Energiewende" nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima abgelesen werden. Skandalisierende Kampagnen können nicht nur die Vulnerabilität einzelner Unternehmen, sondern auch ganzer Marktsegmente erhöhen.

Kampagnen- und Öffentlichkeitsarbeit werden von FW vielfach mit politischen Forderungen versehen. Um diesen Forderungen eine gewisse „Legitimität" zu verleihen, nutzt FW einerseits die Mobilisierung von Verbrauchern über „Mitmach-Aktionen", in denen Konsumenten zur Teilnahme an politischen Forderungen im Rahmen sogenannter „Online-Petitionen" aufgefordert werden. Andererseits wird die Anzahl der Fördermitglieder herangezogen, um die Stellvertreterrolle von Konsumenten im politischen Raum zu begründen. Darüber hinaus betreibt FW politisches Lobbying und unterhält soziale Kontakte zu zahlreichen politischen Akteuren (Janning 2011). Dass sich FW mit dieser Strategie eine politische Stellvertreterrolle von Konsumenten erkämpft hat, zeigt sich unter anderem daran, dass die Organisation auch formell im Rahmen von Gesetzesvorhaben zu Stellungnahmen aufgefordert wird (vgl. für Beispiele Janning 2011, S. 220f.). Anders als der vzbv ist die Beteiligung von FW an der Ausgestaltung formaler Marktregeln aber nicht institutionalisiert. Die öffentliche Verbreitung von „Gegenexpertisen" zu staatlichen und unternehmensnahen Stellen auf Grundlage der Stellvertreterrolle

8 So zeigen die Ergebnisse keinen linearen Zusammenhang zwischen Protestgröße und der Reaktion von Unternehmen (FW 2012).

scheint aber gerade in Zeiten einer stärker am Einbezug der „Zivilgesellschaft" orientierten Politik ein Mittel, um an Gesetzgebungsprozessen beteiligt zu werden (Leggewie 2006, S. 155f.).

Die Verbreitung von „Gegenexpertise" durch Kampagnen und Pressearbeit bezieht sich einerseits auf die kulturelle Einbettung von Märkten. Sie zielt auf die Veränderung der Sichtweise von Marktteilnehmern und Marktöffentlichkeit (Investoren, Journalisten). Andererseits werden hierdurch Ansprüche auf einen Einbezug von FW in politische Prozesse der Marktregulierung gestellt. Unternehmen und Politik werden von FW direkt für Missstände auf Märkten verantwortlich gemacht und öffentlich angeprangert. In dieser Art der Kampagnenführung und der Formulierung von politischen Forderungen zeigt sich exemplarisch der konflikthafte Ansatz einer VO. Im Gegensatz zu Utopia sollen Forderungen nicht mit den „Gegnern" umgesetzt werden, sondern durch öffentliche und Mitgliedermobilisierung gegen sie. Konfliktive Strategien zielen darauf ab, die Erwartungen von Unternehmen, Politik und Investoren über öffentliche Mobilisierung derart zu verändern, dass Unternehmen die Forderungen von VO aufgreifen.

4 Verbraucherorganisationen und die Resilienz und Vulnerabilität von Markterwartungen

In den vorangegangenen Ausführungen wurde argumentiert, dass die dauerhafte Reproduktion von Märkten in entscheidender Weise davon abhängt, dass Konsumenten und Unternehmen stabile Erwartungsstrukturen ausbilden. Die Neuere Wirtschaftssoziologie hat mit dem Konzept der sozialen Einbettung einige strukturelle, institutionelle und kulturelle Rahmenbedingungen identifiziert, die der Konstitution und Funktionsweise von Märkten zugrunde liegen. Weit weniger wurde in diesem Forschungsstrang untersucht, wie Marktakteure auf eine Veränderung sozialer Strukturen reagieren. Die Fähigkeit von Marktakteuren, sich auf veränderte Umweltbedingungen einzustellen, kann auf der Akteursebene als soziale Resilienz von Märkten gefasst werden. Nur wenn Marktakteure ihre Erwartungen an veränderte Umweltbedingungen in „geeigneter" Weise anpassen, können sich Märkte dauerhaft reproduzieren. Demgegenüber stellt die Herausforderung eingespielter Markterwartungen von Unternehmen und Konsumenten einen zentralen Vulnerabilitätsfaktor von Märkten dar. Eingespielte Markterwartungen werden dann infrage gestellt, wenn sich die strukturellen, institutionellen, kulturellen und technischen Rahmenbedingungen von Märkten verändern und Akteure sich nicht in „adäquater" Weise an diese Veränderungen anpassen. Auch direkte Angriffe

von VO auf die Reputation von Unternehmen oder veränderte Erwartungen von Investoren und Konsumenten sind als Vulnerabilitätsfaktoren von Märkten zu kennzeichnen.

In den vorangegangenen Ausführungen wurde der Blick auf die Strategien von Verbraucherorganisationen gerichtet und ihr Bezug zu den Erwartungen von Unternehmen und Konsumenten analysiert. Sechs Strategien von Verbraucherorganisationen wurden hierbei herausgearbeitet: Verbraucherinformation, Verbraucherbildung, Unternehmensdialog, juristische Strategien (Abmahnungen und Verbandsklagen), politische Strategien (Beteiligung an Gesetzesvorhaben und Lobbying) und skandalisierende Kampagnen. Eine Übersicht der Strategien ausgewählter Verbraucherorganisationen in Deutschland gibt die folgende Tabelle (Tab. 1).

Tabelle 1 Strategien von Verbraucherorganisationen

Strategien	Utopia	Stiftung Warentest	Vz/vzbv	Foodwatch
Verbraucherinformation	ja	ja	ja	
Verbraucherbildung	teilweise	teilweise	ja	
Unternehmensdialog	ja	ja		
Juristische Strategien			ja	
Politische Strategien			ja (institutionalisiert)	ja (informell)
Kampagnen			teilweise	ja
Generelle Ausrichtung der Strategie	kooperativ	neutral	konflikthaft	konflikthaft

Quelle: eigene Darstellung aus Nessel 2014

Verbraucherinformation, Unternehmensdialog und Verbraucherbildung sind als kooperative Strategien von VO zu kennzeichnen, die sich auf die Steigerung der Resilienz von Unternehmen oder Konsumenten beziehen. Demgegenüber stellen juristisch-politische Strategien und skandalisierende Kampagnen konfliktive Strategien dar, die auf eine Veränderung von Märkten zugunsten von Verbrauchern und gegen Unternehmen abzielen und hierdurch die Vulnerabilität insbesondere von Unternehmen erhöhen. Die genannten Strategien werden in den abschließenden Ausführungen in Beziehung zu den Markterwartungen von Unternehmen und Konsumenten gesetzt.

Die Strategie der *Verbraucherinformation* hat weitgehend eine stabilisierende Wirkung auf die Erwartungen *von Konsumenten*. Die STW beansprucht, durch

vergleichende Warentests eine „objektive" Darstellung der Qualitätseigenschaften von Produkten und Dienstleitungen vorzunehmen. In gleicher Weise richtet sich die präventive Verbraucherberatung der Vz auf eine Vorstrukturierung und Bewertung von Marktobjekten, jedoch vor dem Hintergrund der individuellen sozialen und finanziellen Situation von Konsumenten. Utopia richtet die Bewertung von Marktangeboten auf den Aspekt der Nachhaltigkeit. Anders als die STW oder die Vz werden Marktobjekte hierbei nicht von Experten, sondern von Mitgliedern der Organisation bewertet. Die Informationsstrategie aller drei Organisationen reduziert die Unsicherheit von Konsumenten hinsichtlich der Qualitätseigenschaften von Marktobjekten. Die in den einzelnen Publikationsorganen der drei Organisationen vermittelten Informationen adressieren darüber hinaus das Marktwissen von Konsumenten (Nullmeier 2002). Dieses Marktwissen kann als *Verbraucherbildung* charakterisiert werden. Verbraucherbildung bezieht sich auf Konsum- und Alltagskompetenzen, die Marktakteure nutzen können, um sich an veränderte Rahmenbedingungen von Märkten anzupassen. Geht man mit Hirschmann (1970) davon aus, dass enttäuschte Erwartungen von Konsumenten über die Qualität von Produkten und Dienstleistungen Märkte destabilisieren, tragen die genannten Strategien dazu bei, Märkte über die Steigerung der Resilienz von Konsumenten auf der Akteursebene zu stabilisieren. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass durch Verbraucherinformation und Verbraucherbildung nicht alle Konsumenten erreicht werden. Die Ergebnisse vergleichender Warentests werden insbesondere von Konsumenten mit hohem ökonomischen und kulturellen Kapital zur Kenntnis genommen (Silberer und Raffée 1984). Und auch die Zielgruppe von Utopia ist eher einer „Avantgarde aus dem grünen Milieu" zuzurechnen (Nessel 2014). Zumindest für die STW wurde allerdings gezeigt, dass vergleichende Warentests indirekt einen Qualitätswettbewerb auf Märkten anregen und über weitere Medien auch Konsumenten erreichen, die keine Testzeitschriften beziehen (Silberer und Raffée 1984; Schrader 2008). Hierdurch können sich Wirkungen für die Resilienz von Märkten auf der Systemebene ergeben, jedoch mit den genannten Einschränkungen einer Ungleichverteilung von Marktchancen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen.[9]

Unternehmensdialoge bezeichnen die Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und VO in gemeinsamen Projekte und die Förderung des konstruktiven Dialoges zwischen Konsumenten und Unternehmen. Von Unternehmen können die von VO bereitgestellten Informationen herangezogen werden, um die Unsicherheit bzgl. Konsumenteninteressen zu vermindern. Die Rückmeldungen der STW und der durch Utopia initiierten Unternehmensdialoge stellen für Unternehmen ein Pris-

9 Eine Analyse des Zusammenhanges zwischen den Strategien von VO, der Resilienz von Markterwartungen und sozialer Ungleichheit würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Hinweise darauf finden sich in Nessel (2014).

ma gegenwärtiger und zukünftiger Konsuminteressen dar. Unternehmen erhalten durch die Beobachtung von Experten- (STW) und Konsumentenurteilen (Utopia) wichtige Hinweise für die Festlegung ihrer Unternehmensstrategien. Wie Hirschman (1970) plausibel argumentiert hat, stellt gerade das Voice der Konsumenten wichtige Hinweise zur Optimierung von Unternehmensstrategien bereit. Indem kooperative VO wie Utopia das Voice von Konsumenten kanalisieren, wird die Wirkkraft dieser Strategie erhöht. Alle genannten kooperativen Strategien stabilisieren die Erwartungen all jener Konsumenten und Unternehmen, die Verbraucherbildung und -information sowie die Zusammenarbeit mit VO wahrnehmen.

Konfliktive Strategien erhöhen hingegen die Vulnerabilität von Märkten, indem sie die Handlungserwartungen von Unternehmen herausfordern und die Unsicherheit über zukünftige Handlungsstrategien erhöhen. So können politisch-juristische Strategien direkte Auswirkungen auf den Ressourcenfluss und die Handlungsstrategien einzelner Marktteilnehmer haben. Insbesondere Abmahnungen und Verbandsklagen sind für kleinere Unternehmen mit finanziellen Risiken verbunden. Juristische und politische Strategien zur Veränderung der politischen Einbettung von Märkten stellen hingegen die Planungssicherheit von Unternehmen infrage. Werden Garantierechte verschärft, Marktpraktiken verboten oder ganz allgemein: der Verbraucherschutz erhöht, verändert sich die politische Einbettung von Märkten. Wie Untersuchungen der Wirtschaftssoziologie gezeigt haben, beeinflusst die politische Einbettung von Märkten die Handlungsstrategien von Unternehmen und die Formen des Marktwettbewerbs (z. B. Bourdieu 2005; Fligstein 2001). Gerade die Unsicherheit über die Entwicklung von Marktregulierungen erhöht die Unsicherheit von Unternehmen bei der Festlegung zukünftiger Handlungsstrategien. Und auch potenzielle Investoren werden bei Unsicherheit über rechtliche Entwicklungen eher zurückhaltend bei Investitionen sein.

Noch stärker als politisch-juristische Strategien erhöhen Kampagnen die Vulnerabilität von Unternehmen. Skandalisierende Kampagnen zielen darauf ab, Marktpraktiken von Unternehmen in der Öffentlichkeit zu skandalisieren. Die öffentliche Infragestellung von Unternehmen ist mit der Gefahr des Reputationsverlustes verbunden. Angriffe auf die Reputation von Unternehmen können eingespielte Erwartungen von Konsumenten herausfordern und zur Verringerung von Verkäufen führen (King und Soule 2007). Auch müssen Unternehmen damit rechnen, dass durch skandalisierende Kampagnen ihr Status in den Augen von Investoren negativ beeinflusst wird. Dass Kampagnen gegen Unternehmen einen Vertrauensverlust von Konsumenten und Investoren zur Folge haben können, wurde von King und Soule (2007) gezeigt. Wie die Autoren in einer empirischen Studie nachweisen, reagieren die Aktienkurse „angegriffener“ Unternehmen auf negative Presseberichte infolge von Kampagnen sozialer Bewegungen. Nicht ver-

wunderlich ist daher, dass einige Unternehmen auch äußerst sensitiv auf Kampagnen von VO reagieren. Die Gefahr des Reputationsverlustes veranlasst manche Unternehmen dazu, ihre Produkte vom Markt zu nehmen, Rezeptur oder Werbung zu verändern oder mit medialen Gegenangriffen zu reagieren. Wie die Reaktion von Unternehmen im Einzelnen ausfällt, ist bisher eine offene Forschungsfrage. Dass der Angriff auf ihre Reputation Unternehmen erheblich verletzt, kann im Anschluss an den soziologischen Neoinstitutionalismus argumentiert werden: Wie zahlreiche empirische und theoretische Beiträge dieses Forschungsstranges verdeutlichen, sind die „Überlebenschancen“ von Unternehmen an ihre „gesellschaftliche Legitimität gebunden“ (zusammenfassend Deephouse und Suchman 2008). Wird die gesellschaftliche Legitimität von Unternehmen durch Kampagnen herausgefordert, sind Unternehmen einer erhöhten Vulnerabilität ausgesetzt, die ihre „Überlebenschancen“ verringern.

Während Kampagnen einen Reputationsverlust für Unternehmen bedeuten, kann die Kooperation mit VO und die Aufnahme ihrer Forderungen ihre gesellschaftliche Legitimität erhöhen. Für die hier verfolgte Fragestellung ist davon auszugehen, dass Unternehmen die Beobachtung von VO und deren Forderungen proaktiv nutzen können, um schleichende Reputationsverluste oder sich wandelnde kulturelle Erwartungen zu antizipieren. In diesem Sinne wirken die Forderungen von VO als Früherkennungsmechanismus, um mögliche Krisen des Unternehmenshandelns und dessen Akzeptanz bei Investoren und Konsumenten zu erkennen. Die Problematisierung von Marktpraktiken durch VO kann auch für ganze Branchen resilienzfördernd wirken. Werden VO als Stellvertreter von Konsumenteninteressen wahrgenommen, sind Angriffe auf einzelne Unternehmen ein Signal für weitere Unternehmen, ihre Unternehmensstrategien auf mögliche Akzeptanzprobleme bei Konsumenten oder auf Probleme in der technischen und sozialen Umsetzung von Produktionsentscheidungen hin zu durchleuchten. Dass sich Unternehmen in der Festlegung ihrer Unternehmensstrategien durchaus an VO orientieren, wurde in der deutschsprachigen Forschung bisher nur am Beispiel der STW gezeigt (Raffée und Silberer 1984; Schrader 2008). Unternehmen orientieren sich bei der Entwicklung neuer Marktprodukte vielfach an den Ergebnissen vergleichender Warentests. Vielfach antizipieren sie Testmethoden, um ihre Produkte vorab daran auszurichten. Dieses Vorgehen liegt darin begründet, dass negative Testurteile zu einem starken Absatzrückgang von Produkten und Dienstleistungen führen (Raffée und Silberer 1984). Negative Testurteile erhöhen die (finanzielle) Vulnerabilität von Unternehmen erheblich. Die Zertifizierung der Unternehmensstrategien durch externe Akteure wie NGOs oder VO stellen für Unternehmen aber auch eine Ressource bereit, um ihre gesellschaftliche Legitimität zu erhöhen (vgl. am Beispiel von NGOs Münch 2008). Die STW und Utopia stellen in diesem Sinne Marktinstanzen zur Zertifizierung

von Marktprodukten und Unternehmensstrategien dar. Die externe Zertifizierung von Unternehmen reduziert die Unsicherheit von Konsumenten über die Qualität von Produkten (Karpik 2010). Sie ermöglicht Unternehmen zugleich, Unsicherheit über die Akzeptanz neuer Produkte oder Managementstandards zu reduzieren. Die Beobachtung von VO stellt für Unternehmen, ähnlich wie die Beobachtung ihrer Konkurrenten (z. B. White 2000), eine Ressource bereit, um ihre Resilienz gegenüber Umweltveränderungen zu erhöhen.

Diese Beobachtungen und insbesondere die Zusammenarbeit mit VO können dazu beitragen, dass Unternehmen Unsicherheiten antizipieren und angemessene Handlungsstrategien hierauf entwickeln können. Auf Seiten der Konsumenten trägt die Verbraucherbildung dazu bei, soziale Lernprozesse anzuregen und ihr Wissen über Märkte und Produkte zu erhöhen. Die gegenseitige Beobachtung von Marktakteuren sowie die Fähigkeit, sich Veränderungen der strukturellen, institutionellen, kulturellen, aber auch technischen Umwelt anzupassen, stellen auf der Akteursebene Mechanismen zur Erhöhung der Resilienz von Märkten dar. Demgegenüber können die Problematisierung von Marktpraktiken und politisch-juristische Strategien zur Erhöhung der Vulnerabilität von Unternehmen führen. Skandalisierende Kampagnen und juristische und regulative Maßnahmen können dazu beitragen, den Niedergang ganzer Marktsegmente zu forcieren. Der Niedergang von Märkten wird dann wahrscheinlich, wenn exogene Krisen mit politischem Handlungswillen zusammenfallen und die Erwartungen der Marktöffentlichkeit (Mitbewerber, Konsumenten, Investoren) negativ beeinflussen. Konfliktive Strategien von VO können politische Eingriffe in Märkte weiter motivieren und Investitionen seitens der Konsumenten und Investoren verhindern. Inwieweit kooperative und konfliktive Strategien von VO, aber auch anderer kollektiver Akteure die Systemresilienz von Märkten insgesamt beeinflussen, ist in weiteren Studien genauer zu klären. Die Ergebnisse dieses Beitrages legen nahe, dass die Vulnerabilität von Märkten dann erhöht wird, wenn Konsumenten und Investoren *massenhaft* durch konfliktive Strategien von VO in ihren Erwartungen verunsichert werden. Demgegenüber scheinen kooperative Strategien von VO dann zur Resilienz von Märkten beizutragen, wenn Unternehmen und Konsumenten im Rahmen von Verbraucherinformation, Verbraucherbildung und Unternehmensdialogen Veränderungen der sozialen und technischen Einbettung von Märkten antizipieren und ihre Erwartungen hierüber stabilisieren.

Literatur

Aspers, P., & Beckert, J. (2008). Märkte. In A. Maurer (Hrsg.), *Handbuch der Wirtschaftssoziologie* (S. 225-246). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Beckert, J. (1996). What is Sociological about Economic Sociology? Uncertainty and the Embeddedness of Economic Action. *Theory and Society 25*, S. 803-840.

Beckert, J. (2010). How Do Fields Change? The Interrelations of Institutions, Networks, and Cognition in the Dynamics of Markets. *Organization Studies 31* (5), S. 605-627.

Beckert, J., Diaz-Bone, R., & Ganßmann, H. (2007). Einleitung: Neue Perspektiven für die Marktsoziologie. In J. Beckert, R. Diaz-Bone & H. Ganßmann (Hrsg.), *Märkte* als *soziale Strukturen (S. 19-39).* Frankfurt a. M.: Campus.

Benner, E., & Weiser, B. (2009). Verbraucherberatung als Instrument einer Verbraucherpolitik in der Sozialen Marktwirtschaft. *DIW Vierteljahresheft zur Wirtschaftsforschung 78* (3), S. 144-159.

Bourdieu, P. (2005). *The Social Structures of the Economy*. Cambridge: Polity Press.

Diaz-Bone, R. (Hrsg.). (2011). *Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Campus.

Deephouse, D. L., & Suchman M. (2008). Legitimacy in organizational institutionalism. In R. Greenwood, C. Oliver, R. Suddaby & K. Sahlin-Andersson (Hrsg.), *The Sage Handbook of Organizational Institutionalism* (S. 49-77). London u. a.: SAGE

DiMaggio, P., & Powell, W. (1983). The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields. *American Sociological Review 48* (4), S. 147-160.

Engels, A. (2011). Wirtschaft und Rationalität im Neo-Institutionalismus. In A. Maurer & U. Schimank (Hrsg.), *Die Rationalitäten des Sozialen* (S. 113-133). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Fligstein, N. (2001). *The Architecture of Markets. An Economic Sociology for the Twenty-first Century Capitalist Societies*. Princeton: Princeton University Press.

Foodwatch (2012). Bilanz: 5 Jahre abgespeist.de – die foodwatch-Kampagne gegen legale Verbrauchertäuschung. http://www.foodwatch.org/uploads/media/Pressematerial_abgespeist-Bilanz_Zusammenfassung_2012-11-22.pdf. Zugegriffen: 28. März 2014.

Granovetter, M. (1974). *Getting a Job: A Study of Contacts and Careers*. Chicago: University of Chicago Press.

Granovetter, M.. (1985). Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. *The American Journal of Sociology 91* (3), S. 481-510.

Hirschman, A. O. (1970). *Exit, Voice, and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*. Harvard: Harvard University Press.

Janning, F. (2005). Konjunkturen der Konsumentenmacht. Politische Gelegenheitsstrukturen in der deutschen Verbraucherschutzpolitik. *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 18* (4), S. 30-40.

Janning, F. (2011). *Die Spätgeburt eines Politikfeldes. Die Institutionalisierung der Verbraucherschutzpolitik in Deutschland und im internationalen Vergleich*. Baden-Baden: Nomos.

Karpik, L. (2010). *Mehr Wert. Die Ökonomie des Einzigartigen*. Frankfurt a. M.: Campus.

King, B., & Soule, S. (2007). Social Movements as Extra-Institutional Entrepreneurs: The Effect of Protest on Stock Price Returns. *Administrative Science Quarterly 52*, S. 413-442.

Kleinschmidt, C. (2010). Comparative Consumer Product Testing in Germany. *Business History Review 84*, S. 105-124.

Leggewie, C. (2006): Deliberative Demokratie – Von der Politik-zur Gesellschaftsberatung (und zurück). In S. Falk, D. Rehfeld, A. Römmele & M. Thunert (Hrsg.), *Handbuch Politikberatung* (S. 152-160). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Maurer, A., & Schmid, M. (Hrsg.). (2003). *Ökonomischer und soziologischer Institutionalismus*. Marburg: Metropolis.
Meyer, J., & Rowan, B. (1977). Institutionalized Organizations: Formal Structure as Myth and Ceremony. *American Journal of Sociology 83* (2), S. 340-363.
Münch, R. (2008). Jenseits der Sozialpartnerschaft. Die Konstruktion der sozialen Verantwortung von Unternehmen in der Weltgesellschaft. In A. Maurer & U. Schimank (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Unternehmen – Die Unternehmen der Gesellschaft* (S. 163-190). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Mützel, S. (2010). Koordinierung von Märkten durch narrativen Wettbewerb. In J. Beckert & C. Deutschmann (Hrsg.), *Wirtschaftssoziologie*. (SH 49 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie) (S. 87-106). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Mützel, S., & Fuhse, J. (2010). Einleitung: Zur relationalen Soziologie. Grundgedanken, Entwicklungslinien und transatlantische Brückenschläge. In S. Mützel & J. Fuhse (Hrsg.), *Rationale Soziologie – Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung (S.* 7-37). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Nessel, S. (2012a). Der Lebensmittelmarkt als soziales Feld. Theoretische Erweiterungen der Feldanalyse zur Untersuchung von Märkten, In S. Bernhard & C. Schmidt-Wellenburg (Hrsg.), *Feldanalyse als Forschungsprogramm*. 2 Bde. (S. 59-81). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Nessel, S. (2012b). Ethisches Investment, Islamic Finance und politische Fonds. Eine Analyse multipler Entscheidungsrationalitäten auf Finanzmärkten. In K. Kraemer & S. Nessel (Hrsg.), *Entfesselte Finanzmärkte. Soziologische Analysen des modernen Kapitalismus* (S. 281-308). Frankfurt a. M.: Campus.
Nessel, S. (2014). *Verbraucherorganisationen und Märkte. Eine wirtschaftssoziologische Untersuchung.* Dissertation Universität Graz (im Erscheinen).
Nullmeier, F. (2002). Demokratischer Wohlfahrtsstaat und das neue Marktwissen. In Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Gut zu Wissen – Links zur Wissensgesellschaft* (S. 97-111). Münster: Westfälisches Dampfboot.
Podolny, J. (2001). Networks as the Pipes and Prisms of the Market. *American Journal of Sociology 107* (1), S. 33-60.
Polanyi, K. (1947). *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Priddat, B. P. (2012). *Vertrauen, Wissen, Nichtwissen – Bank-Kunden-Beziehungen in der Finanzkrise*. Frankfurt a. M.: Campus.
Raffée, H., & Silberer, G. (Hrsg.). (1984). *Warentest und Unternehmen*. Frankfurt a. M.: Campus.
Schmid, M. (2008): Soziale Einbettung und ökonomisches Handeln. In A. Maurer & U. Schimank (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Unternehmen – Die Unternehmen der Gesellschaft* (S. 78-101). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Schrader, U. (2008). Transparenz über *Corporate Social Responsibility* (*CSR*) als Voraussetzung für einen Wandel zu nachhaltigerem Konsum. In Hellmuth Lange (Hrsg.), *Nachhaltigkeit als radikaler Wandel. Die Quadratur des Kreises?* (S. 149-166). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
(STW) Stiftung Warentest (Hrsg.). (2012). *Jahresbericht 2012*. Berlin: Stiftung Warentest.

Strünck, C. (2012). Amerikanisierung der Verbraucherbewegung? Wie Foodwatch die Interessenvermittlung verändert. In C. Fraune & K. Schubert (Hrsg.), *Grenzen der Zivilgesellschaft. Empirische Befunde und analytische Perspektiven* (S. 189-205). Münster: Waxmann.

Swedberg, R. (1994). Markets in Society. In N. J. Smelser & R. Swedberg (Hrsg.), *The Handbook of Economic Sociology* (S. 233-253). Princeton: Princeton University Press.

Tagesspiegel (2012). *„Auch der Ruder-Achter isst Babybrei". Interview von Heike Jahberg mit Claus Hipp*. http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/claus-hipp-im-interview-auch-der-ruder-achter-isst-babybrei/7375406.html. Zugegriffen: 28. März 2014.

(vzbv) Verbraucherzentrale Bundesverband 2012. Übersicht der Verfahren Fluggastrechte. http://www.vzbv.de/cps/rde/xbcr/vzbv/fluggastrechte_verfahren_vzbv.pdf. Zugegriffen: 28. März 2014.

(vzbv) Verbraucherzentrale Bundesverband 2013. Verfahren des vzbv zu Kostenfallen im Internet. http://www.vzbv.de/cps/rde/xbcr/vzbv/Kostenfallen_im_Internet.pdf. Zugegriffen: 28. März 2014.

von Lüde, R., & von Scheve, C. (2012). Rationalitätsfiktionen des Anlageverhaltens auf Finanzmärkten. In K. Kraemer & S. Nessel (Hrsg.), *Entfesselte Finanzmärkte. Soziologische Analysen des modernen Kapitalismus* (S. 309-326). Frankfurt a. M.: Campus.

Weber, M. (1980). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr.

White, H. (1981). Where Do Markets Come From? *American Journal of Sociology 87* (3), S. 517-547.

White, H. (2000). Modeling Discourse in and around Markets. *Poetics 27* (2), S. 117-135.

White, H., & Godart, F. (2007). Märkte als soziale Formationen. In J. Beckert, R. Diaz-Bone & H. Ganßmann (Hrsg.), *Märkte als soziale Strukturen* (S. 197-216). Frankfurt a. M.: Campus.

Zelizer, V. (1983). *Morals and Markets: The Development of Life Insurance in the United States*. New Brunswick.

Zukin, S., & DiMaggio, P. (1990). Introduction. In S. Zukin & P. DiMaggio (Hrsg.) *Structures of Capital: The Social Organization of the Economy* (S. 1-35). Cambridge: Cambridge University Press.

Resilienzpotenziale traditioneller Lebensmittelhändler in Dhaka vor dem Hintergrund aufkommender Supermärkte

Markus Keck

1 Einleitung

Der Lebensmittelhandel in Dhaka war lange Zeit geprägt von einer Vielzahl kleiner inhabergeführter Geschäfte, bis im Jahr 2001 die erste Supermarktkette eröffnete. Seither wandelt sich der städtische Markt für Lebensmittel in Bangladesch rasant. Eigenen Erhebungen zufolge gibt es momentan (Dezember 2012) neun Supermarktketten, die in Dhaka zusammen 69 Filialen betreiben. Zusätzlich existieren weitere 27 Einzelgeschäfte, die ebenfalls zur Kategorie Supermarkt[1] gerechnet werden müssen. Damit stieg die Anzahl der Supermärkte in der Landeshauptstadt allein zwischen 2007 und 2012 von 22 auf 96 um den Faktor 4,4. Laut Betreibern und Politik verfügen Supermärkte über enormes Potenzial – nicht nur für eine Restrukturierung der Märkte in Dhaka, sondern auch für die Modernisierung der Landwirtschaft und die Bekämpfung der Armut im Land. Durch den Verzicht auf Zwischenhändler und den Einsatz neuer Technologien könnten Supermärkte effizienter wirtschaften als traditionelle Basare[2], wovon Konsumenten und Produzenten gleichermaßen profitierten. Denn während Konsumenten von den Preisaufschlägen der Zwischenhändler befreit würden, erhielten Kleinbauern durch die vertragliche Bindung an Supermärkte Zugang zu neuen Absatzmärkten und hätten über die damit

1 Der Begriff „Supermarkt" wird als Kürzel für großflächige Selbstbedienungsläden mit beachtlicher Sortimentbreite in den Bereichen Lebensmittel, Hygieneartikel und Haushaltswaren verwendet. Unterschiede hinsichtlich der Verkaufsflächen (z. B. Hypermärkte vs. Neighbourhood Stores) oder dominanter Preissegmente (z. B. Discounter vs. Convenience Stores) werden nicht gemacht.

2 Unter „Basar" werden im Folgenden alle unter freiem Himmel stattfindenden Märkte des Groß- und Einzelhandels verstanden, die mit ihrer Vielzahl an Ständen die Menschen Dhakas mit Lebensmitteln versorgen. Zum Zweck der Abgrenzung gegenüber Supermärkten wird synonym auch von „traditionellen" Märkten gesprochen.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen,*
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_8, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

verbundenen Lernprozesse die Möglichkeit, ihre Geschäftstätigkeit auszuweiten. Darüber hinaus leisteten Supermärkte einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der Nahrungssicherheit, die mittels gepflegter Räumlichkeiten, des bereitgestellten Serviceangebots und der hohen Hygienestandards bewerkstelligt würden.

Das wichtigste Sprachrohr für die Verbreitung dieser Sichtweise ist der Verband bangladeschischer Supermarktbetreiber BSOA (Bangladesh Supermarket Owners Association), in der alle großen Supermarktketten des Landes vertreten sind. Zum Erreichen ihrer Ziele setzt die BSOA auf enge Kontakte zu Ministerien, Behörden und Nichtregierungsorganisationen. Diese Verbindung ist keine Einbahnstraße, denn auch der Staat hat ein Interesse am Prosperieren der neuen Einzelhändler, profitiert er doch vom Abführen der Mehrwertsteuer. Da auf traditionellen Einzelhandelsmärkten für gewöhnlich keine Mehrwertsteuer anfällt, bedeutet die Verbreitung von Supermärkten auch eine Zunahme staatlicher Einnahmen. Neben politischen Lobbytätigkeiten führt die BSOA öffentlichkeitswirksame Kampagnen durch und arbeitet dabei eng mit Vertretern der Printmedien zusammen. Neben kurzen Artikeln zu Neueröffnungen von Supermärkten oder Filialen finden sich daher auch immer wieder Essays und längere Reportagen zum Thema in einschlägigen Tageszeitungen. Die Beiträge zeichnen ein unmissverständliches Bild von der Überlegenheit von Supermärkten gegenüber Basaren. Vor diesem Hintergrund rückt der traditionelle Lebensmittelhandel zunehmend ins Visier öffentlicher Kampagnen zur Verbesserung städtischer Nahrungssicherheit und Hygiene. Hierbei werden Basare vorschnell für die Unzulänglichkeiten des aktuellen Systems verantwortlich gemacht, während ihre Bedeutung für die Versorgung der Stadt völlig außer Acht gelassen wird.

Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, eine Gegenposition zu dieser Sicht der Dinge zu entwickeln und aufzuzeigen, dass die Bereitstellung von Lebensmitteln in Dhaka auf traditionellem Wege vergleichsweise effizient funktioniert. Für diese Zwecke wird das Konzept der „sozialen Resilienz“ als Analyseinstrument von Märkten zur Anwendung gebracht. Nach der Darlegung des aktuellen Diskussionsstandes um den Begriff der Resilienz wird eine eigene Begriffsbestimmung vorgenommen, welche die Momente der Bewältigung, der Anpassung, der Entwicklung und der Veränderung umfasst und dabei besonderes Augenmerk auf die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen von Resilienz legt. Der Fokus der empirischen Fallstudie liegt auf dem Großhandel[3] mit frischem Fisch. Als Grundlage hierfür dienen eigene Daten, die im Zeitraum zwischen 2009 und 2013 im Rahmen zweier DFG-Projekte

3 Unter Großhändlern werden Wirtschaftsunternehmen verstanden, die sich auf den Absatz von Waren an Wiederverkäufer, Weiterverarbeiter, gewerbliche Verwerter oder Großverbraucher konzentrieren.

erhoben wurden.[4] Grundanliegen der Studie ist es, zu klären, wie die Handelsunternehmen in Dhaka mit den vielfältigen Risiken umgehen, die das reibungsfreie Betreiben ihres Geschäfts täglich aufs Spiel setzen. Hierzu zählen Umsatzverluste aufgrund von Zulieferausfällen als auch finanzielle Engpässe und unsichere Pachtverträge. Bei der Analyse wird zwischen konkreten Handlungsformen, persönlichen Netzwerkbeziehungen sowie der sozio-politischen Arena unterschieden, in die die Händler eingebettet sind.

2 Zum Begriff der sozialen Resilienz

Der Begriff der Resilienz hat seinen Ursprung in der Ökosystemforschung und wurde von Folke et al. (2010) als die Summe derjenigen Mechanismen von sozial-ökologischen Systemen verstanden, die diesen dazu verhelfen, ihren Fortbestand trotz widriger Umstände zu sichern, sich an mittel- und langfristige Umweltveränderungen anzupassen und sich in einer Weise zu entwickeln, die ihrer zukünftigen Funktionalität zuträglich ist (vgl. Holling 2001; Berkes et al. 2003; Walker und Salt 2006). Im Gegensatz zu einer solch systemischen Sichtweise richten die akteursorientierten Gesellschaftswissenschaften das Augenmerk auf die „soziale Resilienz" einzelner Menschen oder gesellschaftlicher Gruppierungen.

Die erste Definition von sozialer Resilienz wurde von Adger (2000, S. 361) vorgebracht, der sie als „ability of communities to withstand external shocks to their social infrastructure" verstand. Ähnlich wie in der Konzeption Hollings (1973) galt Resilienz als Fähigkeit eines (sozialen) Systems zur Beständigkeit. Dementsprechend lag der Fokus der Forschung auf denjenigen Kapazitäten, die Personen helfen, sich vor allen möglichen Katastrophen zu schützen. Ein ähnliches Verständnis vertraten auch Turner et al. (2003, S. 8075), die den Begriff der Resilienz in ihr Verwundbarkeitskonzept integrierten und ganz allgemein als Reaktionsfähigkeit von Akteuren gegenüber ihrer Umwelt verstanden. In dieser frühen Phase wies der Begriff der sozialen Resilienz noch eine deutliche Nähe zu verwandten

---

4 An dieser Stelle möchte ich der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) danken, die diese Projekte (http://www.megacities-megachallenge.org/dhaka2.php sowie http://www.megacities-megachallenge.org/dhaka 2a.php) im Rahmen des Schwerpunktprogramms 1233 „Megacities – Megachallenge" finanziert hat. Mein Dank gilt insbesondere Hans-Georg Bohle, Wolfgang-Peter Zingel, Benjamin Etzold, Shafique uz Zaman, Michael von Hauff und Christine Hobelsberger für die Zusammenarbeit. Außerdem möchte ich Shahidul Haque, Jannat Ara Tithy, Azmi Akter und dem Team der Alternative Movement for Resources and Freedom Society (AMRF) danken. Ohne sie alle wäre die Feldforschung so nicht möglich gewesen.

Termini aus der Verwundbarkeitsforschung auf, wie etwa dem der „Bewältigungsstrategien“ oder der „Anpassungsfähigkeit“. Autoren wie Kates und Clark (1996) oder Streets und Glantz (2000) machten jedoch schon früh darauf aufmerksam, dass dem Begriff der Resilienz ein grundsätzlich anderes Weltverständnis als dem der Verwundbarkeit zugrunde läge. Das Konzept der Resilienz stütze sich auf die Vorstellung einer Welt, die im steten Wandel begriffen ist. Vor diesem Hintergrund würden Momente von Unsicherheit und Krise nicht als Ausnahme, sondern als Normalzustand begriffen. Entsprechend verstehen Glavovic et al. (2003, S. 291) unter Resilienz auch „the capacity to absorb […] change – the ability to deal with surprises or cope with disturbances“.

In der darauffolgenden Zeit wurde das Konzept der sozialen Resilienz weiter konkretisiert. Für Pelling (2003, S. 48) z. B. wurde soziale Resilienz zu einem Produkt „of planned preparation undertaken in the light of a potential hazard, and of spontaneous or premeditated adjustments made in response to felt hazard, including relief and rescue“, und Cutter et al. (2008, S. 599) definierten den Begriff als „the ability of a social system to respond and recover from disasters“. Den Autoren zufolge umfasste dies dabei „those inherent conditions that allow the system to absorb impacts and cope with an event, as well as post-event, adaptive processes that facilitate the ability of the social system to re-organize, change, and learn in response to a threat“ (Cutter et al. 2008, S. 599). Sowohl Pelling (2003) als auch Cutter et al. (2008) unterstrichen damit diejenigen Befähigungen, die der Voraussicht und Vorsorge dienlich sind wie auch diejenigen, die es Personen ermöglichen, aus gefährlichen Ereignissen zu lernen, um für zukünftige Ereignisse besser gewappnet zu sein. Die Beachtung von Lerneffekten und von Prozessen positiver Rückkopplung gab in den Folgejahren die Richtung für mehrteilige Begriffsdefinitionen vor. Glavovic et al. (2003, S. 290f.) hatten schon früh geschrieben, dass die soziale Resilienz von Akteuren determiniert werde von „institutions […] and networks that enable people to access resources, learn from experiences and develop constructive ways of dealing with common problems“. Auf diesen Überlegungen aufbauend definierten Obrist et al. (2010, S. 289) soziale Resilienz als „capacity of actors to access capitals in order to – not only cope with and adjust to adverse conditions (that is, reactive capacity) – but also search for and create options (that is, proactive capacity) and thus develop increased competence (that is, positive outcomes) in dealing with a threat“.

Auch wenn die oben genannten Ausführungen von vielen als vielversprechend angesehen wurden, so war in jüngerer Zeit zum Teil harsche Kritik am Konzept der Resilienz und am Unterfangen seiner Übertragung auf gesellschaftliche Sachverhalte zu vernehmen. So schrieben Cannon und Müller-Mahn (2010, S. 623): „[T]he concept of resilience [is] inadequate and even false when it is being uncritically transferred to social phenomena“. Lorenz (2013) zufolge dürfe die Suche nach sozialer Resilienz

daher nicht allein bei den Betroffenen ansetzen. Von grundlegender Wichtigkeit seien vielmehr Fragen nach den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die letzten Endes über den Zugang von Menschen zu überlebenswichtigen Ressourcen entscheiden, die sie erst dazu befähigen, aus vergangenen Fehlern zu lernen und an Prozessen der Entscheidungsfindung teilzunehmen. Voss (2008, S. 45) macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass die vorherrschende Meinung unter Politikern, Wissenschaftlern und Praktikern darin besteht, anzunehmen, „that the pressure of an ‚objective' problem was enough to initiate solution oriented processes. This was based on a fundamental trust that all problems today or in the future could be successfully dealt with through technology and science […] in a cloud of apoliticalness". Diese Annahme stellte sich jedoch als falsch heraus. Denn Resilienz kann nicht rein objektiv betrachtet werden. Vielmehr setzt die Analyse von Resilienz ein Verständnis der kulturellen Werte, des historischen Kontextes, der ethischen Standpunkte und Interessen der involvierten Akteure voraus. Mit anderen Worten: „[R]esilience cannot be ‚seen from nowhere' (Cote und Nightingale 2012, S. 481). Welche Bedrohungen wahrgenommen werden und wie damit umgegangen wird, ist letzten Endes immer auch eine Machtfrage. Folgerichtig fordern in jüngster Zeit zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Fragen der Teilhabe und Chancengleichheit zum Kernanliegen einer sozialwissenschaftlichen Betrachtung von Resilienz zu machen (vgl. O'Brien et al. 2009; Davidson 2010; Béné et al. 2012; Keck und Sakdapolrak 2013; Brown 2014).

3 Zur Erforschung von sozialer Resilienz in Märkten

Auch wenn die klassischen Themenfelder der Resilienzforschung in den Bereichen Katastrophenschutz, Ressourcenmanagement und Anpassung an den Klimawandel liegen, so lassen sich die konzeptionellen Überlegungen zum Begriff der sozialen Resilienz – so die hier vertretene These – auch für eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Märkten fruchtbar einsetzen. Märkte werden hierbei nicht als abstrakter Mechanismus der Preisbildung, sondern im Sinne der neuen Wirtschaftssoziologie als (zum Teil lokalisierbare, zum Teil virtuelle) soziale „Felder" begriffen, welche eine Reihe von Akteuren umfassen, die in sich wiederholenden Mustern den Austausch von Waren organisieren und dabei bestrebt sind, das „Überleben" ihrer Unternehmen zu sichern (Fligstein 1996, 2001; Fligstein und Luke 2006). Ein solches Verständnis von Märkten fußt auf mindestens drei Annahmen, die an dieser Stelle erwähnt werden sollen (vgl. Smelser und Swedberg 2005):

1. In Märkten involvierte Akteure werden als sozial eingebettet verstanden. Sie treffen ihre Entscheidungen nicht auf der Grundlage individueller Kosten-Nutzen-Kalkulationen, sondern vor dem Hintergrund ihrer Einbindung in spezifische Netzwerke. Sie verfügen über direkte Geschäftskontakte (relationale Einbettung) und sind in einem größeren Verbund von Akteuren sozial positioniert (strukturelle Einbettung). Vor dem Hintergrund einer überkomplexen Umwelt orientieren sie sich in ihrer Organisationsweise in erster Linie an ihren Konkurrenten.
2. Wirtschaftliches Handeln dreht sich nicht um mehr oder weniger gut berechenbare Risiken, sondern in erster Linie um die Bewältigung fundamentaler Unsicherheiten. Vor dem Hintergrund unvollständiger Information sind Erwartungswerte von Nutzengewinn für Akteure nicht kalkulierbar. Als Folge dessen sind Akteure in ihrem Umgang mit Unsicherheiten auf gesellschaftliche Institutionen (Reglementierungen, Normen, Werte, kulturelle Sinnzuschreibungen, Weltbilder, Routinen etc.) angewiesen, die als kontingent, kontextspezifisch und pfadabhängig betrachtet werden müssen und nicht zwangsläufig zu effizienten Gesamtergebnissen führen. Vielmehr sind sie die Folge von fortwährenden Aushandlungsprozessen verschiedener Akteure in sozialen Feldern.
3. Die Herausbildung von Märkten und von bestimmtem Markthandeln erfolgt nicht durch die Marktakteure allein, sondern zumeist unter Beteiligung staatlicher Strukturen. Marktunternehmen bemühen sich deshalb, die staatlichen und gesellschaftlichen Regulierungen des Marktes zu ihren Gunsten umzugestalten, genauso wie der Staat als Repräsentant bestimmter Interessengruppen versucht, Regeln und Gesetze für Märkte durchzusetzen. Somit sind Märkte nicht nur Orte des Tauschs, sondern auch Arenen des politischen Kampfes um Legitimation, Anerkennung und konkrete Unterstützungsleistungen.

Das analytische Konzept der sozialen Resilienz kann an diese Überlegungen anknüpfen und für die empirische Untersuchung von Märkten an der Stelle eingebracht werden, wo Fligstein (1996) noch allgemein vom Bestreben der Akteure spricht, das „Überleben" ihrer Marktunternehmen zu sichern. Vor dem Hintergrund einer überkomplexen Welt, die nicht nur unkalkulierbar, sondern darüber hinaus in einem stetigen Wandel begriffen ist, eröffnet der Begriff der sozialen Resilienz die Möglichkeit, das „Überleben" von Marktunternehmen systematisch zu erfassen und zu analysieren. Hierbei kommen all jene Aspekte zum Tragen, die für ein Verständnis von Märkten aus wirtschaftssoziologischer Sicht bereits erwähnt worden sind.

Vor dem Hintergrund der aufgezeigten Debatte um die verschiedenen Dimensionen von sozialer Resilienz wird nachfolgend eine Zweiteilung des Begriffs vorgeschlagen. Diese Zweiteilung bedient sich dabei der Vorstellung Fligsteins (2001) und Scotts (2008), wonach sich Marktakteure stets in einem sozialen Feld

befinden. Demnach kann idealtypisch zwischen Praktiken unterschieden werden, die vorwiegend durch Dynamiken des Feldes bestimmt werden, und solchen, die in erster Linie durch die Handelnden initiiert sind. Wirtschaftsakteure überwinden akute Zulieferengpässe, entwickeln Geschäftsbeziehungen und passen sich an gesellschaftliche Konsumtrends an. Der Impuls dieser Handlungen geht dabei stets von der Umwelt der Akteure aus, von den natürlichen und sozialen Rahmenbedingungen und den konkreten Kontexten, an die sie sich – ob kurz-, mittel- oder langfristig – anpassen (Adaption). Wenn Unternehmer dagegen nach neuen Technologien suchen oder ein neues Verfahren im Umgang mit der Belegschaft erlernen, um effektiver wirtschaften zu können, oder wenn sie sich in Interessenverbänden organisieren, um ihre Einflussmöglichkeiten auf die Politik zu erweitern, dann ist die Richtung des Handlungsimpulses umgekehrt. Dann handelt es sich nicht um strukturinduziertes, sondern um strukturwirksames Handeln und damit um eine Veränderung gegenwärtiger Verhältnisse im Feld (Transformation). Aus diesem Grund wird nachfolgend zwischen adaptiver und transformativer Resilienz unterschieden.

Tabelle 1 Zwei Formen sozialer Resilienz

	Adaptive Resilienz		**Transformative Resilienz**	
Handlungsrationalität	Wiederherstellung des aktuellen Wohlergehens	Sicherstellung des zukünftigen Wohlergehens	Verbesserung des individuellen Wohlergehens	Verbesserung gesellschaftlicher Lebensumstände
Analyseebene	Handlungen und Beziehungen	Beziehungen und Netzwerke	Netzwerke und Arenen	Arenen und Diskurse
Fähigkeit	Bewältigung	Anpassung	Entwicklung	Veränderung

Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Keck und Sakdapolrak (2013, S. 10)

Die Unterschiede beider Formen von Resilienz werden in Tabelle 1 entlang dreier Dimensionen aufgezeigt. Die erste Dimension adressiert die verschiedenen Handlungsrationalitäten, welche den jeweiligen Fähigkeiten zugrunde liegen. Hierbei wird ein Kontinuum von Maßnahmen zur Wiederherstellung des aktuellen Wohlergehens über diverse Anpassungsstrategien zur Sicherstellung zukünftigen Wohlergehens bis hin zu weitreichenden Schritten der Verbesserung gesellschaftlicher Lebensumstände gespannt. Die zweite Dimension zeigt die primäre Analyseebene auf, wobei zwischen konkreten Handlungsformen, Beziehungs- und Netzwerkstrukturen sowie sozio-politischen Arenen und den dort typischen Netzwerken bzw. Diskursen unterschieden wird. Damit ergeben sich vier grundsätzliche Fähigkeiten, die

für eine Analyse der Resilienz sozialer Akteure eine Rolle spielen: Bewältigung, Anpassung, Entwicklung und Veränderung:

1. *Fähigkeiten zur Bewältigung*: Reaktive Maßnahmen zur kurzfristigen Überwindung unmittelbarer Bedrohungen mithilfe all jener Ressourcen, die Personen unmittelbar zur Verfügung stehen. Bewältigungsmaßnahmen beziehen sich auf den unmittelbaren Erhalt des Status quo. Primäre Analyseebene sind der Akteur und seine Handlungen.
2. *Vermögen zur Anpassung*: Lernen aus vergangenen Erfahrungen und Durchführen präventiver Maßnahmen im Angesicht zu erwartender zukünftiger Risiken. Adaption bezieht sich auf schrittweise Veränderungen und die Sicherstellung des zukünftigen Wohlergehens der Akteure. Primäre Analyseebene sind Netzwerkbeziehungen zu Geschäftspartnern und Kontrahenten.
3. *Kapazitäten zur Entwicklung*: Chance, sich vor dem Hintergrund gegebener Umstände positiv zu entwickeln. Entwicklung meint die Verbesserung des aktuellen und zukünftigen Wohlergehens der Akteure und schließt auch radikalen Wandel der eigenen Organisationsweise mit ein. Primäre Analyseebene sind Netzwerkbeziehungen zu institutionellen Akteuren in der sozio-politischen Arena.
4. *Befähigungen zur Veränderung*: Chance, an gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und an konkreten Entscheidungsfindungsprozessen partizipieren zu können. Veränderung bezieht sich dabei nicht auf das individuelle Wohlergehen des zu betrachtenden Akteurs, sondern auf bestimmte Akteursgruppen und deren Verbesserung gegenwärtiger und zukünftiger Lebensumstände. Primäre Analyseebene ist die sozio-politische Arena und ihre institutionellen und diskursiven Formationen.

Nachfolgend wird das Konzept der sozialen Resilienz für die empirische Analyse von Lebensmittelmärkten in Dhaka zur Anwendung gebracht. Der Fokus der Fallstudie liegt dabei auf dem Großhandel mit frischem Fisch. Grundlage der Fallstudie sind eigene empirische Daten, die im Zeitraum zwischen 2009 und 2013 erhoben wurden. Das Erhebungsverfahren beinhaltete dabei sowohl quantitative als auch qualitative Methoden. Konkret wurden 42 Großhändler, 18 Akteure der Zulieferkette sowie 28 Experten aus verschiedenen Regierungsbehörden, Nichtregierungsorganisationen und universitären Einrichtungen befragt. Für ein tieferes Verständnis der Organisationsweise der Handelsunternehmen wurden außerdem partizipative Verfahren eingesetzt.[5] Zusätzlich wurde ein Survey mit 10-seitigem

5 Für die Erfassung der persönlichen Netzwerke und der sozialen Einbettung wurden gemeinsam mit vier Händlern sogenannte Venn-Diagramme erstellt. Um einen Überblick über mögliche Gefährdungen des tagtäglichen Geschäfts zu erfahren, wurden mit jeweils

Fragebogen durchgeführt. Dabei wurden neun Märkte (von insgesamt 13) untersucht und 242 Großhändler (von einer Gesamtmenge von ca. 900) befragt, was einem Anteil von 27 Prozent entspricht.

4 Zur sozialen Resilienz von Dhakas Lebensmittelgroßhändlern

4.1 Soziale Einbettung des Fischhandels in Dhaka

Mit seiner Lage im größten Flussdelta der Welt, mit seinen Flüssen, Seen, Teichen, Kanälen und seiner Nähe zum indischen Ozean ist Bangladesch für die Fischproduktion besonders geeignet (Rahman 1997). Auf 4,6 Millionen Hektar Inlandwasserfläche und 7,9 Millionen Hektar, die für marinen Fischfang zur Verfügung stehen, finden sich insgesamt rund 60 Schrimps- und mehr als 700 Fischarten. In den vergangenen 20 Jahren ist die Fischproduktion in Bangladesch zu einem ressourcenintensiven Wirtschaftssektor geworden. Betrug die Produktion in den frühen 1990er Jahren noch rund 1 Million Tonnen pro Jahr, so wuchs sie bis in die späten 2000er Jahre auf 2,5 Millionen Tonnen an. Dieser Anstieg ist insbesondere auf wachsende Produktionszahlen in der Fischzucht zurückzuführen, die im selben Zeitraum um das Vierfache angestiegen ist und heute prozentual den größten Anteil an Fisch bereitstellt, der in Bangladesch verzehrt wird – noch vor den Erträgen der Fangwirtschaft und der Hochseefischerei (DoF 1993, 2009).

drei bis zehn Händlern Risikokartierungen angefertigt (für mehr Information zu den einzelnen Methoden siehe Keck 2014).

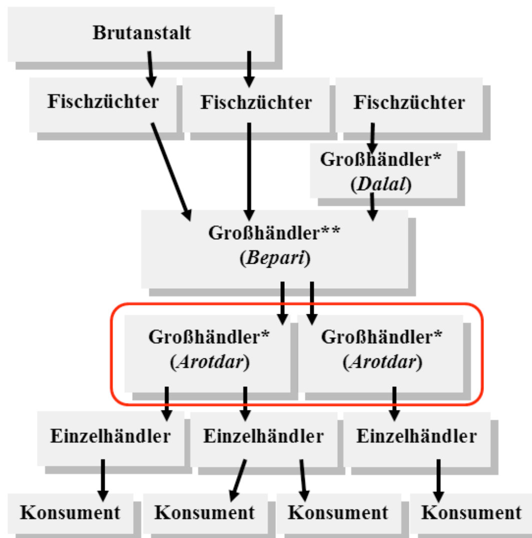


Abb. 1 Schema eines traditionellen Zuliefernetzwerkes für Zuchtfisch in Bangladesch

Quelle: Darstellung nach eigenen Erhebungen von 2009

Anmerkungen: Rot umrahmt sind die Großhändler in Dhaka, die im Fokus der Betrachtung stehen

* Händler, der Ware gegen Provision verkauft (Kommissionär)

** Händler, der Ware auf eigene Rechnung verkauft

Abbildung 1 zeigt ein traditionelles Zuliefernetzwerk für Zuchtfisch. In Bangladesch werden vorwiegend Karpfen gezüchtet. Die Fischzucht selbst findet in sogenannten *Ghers* statt. Traditionell handelt es sich hierbei um eine Mischung aus Teich (für die Fischzucht) und Feld (für Nassreisanbau). Heute weicht diese Form der integrierten Reis- und Fischproduktion zunehmend spezialisierten Produktionsstätten, die mittlerweile für rund zwei Drittel der Produktion verantwortlich sind (Belton und Azad 2012). Der Großteil des Fischs, der nach Dhaka transportiert wird, wird von den Züchtern selbst direkt an Großhändler (*Bepari*) verkauft. In rund einem Drittel der Fälle ist noch ein weiterer Händler dazwischengeschaltet, der sogenannte *Dalal*, der den Fisch direkt bei den Züchtern abholt und zumeist im Auftrag eines Großhändlers auf Kommission arbeitet (Murshed-e-Jahan et al. 2010). Je nach Entfernung wird der Fisch morgens oder mittags vom *Bepari* aufgekauft und in mit Frischwasser gefüllte Fässer oder in mit Eis gefüllte Metalltruhen verladen,

sodass er bereits mittags, spätestens aber am frühen Abend die Reise nach Dhaka antreten kann. Ist die Ware in Dhaka angekommen, lässt der *Bepari* den Verkauf durch einen weiteren Kommissionär, den *Arotdar*, abwickeln, der den Fisch an seiner statt an Einzelhändler weiterverkauft. Für gewöhnlich erreichen die LkW mit ihrer frischen Ware zwischen 0 und 3 Uhr nachts die Großhandelsmärkte in Dhaka. Dort steht bereits ein Heer an Arbeitern bereit, um die Ware zu löschen. Aus nahegelegenen Fabriken wird Eis herangeschafft, Kiste für Kiste wird abgeladen und der Fisch wird an entsprechender Stelle für den Verkauf aufgeschichtet. Gegen fünf Uhr morgens strömen bereits die ersten Kunden heran – vorwiegend Einzelhändler, Straßenverkäufer und Restaurantbesitzer. Um den Zeitaufwand gering zu halten, wird die Ware nach englischem Verfahren auktioniert.[6] So ist es möglich, in kurzer Zeit eine enorme Menge an Fisch zu veräußern. Gegen halb acht Uhr morgens, wenn die letzten Exemplare den Besitzer wechseln, sind auf den 13 Großhandelsmärkten der Stadt[7] insgesamt 700 Tonnen Frischfisch gehandelt worden.

4.2 Zur adaptiven Resilienz von Dhakas Fischgroßhändlern

Trotz jährlich wiederkehrender Überschwemmungen und teilweise desaströsen tropischen Wirbelstürmen gelingt es den Fischhändlern auf Dhakas Großhandelsmärkten, für eine kontinuierliche Belieferung der Stadt mit täglich frischer Ware zu sorgen. So führten starke Monsunregenfälle und der Zyklon Sidr im Jahr 2007 zu Überschwemmungen, brachten zahllose Fischteiche zum Überlaufen und unterbrachen damit wiederholt Dhakas Zulieferketten (vgl. Webster et al. 2010). Und trotzdem schafften es die *Arotdars* in Dhaka, das ganze Jahr über für ausreichende Mengen an frischem Fisch für die Megastadt zu sorgen. Das Geheimnis ihres Erfolgs liegt dabei in den flexiblen Verträgen, die sie mit ihren Zulieferern abschließen, und in den diversen Netzwerken, die sie über Jahre hinweg aufbauen.

Vor dem Hintergrund der Verderblichkeit von Fisch und in Abwesenheit von Kühltechniken und Lagerräumen sind die *Arotdars* in Dhaka in besonderer Weise vom reibungslosen Funktionieren ihrer Netzwerke abhängig. Um dies zu gewähr-

6 Bei der „englischen“ Auktion erhält der Bieter mit dem höchsten Angebot den Versteigerungsartikel (aufsteigende Auktion). Demgegenüber fällt der Preis bei „holländischen“ Auktionen von einem Ausgangspreis in bestimmten Zeitintervallen um bestimmte Preisschritte, bis einer der Bieter sich zum Kauf entschließt (absteigende Auktion).

7 Diese Zahl bezieht sich auf die Gebietskörperschaft der beiden Stadtbehörden Dhaka North City Corporation und Dhaka South City Corporation. Diese verwalten gemeinsam die Kernstadt, die eine Fläche von 145 Quadratkilometern einnimmt und ca. 7 Millionen Einwohner umfasst (BBS 2012).

leisten, gehen sie mit ihren Zulieferern (*Beparis*) für gewöhnlich ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis ein. Auf der einen Seite leihen die *Beparis* bei den *Arotdars* jede Saison eine größere Menge an Geld (*dadon*), um es selbst in die Fischzucht zu investieren. Auf der anderen Seite gehen die Beparis bei jeder einzelnen Ladung, die sie nach Dhaka schicken, selbst in Vorleistung und erhalten von ihren *Arotdars* erst nach Verkauf der Ware die entsprechenden Erträge per Überweisung. *Arotdars* und *Beparis* stehen über Mobiltelefone in ständigem Kontakt miteinander und tauschen Informationen über aktuelle Beschaffungskonditionen, die Qualität der jeweiligen Ware und die anvisierten Preise. Die Konsequenz dieser Praxis sind vertrauensbasierte Geschäftsbeziehungen, auf die sich die Geschäftsmänner verlassen können, auch wenn keinerlei schriftliche Verträge existieren, sondern allein das gesprochene Wort zählt (siehe Beispiel 1). Die Güte dieser Beziehungen zeigt sich insbesondere in Krisenzeiten, in denen gegenseitige Unterstützungsleistungen eingefordert werden. Haben etwa *Beparis* Schwierigkeiten mit der Beschaffung, so versorgen sie nur diejenigen *Arotdars*, die für ihr Geschäft am wichtigsten sind und mit denen eine ausreichend enge Geschäftsbeziehung besteht. Gleichsam lassen *Arotdars* ihren Zulieferern im Falle von finanziellen Engpässen Unterstützung zukommen, indem weitere Kredite vergeben oder Rückzahlungsforderungen temporär ausgesetzt werden.

Neben ihren Kontakten zu Geschäftspartnern, mit denen regelmäßig gehandelt wird, unterhalten die *Arotdars* in Dhaka noch Beziehungen zu weiteren *Beparis*. Diese erscheinen zunächst als redundant, werden aber verständlich, wenn man die Netzwerke in dynamischer Perspektive betrachtet. Wie in Beispiel 1 gezeigt wird, versuchen die Händler in Dhaka, über die Jahre hinweg ein immer größeres Zuliefernetzwerk aufzubauen. Zum Zeitpunkt ihres Geschäftseintritts verfügen viele der Geschäftsleute (das Fischgeschäft ist reine Männerdomäne in Bangladesch) über nicht mehr als drei bis fünf Zulieferverbindungen. Erst über die Jahre hinweg ist es ihnen möglich, 20 und mehr Geschäftsbeziehungen aufzubauen. So sind die redundanten Geschäftspartner mittelfristig betrachtet als Anwärter für zukünftige dauerhafte Geschäftsbeziehungen zu sehen, deren Verlässlichkeit über einen gewissen Zeitraum hinweg „getestet" wird, bis die nötigen finanziellen Mittel zur Verfügung stehen, um *dadon* zahlen und damit eine dauerhafte Beziehung beginnen zu können. Das Knüpfen dieser Netzwerke eröffnet Dhakas *Arotdars* über die Jahre hinweg einen immer größeren Wareneinzugsbereich und damit immer mehr Sicherheit vor drohenden Zulieferausfällen.

Beispiel 1: *Arotdars* und ihr Umgang mit drohenden Umsatzeinbußen

Rahim ist einer der *Arotdars* für frischen Fisch, die ihrem Geschäft auf einem Fischmarkt am Stadtrand Dhakas nachgehen. Mit rund 80 Händlern zählt dieser

zu den Großhandelsmärkten mittleren Volumens. Rahim ist Ende 30 und stammt aus einem kleinen Dorf im Distrikt Gopalganj, wo sein Vater als Polizeibeamter beschäftigt war. Seit 1998 lebt er gemeinsam mit seiner Frau und seinen Kindern in einem kleinen Apartment in der Landeshauptstadt.

Wie andere Händler auch begann Rahim in den 1990er Jahren zunächst mit einem einzelnen Verkaufsstand. In den folgenden Jahren war es ihm möglich, weitere Stände anzumieten und sein Geschäft auszubauen. Heute führt er ein mittelständisches Unternehmen mit 15 Mitarbeitern und wickelt den Fischhandel parallel über vier Verkaufsstände ab. Ein jeder von ihnen wird von einem Manager geleitet und schließt einen Auktionär, einen Wäger und ein bis zwei Helfer mit ein. Auf meine Frage hin, wie er sein alltägliches Geschäft vor drohenden Umsatzeinbußen schützt, spricht Rahim zunächst von seinen Zulieferern. Für die Beschaffung von Fisch steht er grundsätzlich mit 16 Händlern in Kontakt. Doch nicht mit jedem der Händler kommt auch täglich ein Geschäft zustande: „There are times when I deal with ten suppliers. But there are also times when I deal with up to 16 suppliers at the same time. Ten of my suppliers are very important for my business. They deliver fish around the whole year. The others are far less important. I know them, but we do business only from time to time“ (Eigenes Interview, 23.02.2009).

Bezüglich ihrer Bedeutung für sein Geschäft unterteilt Rahim seine Zulieferer in zwei Gruppen. Die erste Gruppe umfasst zehn Händler, die ihn das ganze Jahr über mit Fisch beliefern. Ihnen zahlt er jeweils zu Jahresbeginn ein Darlehen (*dadon*). Als Gegenleistung verpflichten sie sich dazu, Rahim das ganze Jahr über in regelmäßigen Abständen mit einer festgelegten Menge an Fisch zu beliefern. Die Summe des Geldes deckt dabei nicht die Beschaffungskosten, sondern stellt lediglich ein Mittel zur Liquiditätserhöhung aufseiten des Zulieferers und eine vertrauensbildende Maßnahme auf Seiten Rahims dar. Vier dieser Händler stammen aus demselben Distrikt wie Rahim und mit den anderen sechs hat er über die Geschäftsjahre hinweg ein gefestigtes Vertrauensverhältnis aufgebaut. Die zweite Gruppe an Zulieferern umfasst Händler, mit denen Rahim in unregelmäßigen Abständen Geschäfte macht. In Zeiten von Zulieferengpässen kann es von Vorteil sein, auf zusätzliche Kontakte zurückgreifen zu können, versichert er mir. Was die Beziehungen zu diesen Händlern betrifft, so sind sie jedoch weit weniger vertrauensvoll und stabil als die zu seinen regelmäßigen Geschäftspartnern.

Als Nächstes spricht Rahim über seine ca. 150 Kunden, die er ebenfalls in zwei Gruppen unterteilt. Die erste Gruppe an Abnehmern umfasst vorwiegend Einzelhändler, die ihr Geschäft an fixen Standorten auf einem der zahlreichen Basare der Stadt unterhalten und von daher als vertrauenswürdig gelten. Die übrigen Abnehmer sind fliegende Händler, die im Fall des Falles weit schwieriger zu lokalisieren wären und von daher weniger Vertrauen bei Rahim genießen. Die erstgenannte Gruppe an

Einzelhändlern erhält die Ware zu einem fixen Preis auf Kredit und die Beziehung ist deutlich auf Langfristigkeit ausgelegt: „I usually call my permanent customers to sell them their preferred fish. […] I tell them the purchase price and my expenses. I add my personal profit and tell them the price. And they have to buy [the fish] for that price. Even though other wholesalers here at the market have better offers, they would never buy fish from someone else. Because they have 100 per cent trust in me" (Eigenes Interview, 03.04.2009). Die fliegenden Händler und die Laufkundschaft sind dagegen angehalten, an den Auktionen teilzunehmen. Damit Rahim kein unnötiges Risiko eingeht, muss die Ware direkt nach dem Kauf bezahlt werden.

Grundsätzlich liegt das Hauptaugenmerk der Händler in Dhaka nicht auf schnellen Gewinnen durch einzelne Transaktionen, sondern auf der Stabilität ihrer Einkommenssituation, die sie durch den Aufbau und das Aufrechterhalten vertrauensbasierter Geschäftsbeziehungen zu gewährleisten suchen. Gegenseitige Unterstützungshandlungen und eine Rationalität der Langfristigkeit stellen die Grundlage ihrer Fähigkeiten zur Bewältigung akuter Schwierigkeiten dar. Gleichzeitig streben sie den Aufbau diversifizierter Handelsbeziehungen in verschiedenen Regionen des Landes an, die ihr Vermögen zu einer langfristigen Anpassung an Zulieferausfälle stärkt. Denn die Anzahl ihrer Zulieferer und die Diversität ihrer Netzwerke sind letztlich ausschlaggebend dafür, dass sie auch in Zeiten lokal auftretender Naturkatastrophen (wie Überschwemmungen entlang der Jamuna oder Zyklone in Küstennähe) an jedem Tag im Jahr mit ausreichenden Mengen an Fisch beliefert werden.

4.3 Zur transformativen Resilienz von Dhakas Fischgroßhändlern

Trotz ihrer offensichtlichen Effizienz verfügen Dhakas Großhändler nur über begrenzte Kapazitäten zur Entwicklung ihrer Unternehmen. Das wird deutlich, wenn man sich den Zugang der Geschäftsleute zum offiziellen Geld- und Bankwesen anschaut. Im Verlauf ihres Wirtschaftslebens nehmen rund 46 Prozent der Fischgroßhändler ein Darlehen auf, um in die Stände, in Transportmittel oder Ausrüstungsgegenstände zu investieren. Während etwa im Fall von Reishändlern 86 Prozent dieser Darlehen von staatlichen oder privaten Geldhäusern stammen, sind es im Fall von Fischhändlern gerade mal 52 Prozent. Fast die Hälfte der Darlehen wird von informeller Seite von Verwandten, befreundeten Unternehmern oder von Geldverleihern zur Verfügung gestellt. Auch wenn ihr durchschnittlicher Jahresumsatz bei rund 485.000 Euro liegt und 81 Prozent der Fischhändler über Lizenzen verfügen, sind sie im Vergleich zu anderen Wirtschaftsakteuren im Nachteil. Das Geschäft mit verderblicher Ware ist

riskant und leidet unter einer schlechten Reputation: „All our papers are correct. We have bank accounts and trade licenses. And we sell fish amounting to several lack [100,000] Taka per day. But for all that, governmental or private banks do not provide us with loans“ (Eigenes Interview, 01.04.2009). An die Stelle von Banken treten lokale Geldverleiher, die den Großhändlern die nötigen finanziellen Mittel bereitstellen, auch wenn diese nicht über entsprechende Sicherheiten wie Landbesitz oder sonstiges nennenswertes Eigentum verfügen. Insbesondere kleine Unternehmen haben unter dieser Konstellation zu leiden. Denn während größere Handelsunternehmen Zugang zum formalen Kreditwesen mit Zinssätzen von etwa 15 Prozent pro Jahr haben, werden weniger betuchten Geschäftsleuten Zinsen von bis zu 10 Prozent im Monat abverlangt, was größere Investitionen in die Verbesserung verwendeter Techniken nahezu unmöglich macht.

Als limitiert müssen auch die Möglichkeiten der Händler zur Veränderung ihrer allgemeinen Rahmenbedingungen angesehen werden. Um diesen Aspekt zu veranschaulichen, sei an dieser Stelle auf den Zugang der Händler zu Verkaufsständen verwiesen, die vonseiten der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt werden. Von Dhakas Großhandelsmärkten befinden sich rund 40 Prozent in öffentlicher Hand. Laut offizieller Aussage werden die einzelnen Verkaufsstände und Lagerräume direkt an die Händler verpachtet. Hierfür gibt es ein Lotteriesystem, über das potenzielle Handeltreibende an die Verkaufsstände der Märkte gelangen können. Diese Lotterie wird innerhalb der Verwaltung vom Ressort für Steuereinnahmen organisiert und verspricht jedem Teilnehmenden faire Chancen auf einen Verkaufsstand. Die Realität sieht jedoch anders aus. Eigenen Erhebungen zufolge verfügt nicht mehr als ein Prozent der Fischhändler tatsächlich über einen solchen Pachtvertrag. Der große Rest besitzt lediglich kurzfristige Mietverträge für seine Parzellen über einen Zeitraum von einem bis drei Jahren, die über Mittelsmänner innerhalb der Marktassoziation abgeschlossen werden. Dies bestätigen eine Reihe von Großhändlern: „There is one person who leases the land from DCC [Dhaka City Corporation]. But he never comes personally to the market for doing business. He rents this space out to the wholesalers“ (Eigenes Interview, 30.01.2009). „Only a very small portion of lessees do business on their plots. The majority leases these plots for business purposes. They lease many plots under various names – their wife's name and their children's names and so on – and rent them out to businessmen in order to make profit“ (Eigenes Interview, 10.03.2008).

Die öffentlichen Marktplätze der Stadt stehen den Händlern also gar nicht direkt zur Verfügung. Vielmehr befindet sich zwischen Stadtverwaltung und Handeltreibenden jeweils eine Gruppe von Maklern – nach Aussagen der Unternehmer zumeist hochrangige Militärs oder politische Kader –, die über Kontakte zur Stadtverwaltung verfügen und durch die Vermietung der Flächen entsprechende

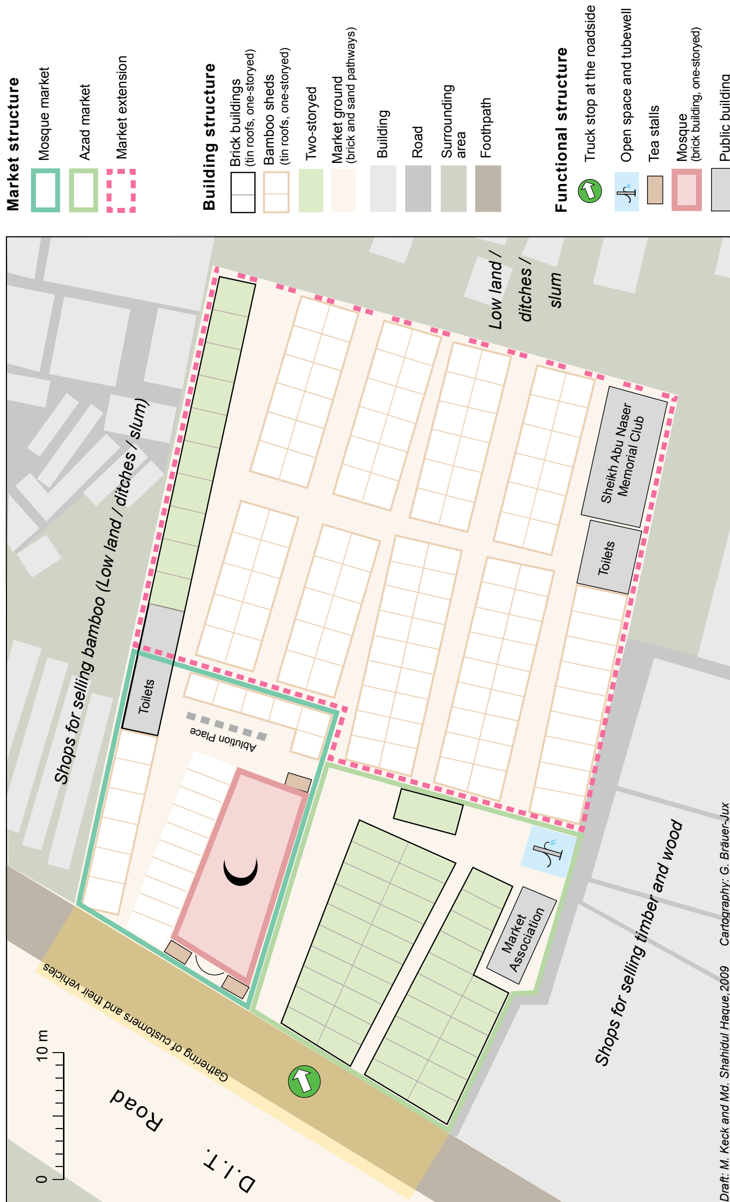
Raumrenten einstreichen. Die Abgaben, die ein Händler abzuführen hat, belaufen sich auf einen Betrag von ca. 65 Euro pro Monat für einen Verkaufsstand von acht bis zehn Quadratmetern Fläche und für einen kleinen Raum ähnlicher Größe, der als Büro dient und in dem für gewöhnlich die Mitarbeiter untergebracht sind. Hinzu kommen Kosten, die beim jeweiligen Abladen der Ware fällig werden. Bei einer Gesamtzahl von 80 Händlern (wie in den Beispielen 1 und 2) wirft der Markt auf diese Weise mindestens 5.000 Euro pro Monat ab. Hinzu kommt, dass die Mietverträge für die Marktstände auktioniert werden, sodass die Händler bereits zahlen müssen, um überhaupt Zugang zu einem der Marktstände zu erhalten. Summen von 500 bis 1.000 Euro pro Mietvertrag sind dabei keine Seltenheit, sodass auf diese Weise nochmals Summen von 40.000 bis 80.000 Euro pro Jahr generiert werden. Diese Zahlen verdeutlichen die wirtschaftliche Bedeutung, die Marktplätze in Dhaka besitzen. Insbesondere große Märkte wie etwa der Kawran Bazar im Zentrum der Stadt müssen als regelrechte ökonomische Schwergewichte gelten.

Die Rolle der Makler ist nicht allein parasitär. Ist etwa die Standortsicherheit eines Marktes infolge eines Regierungswechsels oder im Zuge stadtplanerischer Eingriffe bedroht, kommt ihnen die Rolle der Verhandlungsführung zu (siehe Beispiel 2). Dann sind die einflussreichen Mitglieder der Marktassoziation gefragt, um ihre Kontakte zu nutzen und die Bedingungen für eine Verlängerung des temporären Bleiberechts auszuhandeln. Neben ihrer Funktion als Streitschlichtungsinstanz und Einrichtung zum Sammeln und Vergeben von Kreditzahlungen stellt die Vermittlerrolle der Makler wohl einen wichtigen Punkt dafür dar, dass sich viele der Händler letztlich diesem System fügen. Mindestens genauso wichtig ist jedoch sicher auch der Fakt, dass sich Makler und lokale Eliten ihren Einfluss auf die Märkte nicht einfach nehmen lassen und den Händlern oft gar nichts anderes übrig bleibt, als sich ihren Regeln zu unterwerfen (siehe Beispiel 2).

Beispiel 2: *Arotdars* in umkämpften Märkten

Der Markt, auf dem Rahim seinem Geschäft nachgeht, existiert seit 1980. Zu dieser Zeit taten sich eine Reihe von Geschäftsleuten zusammen, konsultierten den städtischen Bezirksvertreter, um ein freies Stück Land am Stadtrand für ihren Markt nutzen zu dürfen, und erhielten eine Zusage. Infolgedessen schütteten sie das vormals tieferliegende Gebiet auf, errichteten eine Reihe von überdachten Verkaufsständen und etablierten in nur wenigen Jahren einen gut funktionierenden Großhandelsmarkt. Nach Aussage von öffentlicher Seite handelte es sich bei der Fläche um öffentliches Land, dessen Nutzungsplanung der städtischen Planungsbehörde Dhaka Improvement Trust (DIT) und ab 1987 deren Nachfolgeeinrichtung Rajdhani Unnayan Kartipakkha (RAJUK) unterstand. Nach Errichten des Marktes erhoben jedoch vor Ort schnell eine ganze Reihe von Personen Anspruch auf das Areal.

Karte 1 Umkämpfte Raumansprüche auf einem Fischmarkt in Dhaka



Zunächst einmal ließ die ansässige Gemeinde kurz nach Marktgründung auf dem Gebiet eine Moschee errichten und nach islamischem Recht als Stiftung (*waqf*) anerkennen (siehe Moscheemarkt in Karte 1). Den Rest des Territoriums beanspruchten mindestens drei Makler für sich. Im Verlauf mehrmonatiger Streitigkeiten war es einem von ihnen möglich, eine Besitzurkunde vorzuweisen und einen Teil des Markts als privates Eigentum auszuweisen (siehe Azad-Markt in Karte 1). Der Disput der anderen Makler wurde schließlich im Jahr 2000 beigelegt, als einer der beiden ein politisches Clubhaus errichten ließ. Dieses war Sheikh Abu Naser gewidmet, dem Bruder von Bangladeschs erstem Präsidenten Sheikh Mujibur Rahman, der – wie viele der Händler auch – aus dem Distrikt Gopalganj stammt. Dieser Club war ein klares politisches Symbol des Maklers, um seiner Nähe zur damals regierenden Awami-Liga (AL) Ausdruck zu verleihen.[8] Mit Rückendeckung von politischer Seite konnte er sich so gegen seinen Kontrahenten durchsetzen, der über Kontakte zur oppositionellen Nationalistischen Partei Bangladeschs (NPB) verfügte (siehe Markterweiterung in Karte 1).

Der Raumanspruch des Maklers währte jedoch nur bis zum Jahr 2001, als die AL-Regierung endete und eine Koalitionsregierung unter Führung der NPB an die Macht kam. In der Folgezeit wurde das Clubgebäude von lokalen Schlägern (*Mastaans*) geräumt und von nun an im Namen der NPB verwaltet. Die Markteinnahmen durch Standgebühren und die Auktionierung der Verkaufsflächen floss von nun an in andere Taschen. So ergaben sich für das Jahr 2001 folgende Besitzverhältnisse: Ein Teil des Marktes befand sich auf Privatgrund (Azad-Markt) und besaß daher legalen Status. Ein weiterer Teil des Marktes befand sich auf dem Areal der Moschee (Moschee-Markt). Dieser war zwar nach geltendem Recht illegal, verfügte jedoch aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Moschee über eine sakrale Legitimation, die in Bangladesch einem legalen Status sehr nahekommt. Schließlich bestand für die Erweiterung des Marktes ein informelles Bleiberecht, welches jeweils über Kontakte zu politischen Parteien ermöglicht wurde und vor dem Hintergrund wechselnder Legislaturperioden als jeweils zeitlich befristet zu gelten hat.

Im Jahr 2005 kam nun RAJUK ein weiteres Mal ins Spiel. Zu dieser Zeit war die Behörde mit dem Verfassen eines umfassenden Planungsdokuments – des sogenannten Detailed Area Plans – beschäftigt. Wie in dem öffentlichen Dokument einzusehen ist, sah dieses vor, das Territorium des Fischmarktes wieder seiner Funktion als Wasserrückhalteflächen für den Schutz der Stadt vor Überschwemmungen zurückführen (vgl. DAP 2011, S. 99). Aus diesem Grund wurde das informell gewährte Nutzungsrecht des Areals Ende 2005 durch die Stadtverwaltung aufgekündigt und die Markterweiterung geräumt, wobei nicht nur der legale Azad-Markt, sondern

8 Bangladeschs Awami-Liga wurde im Jahr 1949 durch Sheikh Mujibur Rahman gegründet.

auch der Moschee-Markt unangetastet blieben. In ihrer Hilflosigkeit blieb den Händlern des Marktes zunächst nichts anderes übrig, als die weiterhin ankommende Ware direkt vom Gehweg aus zu verkaufen. Durch Zahlungen kleiner Summen an patrouillierende Polizeibeamte war es zumindest einigen von ihnen möglich, ihre Geschäfte weiterführen zu können. Doch nach einigen Wochen musste eine andere Lösung gefunden werden. Also besetzten die Händler die Fläche erneut, umzäunten sie und begannen damit, ihre alten Marktstrukturen wieder zu errichten. Nach kurzer Zeit waren die alten Muster wiederhergestellt.

Nachdem die AL nach einem mehrjährigen Boykott im Jahr 2006 wieder ins Parlament zurückkehrte, ließ einer der Makler das Clubgebäude zum Gedenken an Sheikh Abu Naser wiedererrichten und vermietete daraufhin die einzelnen Marktstände im Namen der Partei. Nachdem die AL die Wahlen Ende 2008 gewonnen hatte, schienen seine Raumansprüche gesichert zu sein. Doch nun erschien sein Konkurrent mit einer Besitzurkunde, die ihn als rechtmäßigen Eigentümer der Marktfläche auszuweisen schien. In der Folge begann er mithilfe tatkräftiger Unterstützung durch *Mastaans* damit, ebenfalls Mietgebühren einzufordern – eine Doppelbelastung für die Handeltreibenden: „We had alrady paid 50.000 Taka for each one vending stall for one year in advance. Now, new landlords came and demanded again money from us“ (Eigenes Interview, 23.03.2009). Vor diesem Hintergrund organisierten sich einige der *Arotdars*, um Widerstand gegen die Ansprüche des neuen Maklers zu leisten. Dieser gab jedoch nicht klein bei, sondern schickte *Mastaans*, woraufhin der Rädelsführer der widerwilligen Händler am 28. Januar 2009 erschossen wurde. Erst hinterher stellte sich heraus, dass es sich bei der Besitzurkunde des Maklers lediglich um eine Fälschung gehandelt hatte. Der Marktplatz, auf dem Rahim seinen Geschäften nachgeht, ist bis heute eine umkämpfte Arena des Handelns.

Mit der Bereitstellung von Räumen für den Markthandel verfolgt Dhakas Stadtverwaltung offiziell das Ziel der Bereitstellung von Infrastruktur für die Versorgung der Stadtbevölkerung mit ausreichenden Mengen an Lebensmitteln. Hierfür weist sie entsprechende Plätze im Stadtgebiet aus und ermöglicht es Handelsunternehmen, ihren Geschäften nachzugehen. Wie gezeigt wurde, sind die Nutznießer des städtischen Eingreifens jedoch nicht die Händler selbst, sondern Geschäftsleute, die Dhakas Marktplätze als lukrative Einkommensmöglichkeit nutzen. Damit wird die gesamte Idee der städtischen Marktregulierung ad absurdum geführt. Anstelle eines neutralen Regulators zeigt sich die Stadtverwaltung hier als Komplize eines Marktsystems, das denjenigen Akteuren, für die das System etabliert wurde, Ressourcen entzieht und letztlich einer sozio-ökonomischen Umverteilung von unten nach oben Vorschub leistet. Der kontinuierliche Mittelentzug durch Makler muss

als Hauptgrund für die begrenzte transformative Resilienz von Dhakas Fischgroßhändlern angesehen werden.

5 Dhakas Großhändler und die Modernisierung städtischer Versorgungsysteme

Bis vor wenigen Jahren galt Bangladesch als klassisches Entwicklungsland mit extremer Bevölkerungsdichte, weitverbreiteter Armut und begrenztem Potenzial für wirtschaftlichen Aufschwung. Dieses Bild wandelt sich momentan rapide. In einer Studie von Goldman Sachs (O'Neill et al. 2005) wird Bangladesch bereits als aufstrebende Ökonomie und eines der sogenannten *Next 11*-Länder gehandelt, welchem von den Analysten eine ähnliche Entwicklung prophezeit wird wie vormals den BRIC-Staaten. Auch wenn solcherlei Einschätzungen in erster Linie dem Verlangen von Investoren nach neuen Anlagemöglichkeiten geschuldet ist, so ist die enorme Dynamik der bangladeschischen Wirtschaft nicht von der Hand zu weisen. Allein in den vergangenen zehn Jahren (2003 bis 2012) betrug die jährliche Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts durchschnittlich 6,1 Prozent (IWF 2012).

In der Hauptstadt Dhaka lassen sich vielfach Anzeichen für die gegenwärtige bzw. erhoffte wirtschaftliche Entwicklung des Landes finden. In Stadtrandzonen wie Uttara, Bashundhara, Pallabi, Raja Basar oder Keraniganj werden gigantische Flächen des umliegenden Tieflandes und Überschwemmungsgebietes mit Sand aufgefüllt und in atemberaubendem Tempo bebaut. Allerorts über das Stadtgebiet verteilt entstehen Hochstraßen, die für eine Entlastung des Verkehrs sorgen sollen. Hochhäuser lassen sich längst nicht mehr allein im Banken- und Botschafterviertel Gulshan finden, sondern ragen mittlerweile auch im südlichen Geschäftsviertel Motijhil und im neu entstehenden Stadtkern um den Karwan Basar herum auf. Schließlich zeugen Maßnahmen zur „Stadtverschönerung" von den Ambitionen der Stadtverwaltung, wie etwa das großangelegte Hatirjhil-Projekt, welches der Bevölkerung als neuer Naherholungsraum und der Stadt als Prestigeobjekt dient. In wenigen Jahren – so die Hoffnung – soll Dhaka zu einer pulsierenden Wirtschaftsmetropole und zu einem Handelszentrum von überregionaler Bedeutung werden.

Vor diesem Hintergrund sind auch die jüngsten Entwicklungen in Dhakas Lebensmittelsektor zu sehen. Denn zum einen generiert das Wirtschaftswachstum neue einkommensstarke Bevölkerungsschichten, für die Konsum eine zunehmend wichtige Rolle einnimmt und die aufgrund flexibler Beschäftigungszeiten verstärkt auf Tiefkühlkost und Fertigmahlzeiten angewiesen sind. Zum anderen verfügen mehr und mehr Menschen in Dhaka über Internet und Satellitenfernsehen und

teilen den vielfach propagierten Traum nach einem Lebensstil in Wohlstand und einem sicheren Umfeld. Für beide – die Pioniere des neuen Wohlstandes und die Anwärter – stellen Supermärkte die passenden Produkte bereit, was sie zu räumlich-manifesten Speerspitzen einer „modernen" Lebensweise werden lässt. Der Anteil von Supermärkten am bangladeschischen Lebensmitteleinzelhandel beträgt zwar nach Aussagen der BSOA gegenwärtig (2013) lediglich zwei Prozent bzw. fünf Prozent in Dhaka, doch zeugen die vergangenen Jahre von einem rapiden Wandel.

Infolge dieser Entwicklung verschlechtert sich die öffentliche Wahrnehmung des traditionellen Lebensmittelhandels zunehmend. Eine neue Allianz aus aufkommender Mittelschicht, Wirtschaftsunternehmen und Stadtverwaltung sieht die traditionelle Nahrungsversorgung Dhakas gegenwärtig vor mindestens zwei großen Herausforderungen:

1. Die Zulieferketten vom Land in die Stadt gelten als ineffizient: Zwischen Produzenten und städtischen Konsumenten wird die Ware von zahlreichen Zwischenhändlern weiterverkauft (siehe Abb. 1), was als einer der Hauptgründe für überteuerte Preise gilt (Rahman et al. 2008). Daneben werden das Fehlen von Kühlketten und der Einsatz veralteter Transportmittel für die schlechte Qualität von Frischwaren wie Fisch, Gemüse und Obst verantwortlich gemacht.
2. Der traditionelle Lebensmittelhandel in Bangladesch gilt als unhygienisch und unorganisiert: Viele der Märkte Dhakas finden unter freiem Himmel statt und weisen dabei lediglich provisorisch anmutende Vorrichtungen für den Verkauf auf. Aus Sicht des Verbraucherschutzes sind diese Märkte aufgrund unzureichender Lager- und Kühlvorrichtungen, der Nichtbeachtung von Hygienestandards bei der Abfertigung und des häufigen Fehlens eines befestigten Untergrunds stark verbesserungsbedürftig.

So berechtigt Forderungen nach einer Verbesserung des städtischen Versorgungssystems von Dhaka sein mögen, so falsch sind sie, wenn sie politisch eingesetzt und unreflektiert gegen die Handeltreibenden selbst eingesetzt werden. Denn zunächst einmal muss der Tatsache Rechnung getragen werden, dass die Bereitstellung von Lebensmitteln in Dhaka auf traditionellem Wege vergleichsweise effizient funktioniert. Die Netzwerke der Großhändler sind so effektiv, dass jeder Person in Dhaka im Durchschnitt knapp 100 Gramm Fisch pro Tag zur Verfügung stehen. Dieser Betrag entspricht 170 Prozent der Menge an Fisch, die in den übrigen Städten Bangladeschs vorhanden sind. Gleichzeitig muss darauf verwiesen werden, dass traditionelle Lebensmittelmärkte wichtige Abnehmer für die vielfältigen Erzeugnisse von Bangladeschs Kleinbauern sind (vgl. Guarín 2013). Rund 97 Prozent der Landwirtschaftsflächen sind kleiner als drei Hektar (MoA 2007). Auf ihnen sind

heute rund 40 Millionen Menschen hauptberuflich tätig, die der Staat nicht einfach ignorieren kann. Und schließlich sei darauf verwiesen, dass heute lediglich die drei größten Supermarktketten des Landes über eigene Zulieferketten verfügen, während der Rest – trotz politischem Agitieren – genau von jenen Großhändlern seine Ware bezieht, die er diskursiv als „unorganisiert" und „überholt" stilisiert.

Ebenso vorsichtig muss mit dem Vorwurf mangelhafter Hygienestandards und dem Fehlen entsprechender Lager- und Kühlvorrichtungen umgegangen werden. Allzu schnell werden in der öffentlichen Berichterstattung gerade Dhakas *Arotdars* als skrupellose Geschäftsleute dargestellt, die Wucherpreise verlangen und sich an der Bedürftigkeit der Menschen bereichern. In solchen Darstellungen wird übersehen, dass die Geschäftsleute auf Dhakas Großhandelsmärkten selbst nur als Kommissionäre ihr Geld verdienen und dabei in Abhängigkeit von weiteren Großhändlern (*Beparis*) stehen, die über weit mehr Einfluss auf Preisbildungsprozesse verfügen. Darüber hinaus muss beachtet werden, dass Dhakas *Arotdars* nicht unerhebliche Summen an Marktmakler abzuführen haben, um überhaupt ihrem Geschäft nachgehen zu können. Wenn zum Wohle aller Forderungen nach einer Modernisierung von Dhakas Lebensmittelmärkten vorgebracht werden, dann müssen konkrete Maßnahmen an der extraktiven Funktionsweise der Märkte ansetzen und nicht an den Kaufleuten. Denn in letzter Konsequenz ist es dieses System aus konkurrierenden politischen Parteien, hochrangigen Militärs und korrupten Beamten der Stadtverwaltung, das einer besseren städtischen Versorgung den Weg versperrt.

6 Fazit

In dem vorliegenden Beitrag wurde das Konzept der „sozialen Resilienz" für die empirische Untersuchung von Großhandelsmärkten für Lebensmittel (insbesondere Fisch) in Dhaka verwendet. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussion wurde eine Definition vorgeschlagen, welche die Momente Bewältigung, Anpassung, Entwicklung und Veränderung umfasst. Bewältigung adressiert dabei reaktive Maßnahmen von Akteuren zur kurzfristigen Überwindung unmittelbarer Bedrohungen. Anpassung meint, aus vergangenen Erfahrungen zu lernen und präventive Maßnahmen durchzuführen. Entwicklung spricht die Chance von Personen auf eine Verbesserung ihres individuellen Wohlbefindens an. Und Veränderung zielt auf die Befähigung von Akteuren, von gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozessen profitieren und diese mit anstoßen zu können. Der Beitrag ging davon aus, dass sich diese konzeptionellen Überlegungen für eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Märkten fruchtbar einsetzen ließen. Märkte wurden dabei, der

neuen Wirtschaftssoziologie folgend, als „Felder“ begriffen, welche eine Reihe von sozial eingebetteten Akteuren umfassen, die in sich wiederholenden Mustern den Austausch von Waren organisieren und dabei danach bestrebt sind, das „Überleben“ ihrer Unternehmen zu sichern.

Die vorgelegte Studie zeigt, dass sich Dhakas Lebensmittelhändler in einer paradoxen Situation befinden. Im Umgang mit alltäglichen Geschäftsrisiken weisen sie eine beachtliche Flexibilität auf, die die Grundlage für eine reibungsfreie städtische Versorgung bildet. Konkrete gegenseitige Unterstützungshandlungen, eine Rationalität der Langfristigkeit und die über Jahre hinweg aufgebaute Diversität ihrer Netzwerke stellten sich dabei als Grundpfeiler ihrer adaptiven Resilienz heraus. Gleichzeitig zeigte sich jedoch, dass sie trotz ihrer Effizienz über nur begrenzte Kapazitäten zur Entwicklung ihrer Unternehmen verfügen. Der Mangel an transformativer Resilienz wurde mit der Einbettung der Handeltreibenden in ein extraktives Wirtschaftssystem erklärt, das sie faktisch daran hindert, sich wirtschaftlich weiterzuentwickeln und an gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen partizipieren zu können. Staat und Stadtverwaltung treten in Dhaka nicht als neutrale Regulatoren, sondern als Komplizen eines Systems auf, das denjenigen Akteuren, welche die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln organisieren, Ressourcen entzieht und damit letztlich der Gesellschaft als Ganzes schadet. Da Dhakas Märkte in fester Hand von Maklern und lokalen Machteliten sind, die zum Teil selbst vor Gewalt nicht zurückschrecken, um ihre Interessen zum Ausdruck zu bringen, bleibt den Händlern oft nichts anderes übrig, als sich diesem System zu unterwerfen. Die Großhändler auf Dhakas Lebensmittelmärkten sind zwar flexibel in ihrem konkreten Markthandeln, aber gebunden in ihren langfristigen Aktivitäten durch das System der staatlich-politisch geprägten Kontrolle von Marktchancen und insbesondere von Marktplätzen und Markteintrittschancen.

Ein solcher Befund hat Implikationen für eine zukünftige wirtschaftssoziologische Resilienzforschung. Wenn die soziale Resilienz der Marktakteure in Dhaka in besonderer Weise bedingt ist durch ein System, welches sich weder über Netzwerkbeziehungen noch über Institutionen, sondern über die konkrete Örtlichkeit des Marktes manifestiert, dann kann davon ausgegangen werden, dass eine explizit räumliche Perspektive auf Märkte neue Erkenntnisse liefert. Vor diesem Hintergrund könnten die Ergebnisse als Einladung verstanden werden, die soziologische und geografische Erforschung von Märkten in Zukunft enger zu verzahnen.

Literatur

Adger, N. W. (2000). Social and ecological resilience: are they related? *Progress in Human Geography 24* (3), S. 347-364.
(BBS) Bangladesh Bureau of Statistics (2012). *Statistical Pocket Book Bangladesh – 2011*. Dhaka.
Belton, B., & Azad, A. (2012). The Characteristics and Status of Pond Aquaculture in Bangladesh. *Aquaculture 358-359*, S. 196-204.
Béné, C., Wood, R. G., Newsham, A., & Davies, M. (2012). *Resilience: new utopia or new tyranny? Reflection about the potentials and limits of the concept of resilience in relation to vulnerability reduction programmes*. IDS Working Paper 2012 (405).
Berkes, F., Colding, J., & Folke, C. (2003). Navigating social-ecological systems: building resilience for complexity and change. Cambridge: Cambridge University Press.
Brown, K. (2014). Global environmental change I: A social turn for resilience? *Progress in Human Geography 38* (1), S. 107-117.
Cannon, T., & Müller-Mahn, D. (2010). Vulnerability, resilience and development discourses in context of climate change. *Natural Hazards, 55* (3), S. 621-635.
Cote, M., & Nightingale, A. (2012). Resilience thinking meets social theory: situating social change in socio-ecological systems (SES) research. *Progress in Human Geography 36* (4), S. 475-489.
Cutter, S. L., Barnes, L., Berry, M., Burton, C., Evans, E., Tate, E., & Webb, J. (2008). A place-based model for understanding community resilience to natural disasters. *Global Environmental Change 18* (4), S. 598-606.
Davidson, D. J. (2010). The applicability of the concept of resilience to social systems: some sources of optimism and nagging doubts. *Society & Natural Resources 23* (12), S. 1135-1149.
DoF (1993). *Fishery Statistical Yearbook of Bangladesh 1992–1993*. Dhaka.
DoF (2009). *Fishery Statistical Yearbook of Bangladesh 2008–2009*. Dhaka.
Fligstein, N. (1996). Markets as Politics: A Political-Cultural Approach to Market Institutions. *American Sociological Review 61* (4), S. 656-673.
Fligstein, N. (2001). *The Architecture of Markets. An Economic Sociology of Twenty-First-Century Capitalist Societies*. Princeton: Princeton University Press.
Fligstein, N., & Luke, D. (2006). *The Sociology of Markets*. IRLE Working Paper 2006/1.
Folke, C., Carpenter, S., Walker, B., Scheffer, M., Chapin, T., & Rockström, J. (2010). Resilience thinking: integrating resilience, adaptability and transformability. *Ecology and Society 15* (4), Art. 20.
Glavovic, B. C., Scheyvens, R. A., & Overton, J. D. (2003). Waves of adversity, layers of resilience: exploring the sustainable livelihoods approach. In D. Storey, J. Overton & B. N. Eds (Hrsg.), *Contesting development: pathways to better practice. Proceedings of 3rd Biennial Conference of the Aotearoa New Zealand International Development Network (DevNet)* (S. 289-293). Palmerston North, NZ.
Guarín, A. (2013). The value of domestic supply chains: producers, wholesalers, and urban consumers in Columbia. *Development Policy Review 31* (5), S. 511-530.
Holling, C. S. (1973). Resilience and stability of ecological systems. *Annual Review of Ecology and Systematics 4*, S. 1-23.
Holling, C. S. (2001). Understanding the complexity of economic, ecological and social systems. *Ecosystems 4* (5), S. 390-405.

(IWF) Internationaler Währungsfond (2012). *World Economic Outlook. Growth resuming, dangers remain*. Washington D.C.

Kates R. W., & Clark W. C. (1996). Environmental surprise. Expecting the unexpected. *Environment 38* (2), S. 6-18.

Keck, M., & Sakdapolrak, P. (2013). What is social resilience? Lessons learned and ways forward. *Erdkunde 67* (1), S. 5-19.

Keck, M. (2014): *Navigating real markets. The economic resilience of food wholesale traders in Dhaka, Bangladesh.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag (in Vorbereitung).

Kumar, S. (2002). *Methods for Community Participation: A Complete Guide for Practitioners.* London: Intermediate Technology Press.

Lorenz, D. (2013). The diversity of resilience: contributions from a social science perspective. *Natural Hazards 67* (1), S. 7-24.

(MoA) Ministry of Agriculture (2007): *Handbook of Agricultural Statistics*. URL: http://www.moa.gov.bd/statistics/statistics.htm. Zugegriffen: 12. März 2013.

Murshed-e-Jahan, K., Mahfuzuddin, A., & Belton, B. (2010). The impacts of aquaculture development on food security: lessons from Bangladesh. *Aquaculture Research 41* (4), S. 481-495.

O'Brien, K., Hayward, B., & Berkes, F. (2009): Rethinking social contracts: building resilience in a changing climate. *Ecology and Society 14* (2), Art. 12.

O'Neill, J., Wilson, D., Purushothaman, R., & Stupnytska, A. (2005). *How solid are the BRICs?* Goldman Sachs. Global Economics Paper No. 134. http://www.goldmansachs.com/our-thinking/archive/archive-pdfs/how-solid.pdf. Zugegriffen: 25. Januar 2014.

Obrist, B., Pfeiffer, C., & Henley, R. (2010). Multi-layered social resilience: a new approach in mitigation research. *Progress in Development Studies 10* (4), S. 283-293.

Pelling, M. (2003). *The vulnerability of cities: natural disasters and social resilience*. New York: Earthscan Publications.

Rahman, A. (1997). Fish Marketing in Bangladesh: Status and Issues. In C. Tsai & Y. Ali (Hrsg.), *Openwater Fisheries of Bangladesh* (S. 99-114). Dhaka: University Press.

Rahman, M., Bhattacharya, D., Bin Shadat, W., & Deb, U. (2008). *Recent inflation in Bangladesh. Trends, determinants and impact on poverty.* Centre for Policy Dialogue (CPD). Dhaka: University Press.

(RAJUK) Rajdhani Unnayan Kartipakkha (2011). *Detailed Area Plan. Group C Thanas. Report*. Dhaka. http://www.rajukdhaka.gov.bd/rajuk/image/dap/groupC_Report/Chapters_c.pdf. Zugegriffen: 7. März 2014.

Scott, R. (2008). *Institutions and Organizations. Ideas and Interests*. Los Angeles: Sage Publications.

Smelser, N., & Swedberg, R. (2005). Introducing Economic Sociology. In N. Smelser & R. Swedberg (Hrsg.), *The Handbook of Economic Sociology* (S. 3-25). Princeton: Princeton University Press.

Streets, D. G., & Glantz, M. H. (2000). Exploring the concept of climate surprise. *Global Environmental Change 10* (2), S. 97-107.

Turner, B. L., Kasperson, R., Matson, P., McCarthy, J., Corell, R., Christensen, L., Eckley, N., Kasperson, J., Luers, A., Martello, M., Polsky, C., Pulsipher, A., & Schiller, A. (2003). A framework for vulnerability analysis in sustainability science. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 100* (14), S. 8074-8079.

Voss, M. (2008). The vulnerable can't speak. An integrative vulnerability approach to disaster and climate change research. *Behemoth 1* (3), S. 39-56.

Walker, B., & Salt, D. (2006). *Resilience thinking: sustaining ecosystems and people in a changing world*. Washington D.C.: Island Press.

Webster, P. J., Jian, J., Hopson, T. M., Hoyos, C. D., Agudelo, P., Chang, H.-R., Curry, J. A., Grossman, R. L., Palmer, T. N., & Subbiah, A. R. (2010). Extended-range probabilistic forecasts of Ganges and Brahmaputra floods in Bangladesh. *Bulletin of American Meteorological Society 91* (11), S. 1493-1514.

Vorsicht, Sackgasse! Anpassung und Anpassungsfähigkeit in volatilen Arbeitsmärkten

Das Beispiel Musicaldarsteller[1]

Oliver Ibert und Suntje Schmidt

1 Einleitung

Die sozialwissenschaftlichen Begriffe Vulnerabilität und Resilienz beschreiben eine Gruppe sozialer Praktiken in einer sich beständig wandelnden Welt, in denen die Idee der Wertschätzung mit jener der Bewahrung verbunden wird. Beide Begriffe implizieren zwei Operationen sozialer Konstruktion: erstens die Identifikation und Abgrenzung einer wertgeschätzten Entität (Christmann und Ibert 2012), z. B. eine geliebte Person, eine Bezugsgruppe, das umliegende Wohnviertel, ein sensibles Ökosystem oder auch eine technische Infrastruktur; zweitens eine erhöhte Sensibilität für potenzielle Gefährdungen, welche die interne Integrität dieser wertgeschätzten Entität in existenzieller Weise bedrohen. Beide Begriffe sind aufeinander bezogen, setzen dabei jedoch jeweils eigene Akzente. Während der Begriff der Vulnerabilität vornehmlich auf die Identifizierung potenzieller Gefährdungen abstellt, die entweder allmählich und schwelend (slow burn) entstehen oder sich eruptionsartig entladen können („Schocks") (Hassink 2010), bezieht sich das Konzept der Resilienz auf die Fähigkeit, die bedrohte Entität vor möglichen Gefährdungen zu schützen, um so ihr Fortbestehen zu sichern. Anders ausgedrückt beschreibt der Begriff der Resilienz das Vermögen, Diskontinuitäten und Erschütterungen zu widerstehen bzw. diese zu absorbieren. Resilienz lässt sich zum einen dadurch gewährleisten, dass die betroffene Entität eine Robustheit entwickelt, die es ihr erlaubt, nach einem negativen Einfluss in ihre vormalige Form „zurückzufedern" (bounce back). Zum anderen kann Resilienz auch durch ein gewisses Maß an Flexibilität erreicht werden, die es der Entität erlaubt, ihre interne Struktur entsprechend umzugestalten und Funktionen anzupassen, sobald sie sich mit veränderten Umweltanforderungen konfrontiert sieht (Pendall et al. 2010; Martin 2012).

1 Der Artikel wurde in enger Anlehnung an Ibert und Schmidt (2014) verfasst.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_9, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

In diesem Beitrag beschäftigen wir uns mit Situationen, in denen sich das Verhältnis zwischen Wertschätzung und Bewahrung besonders prekär und unklar darstellt. In komplexen und teilweise chaotischen Umgebungen wie etwa dem unbeständigen Arbeitsmarkt für Musicaldarsteller (unser empirisches Fallbeispiel), in denen sich Phasen der Stabilität mit Phasen plötzlicher Veränderungen abwechseln, stellt uns das Konzept der Resilienz vor komplexe Herausforderungen. In solch einer Umgebung – und wir nehmen an, dass letztendlich zahlreiche, wenn nicht alle sozialen Praktiken der Resilienz in einem derartigen Kontext stattfinden – kann das Konzept der Resilienz unvermittelt seine Bedeutung verändern. In Phasen relativer Stabilität erscheint es vielversprechend, sich den zu erwartenden, von der Umgebung gestellten Anforderungen möglichst gut anzupassen. In turbulenten Zeiten hingegen greifen solche Maßnahmen der gesteigerten Anpassung plötzlich nicht mehr. Sie können sogar dabei behindern, neue oder bislang übersehene Strategien zu erkunden, um so alternative Entwicklungspfade zu erschließen. Paradoxerweise muss sich die wertgeschätzte Entität also im Zweifelsfall radikaler verändern, um weiterhin dieselbe bleiben zu können (Grabher und Stark 1997; Pike et al. 2010).

In diesem Artikel möchten wir diese Überlegungen zum dialektischen Spannungsverhältnis zwischen Anpassung und Anpassungsfähigkeit weiter vorantreiben. Wir konzentrieren uns dabei auf die Untersuchung von Resilienzpraktiken, die beständig zwischen diesen beiden Polen alternieren müssen: die von Musicaldarstellern entwickelten Arbeitsmarktstrategien. Der Titel unseres Beitrags „Vorsicht, Sackgasse!" bezieht sich auf ebensolche Situationen, in denen die Weiterverfolgung bekannter Strategien die Gefahr beinhaltet, die Erkundung neuer Entwicklungspfade in entscheidender Weise zu vernachlässigen. Dieser Beitrag hat zum Ziel, empirisch fundierte, idealtypische Beschreibungen der dynamischen Bedeutungen der Begriffe Anpassung und Anpassungsfähigkeit zu entwickeln. Daher sind wir insbesondere an den Veränderungen interessiert, die die grundsätzliche Ausrichtung von Resilienzstrategien in Richtung *Adaptation* oder *Adaptability* betreffen. Wir gehen von der Annahme aus, dass Musicaldarsteller zu Karrierebeginn überwiegend vor der Herausforderung stehen, sich den Marktanforderungen *anzupassen*, während die Aufrechterhaltung bzw. Entwicklung der Anpassungs*fähigkeit* (also des Vermögens, auch ein breiteres Spektrum an Möglichkeiten – einschließlich Exit-Strategien – für sich als Handlungsoption zu betrachten) im weiteren Karriereverlauf zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Darüber hinaus ist es uns ein Anliegen, die räumliche Dimension dieser ambivalenten Resilienzpraktiken zu erforschen. Bislang wurde die räumliche Dimension von Resilienz vorwiegend im Rahmen von Studien zur „*resilience of places*" thematisiert (Pike et al. 2010, S. 63, eigene Hervorhebung). Demgegenüber möchten wir unser Hauptaugenmerk auf *räumliche Resilienzstrategien* richten. Unsere Studie

erforscht Arbeitsmarktakteure und die relationalen Räume, die diese im Laufe ihrer Karriere konstruieren. Wir untersuchen, wie Musicaldarsteller Raum und Zeit im Rahmen ihrer auf Anpassung oder Anpassungsfähigkeit ausgerichteten Strategien wahrnehmen und für sich nutzbar machen. Wie wir zeigen werden, lassen sich die entsprechenden Arbeitsmärkte nicht sinnvollerweise als lokal verankert oder territorial begrenzt beschreiben – vielmehr beherrschen die Eindrücke der Mobilität und Fluidität das Bild.

In den folgenden Kapiteln werden wir näher beschreiben, welchen Beitrag die theoretischen Konzepte „Anpassung" und „Anpassungsfähigkeit" leisten können, sobald man sie als sozial konstruierte Resilienzstrategien begreift. Anschließend wird die Relevanz unserer Perspektive für die Analyse volatiler Arbeitsmärkte im Kreativsektor diskutiert. Nach einer kurzen Einführung in den methodischen Ansatz stellen wir in den empirischen Hauptkapiteln dar, auf welche Weise Musicaldarsteller im Zuge ihres Balanceakts zwischen Anpassung und Anpassungsfähigkeit relationale Räume konstruieren. Insbesondere untersuchen wir, wie die befragten Personen sich auf Arbeitsmärkten positionieren, berufsbezogene Identitäten managen und ihre sozialen Netzwerke aufbauen, einsetzen und weiterentwickeln. Abschließend fassen wir unseren konzeptionellen Beitrag zum Resilienzdiskurs, unsere empirischen Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Karriereforschung sowie zur sozialwissenschaftlichen Raumforschung zusammen.

2 Resilienz durch Anpassung und Anpassungsfähigkeit

Wir verstehen Resilienz nicht als eine faktische, quasi-objektive oder messbare Fähigkeit, die sich einer gegebenen Entität zuschreiben ließe. Stattdessen basiert Resilienz in unserem Ansatz auf einer aktiven und zielgerichteten Konstruktionsarbeit, bei der – ähnlich wie in der Actor-Network-Theorie in Bezug auf andere empirische Gegenstände vorgedacht – inkommensurable Entitäten (also Entitäten unterschiedlicher Art oder Qualität) miteinander assoziiert werden (Latour 2005). Das sich daraus ergebende Beziehungsgeflecht, innerhalb dessen sich Vulnerabilitäts- und Resilienzpraktiken verorten lassen, besteht aus drei wesentlichen Elementen: 1) einer wertgeschätzten Entität (die zumeist im Mittelpunkt steht), 2) externen Entitäten, die entweder gefährdend oder schützend auf diese wertgeschätzte Entität einwirken, und 3) den Assoziationen zwischen allen genannten Entitäten (Christmann und Ibert 2012).

All diese zentralen Parameter lassen sich keineswegs als quasi-natürlich oder als gegeben begreifen; vielmehr sind sie das Ergebnis kollektiver Konstruktionsarbeit.

So verlangt beispielsweise die Identifizierung einer wertgeschätzten Entität (sei es nun eine Gruppe, eine Region, eine technische Infrastruktur oder – wie in unserem Fall – einzelne Teilnehmer am Arbeitsmarkt) ihre aktive Abgrenzung *gegenüber* anderen Entitäten (Latour 2005). Der kollektive Wert ist ebenfalls nicht gegeben, sondern muss sozial ausgehandelt werden (Stark 2011). Ebenso ist die Identifizierung von externen Entitäten von der Wahrnehmung der Umwelt abhängig. Die Wahrnehmung, dass gefährdende oder schützende Kräfte auf eine wertgeschätzte Entität einwirken, bedarf zunächst eines vorab und kollektiv geteilten Wissens über Kausalzusammenhänge und Wechselwirkungen. Zudem entfalten sich innerhalb des Beziehungsgeflechts in aller Regel die Beziehungen zwischen Entitäten entlang vielfacher Dimensionen (z. B. potenzielle physische Aus- oder Einwirkungen, technische Vorkehrungen, institutioneller Schutz, soziale Unterstützung). Auch hier legt wiederum eine aktive und kollektive Konstruktion erst fest, welche dieser Dimensionen letztlich anerkannt, ernst genommen und im Vergleich zu anderen eine hervorgehobene Rolle spielen. Aufgrund ihrer Komplexität können Beziehungen sogar paradoxe Auswirkungen haben – etwa indem sie gleichzeitig als gefährdend und beschützend wahrgenommen werden. Zum Beispiel sichert ein Jobangebot aus dem Ausland Musicaldarstellern zunächst einmal Einkommen. Gleichzeitig ergeben sich durch genau dieses Angebot auch neue Unsicherheiten, da z. B. plötzlich zwei nationale Sozialversicherungssysteme und Steuergesetzgebungen berücksichtigt werden müssen (Herkunft des Musicaldarstellers und Arbeitsort). Mitunter ist dann unklar, welches Gesetz im konkreten Fall nun Anwendung finden soll (Ibert und Schmidt 2012). Diese Ausführungen zeigen, dass Abwägungen zu Vulnerabilität und Resilienz in hohem Maße von individuellen und kollektiv geteilten *Wahrnehmungen* der Umwelt abhängig sind. Beide Wahrnehmungen des Ereignisses – die optimistische und die pessimistische – sind somit selektiv und beruhen auf einer begrenzten Rationalität (‚bounded rationality'; Simon 1991). Des Weiteren unterliegen Assoziationen, wie die der Gefährdung oder des Schutzes, stets kollektiven Interpretationen und können daher angesichts widerstreitender Interessen immer wieder aufs Neue diskutiert und bewertet werden (Christmann und Ibert 2012). Der bewahrend-wertschätzende Blick auf die Welt erzeugt daher notwendigerweise immer wieder blinde Flecken. Die Lücken und Auslassungen, die vom Unwissen innerhalb der konstruierten Beziehungsnetzwerke auf dem Gebiet Vulnerabilität und Resilienz zeugen, sind daher als ebenso bedeutsam einzustufen wie die explizierten und kenntlich gemachten Beziehungen (Christmann et al. 2014).

Je mehr Bedeutung dem Aspekt der Wahrnehmung beigemessen wird, desto mehr verschiebt sich die Theoriebildung zu Mechanismen der Resilienz von quasi-objektiven Merkmalen hin zu reflexiven Fähigkeiten. So werden etwa in den Organisationswissenschaften Merkmale wie „Robustheit" von Organisationen (d. h.

die Fähigkeit von Elementen und Strukturen, Belastungen zu widerstehen bzw. abprallen zu lassen), „Redundanz" (d.h. die Verfügbarkeit von Elementen, Untereinheiten oder Systemen, die als Ersatz für kritische Funktionen dienen können) oder „resourcefulness" (d.h. das Vermögen, Ressourcen in Gefahrensituationen zu mobilisieren und mit diesen zu improvisieren) (Kendra und Wachtendorf 2003) zunehmend um kognitive Dispositionen ergänzt, mit deren Hilfe sich die unvermeidbare Begrenztheit von Wahrnehmungen auf produktive Art und Weise nutzen lässt. Als Beispiel lässt sich hier die Fähigkeit anführen, etablierte Wissensansprüche infrage zu stellen und proaktiv nach neuen Informationen zu suchen. Des Weiteren wird dem Konzept des „respektvollen Umgangs" hohe Priorität eingeräumt, da dies die Fähigkeit verbessert, von anderen geäußerte Meinungen selbst dann zu akzeptieren, wenn sie den eigenen kognitiven Einstellungen widersprechen (Weick 1993; Weick und Sutcliffe 2007). Diese Konzeptualisierungen erkennen den selektiven und anfechtbaren Charakter von Wahrnehmungen an und erkunden gleichzeitig die Möglichkeiten, unterschiedliche Wahrnehmungsweisen so aufeinander zu beziehen, dass sich das Fehlerbewusstsein (‚mindfulness') von Organisationen verbessert (Weick und Sutcliffe 2007). Dabei besteht der Grundgedanke vor allem darin, mehrere unabhängige Sensoren beizubehalten (Grabher und Stark 1997). Durch die Gegenüberstellung kollektiv geteilter Wahrnehmungen mit alternativen, aus anderen Blickwinkeln entstandenen Sichtweisen werden blinde Flecke innerhalb resilienzbezogener Beziehungsgeflechte sichtbar.

Bei der Konstruktion von Resilienz handelt es sich um einen dynamischen Prozess, in welchem bewusst Veränderungen im Beziehungsgeflecht herbeigeführt werden, um die wertgeschätzte Entität zu bewahren (Nelson et al. 2007). Dabei können diese Praktiken dynamischen Bewahrens jedoch höchst unterschiedlich ausgerichtet sein. In unserem Beitrag möchten wir diese unterschiedlichen potenziellen Orientierungen näher bestimmen, indem wir auf die Unterscheidung der beiden Konzepte „Anpassung" und „Anpassungsfähigkeit" rekurrieren (Grabher und Stark 1997; Hassink 2010; Pike et al. 2010). Die beiden Begriffe beleuchten die vielschichtigen und wechselseitigen Abhängigkeiten, die zwischen den internen Strukturen und Funktionen einer resilienten Entität und ihrer externen Umgebung bestehen.

Für das Konzept der Anpassung bildet ein vormaliger Zustand den wichtigsten Bezugspunkt, wobei das Vermögen des „Zurückfederns" in diesen vormaligen Zustand (‚bounce back') die wichtigste Fähigkeit darstellt. Ein extremes Beispiel für eine Absorption von Störungen, die keinen Übergang zu einem anderen Regime nach sich zieht, ist sicherlich die schnelle Wiederherstellung der Katastrophenschutzzentrale in New York nach dem 11. September 2001. Die Zentrale war zuvor im World Trade Center angesiedelt. Kurz nach den Angriffen musste sie evakuiert

werden, bevor ihre gesamte physische Struktur zusammenbrach. „Less than three days after the attacks, emergency management personnel had established a site that in many respects mirrored the destroyed facility and that, although lacking in elegance, preserved and magnified many of the functional attributes of the original […] complex" (Kendra und Wachtendorf 2003, S. 38).

Das Zurückfedern in einen Zustand vor der Katastrophe bezeichnet somit entweder eine Aufrechterhaltung der internen *Strukturen* einer Entität (so die Definition von Holling: „the persistence of relationships within a system"; Holling 1973, S. 17) oder die Aufrechterhaltung ihrer zentralen *Funktionen*, wie Redman und Kinzig hervorheben („to remain functionally stable in the face of stress"; Redman und Kinzig 2003, S. 5).

Im Hinblick auf externe Bedingungen impliziert das Konzept der Anpassung zwar, dass die beeinflussenden Variablen und Umweltparameter (Holling 1973) allesamt einem dynamischen Wandel unterliegen und daher mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die wertgeschätzte Entität mit Belastungen und Störungen konfrontieren. Andererseits bleiben Umfang und Reichweite dieser Dynamiken jedoch begrenzt, da die kritischen Parameter bereits spezifiziert und die Risiken – zumindest im Grundsatz – bekannt sind. Anpassung ist somit als dynamischer, gleichwohl in vorgefassten Bahnen verlaufender (Pike et al. 2010, S. 62) Lernprozess zu verstehen (Nelson et al. 2007), der sich vor allem auf vermeintlich wohlbekannte kausale Mechanismen stützt. Innerhalb einer solch begrenzten Umgebung lassen sich Praktiken gezielt einsetzen, um erwünschte und vordefinierte Ergebnisse zu erreichen. Bei Anpassungsprozessen handelt es sich also stets um Lernprozesse, allerdings sind diese auf bereits bekannte Ziele ausgerichtet und bewegen sich innerhalb vorgegebener Grenzen. Im Kern zielt die Logik der Anpassung daher auf die Aufrechterhaltung der internen Struktur und Funktionalität einer Entität ab – wobei dies durch eine dynamische Anpassung ihres Zuschnitts an die Anforderungen einer bestimmten Umgebung erreicht werden soll (Grabher und Stark 1997).

Das Konzept der Anpassungsfähigkeit ist aus kritischen Reflexionen hervorgegangen, die die (konzeptionellen) Grenzen von Anpassungsstrategien hervorheben (Grabher und Stark 1997, S. 534). Anpassungsfähigkeit entsteht durch die bewusste Entscheidung, einen in der Vergangenheit durchaus erfolgreichen Pfad zugunsten eines neuen, alternativen Kurses zu verlassen (Pike et al. 2010, S. 62). Im Gegensatz zu Anpassung impliziert Anpassungsfähigkeit somit auch, dass die Bewahrung der Integrität eines Systems mitunter damit verbunden sein muss, interne Verbindungen neu zu ordnen und Funktionen neu zu bestimmen. Die Identität sowie die konstitutiven *Elemente* einer wertgeschätzten Entität bleiben erhalten, doch die *Verknüpfungen zwischen diesen Elementen* werden nicht als starr, sondern vielmehr als lose begriffen und können daher kurzfristig umorganisiert werden. Ein solches

System, welches aus lose gekoppelten Elementen besteht, ist in der Lage, sich einer Reihe unterschiedlicher lokaler Kontingenzen anzupassen, ohne dabei als Ganzes aufgegeben werden zu müssen (Grabher und Stark 1997, S. 538). Dies beinhaltet die Möglichkeit, dass das System neue Funktionalitäten entwickelt, alte aufgibt und sich grundlegender neu erfindet, um bestehen bleiben zu können. Dieser Argumentation zufolge kann der Status quo ante im Falle von Anpassungsfähigkeit nicht mehr als zentraler Bezugspunkt für Resilienzstrategien dienen.

Das Konzept der Anpassungsfähigkeit impliziert eine weitere Qualität der Wechselbeziehung zwischen einer wertgeschätzten Entität und ihrer jeweiligen Umgebung. Auf kurze Sicht mögen sich Veränderungen der Umwelt noch im Rahmen einer vertrauten Logik bewegen. Langfristig herrscht über künftige Veränderungen jedoch eine fundamentale Unsicherheit (im Sinne von Knight 1921). Die Atomkatastrophe von Fukushima zeigt, dass Parameter auf unvorstellbare Weise zusammenkommen können und dabei alle vernünftigen Erwartungen zu sprengen vermögen. Somit steht das Konzept der Anpassungsfähigkeit vor der paradoxen Aufgabe, auf unvorhergesehene, rasante und umfassende Veränderungen vorbereitet zu sein (Pike et al. 2010).

Während es beim Konzept der Anpassung hauptsächlich darum geht, *ein System an seiner Umwelt auszurichten*, so wirft das Konzept der Anpassungsfähigkeit viel ernsthafter die Frage nach der Möglichkeit einer kreativen *Anpassung der Umwelt an die Ansprüche des jeweiligen Systems* auf (Kirsh 1996). Erstens wird hier die Umwelt grundsätzlich als unklar und mehrdeutig begriffen. Neue Interpretationsmöglichkeiten werden sichtbar, sobald man sie aus unterschiedlichen analytischen Blickwinkeln betrachtet (Grabher und Stark 1997): Was zunächst noch als Altlast erschien, kann so unvermittelt zur Chance werden. Zweitens verweist der Begriff der Anpassungsfähigkeit auf einen direkten Eingriff in die Umwelt. So verstand etwa Weick (1993) in seiner Theoriebildung die „Bricolage“ (also das kreative Umgestalten bekannter Umweltelemente, um so über einen bestehenden Zustand hinauszugehen) als integralen Bestandteil von Resilienz (Kendra und Wachtendorf 2003).

Erwerbsverlaufsstudien greifen die Begriffe Resilienz, Anpassung und Anpassungsfähigkeit mit Bezug auf das Wohlbefinden und die Arbeitszufriedenheit von Arbeitnehmern auf. Ähnlich wie in der vorliegenden Arbeit wird in diesen Karrierestudien das Konzept der Arbeitsmarktresilienz zwischen zwei Fähigkeiten verortet: derjenigen, vorhersehbare Aufgaben und Anforderungen zu bewältigen, und derjenigen, mit unvorhersehbaren Einflüssen und Anpassungen an das Arbeitsleben umzugehen (Savickas 1997, S. 254). Es geht ebenfalls um individuelle Konstruktionsleistungen, die dazu dienen, eine Grenzziehung zwischen dem Individuum und dem Arbeitsmarkt vorzunehmen: Arbeitsmarktteilnehmer blicken in die Zukunft und versuchen in ihrer Weiterentwicklung, ihre Passfähigkeit

mit potenziellen Entwicklungen ihrer Umwelt in Übereinstimmung zu bringen (Plimmer et al. 2000, S. 84). Anpassungsfähigkeit impliziert somit auf sich selbst gerichtete Managementstrategien, die es einer Person erlauben, innerhalb eines Arbeitsmarktes zu handeln und diesen gleichzeitig selbst zu modifizieren.

Im Rahmen sozialwissenschaftlicher Debatten zu prekären Arbeitsbedingungen im kreativen Sektor werden bereits einige der externen Bedrohungen diskutiert, denen sich Kreative oftmals ausgesetzt sehen (siehe z. B. Gill und Pratt 2008). Dabei sehen sich Musicaldarsteller – also die von uns empirisch untersuchte Gruppe – mit den meisten dieser Risiken konfrontiert. Genau wie etwa Theaterschauspieler und Fernsehdarsteller bewegen sie sich in übersättigten Arbeitsmärkten (Dean 2005), in denen Arbeit zunehmend unter Kostendruck steht (Christopherson 2008).[2] Zudem zeigen unsere Daten, dass die Aussicht auf eine Beschäftigung ab einem Alter um 40 rapide abnimmt – für Frauen gilt dies übrigens in ganz besonderem Maße (Dean 2005; Entwistle und Wissinger 2006). Wie in vielen projektbasierten Tätigkeitsfeldern (Grabher 2004; Grabher und Ibert 2006; Watson 2012) sind auch im Musicalbusiness befristete Arbeitsverträge, Honorarverträge sowie freiberufliche Tätigkeiten weit verbreitet. Ähnlich wie bei Designern (Vinodrai 2013) wechseln sich auch bei den Erwerbsbiografien der meisten Musicaldarsteller Phasen der Erwerbstätigkeit mit Phasen freiberuflicher Tätigkeiten, Unterbeschäftigung oder gar Arbeitslosigkeit ab. Aufgrund der charakteristischen Segmentierung dieses Arbeitsmarktes (auf die wir noch genauer in Kapitel 4 eingehen werden), können Musicaldarsteller dessen Anforderungen nur dann erfüllen, wenn sie sich den Bedingungen eines multilokalen Mobilitätschemas anpassen (Hilti 2009). Zusammen untergraben räumliche Mobilität und flexible Verträge die Einbindung von Musicaldarstellern in die Institutionen der sozialen Sicherungssysteme. Da diese in der Regel territorial gebunden sind (Vinodrai 2013) und oftmals von einer kontinuierlichen und langfristigen Beitragszahlung ausgehen, verlaufen Karrieren von Musicaldarstellern häufig quer zu territorialen Grenzen und institutionellen Standards, die für diese sozialen Sicherungssysteme angelegt bzw. vorausgesetzt werden (Ibert und Schmidt 2012). Hinzu kommt schließlich noch, dass sich das Musicalgenre als eine Kombination dreier darstellender Künste (Singen, Tanzen, Schauspielern) begreifen

2 Da bislang keine aussagekräftigen Statistiken zu Musicaldarstellern vorliegen, können wir aus unseren Interviews lediglich ungefähre Rückschlüsse auf die Einkommenssituationen ziehen. So berichtet etwa einer der Interviewpartner von einer Situation, in welcher ihm ein sechswöchiger Auftrag ein Einkommen einbrachte, das unterhalb des bundesweiten Satzes der Arbeitslosenunterstützung (selbst für erfahrene Darsteller) lag. Für ähnliche Arbeitsmärkte liegen jedoch bereits Daten vor, die von gefährlich niedrigen Löhnen (Gill und Pratt 2008) und Einkommensunterschieden im Allgemeinen sowie zwischen männlichen und weiblichen Beschäftigten im Besonderen zeugen (Haak 2006).

lässt. Wie einer unserer Interviewpartner – eine Spezialistin für gesundheitliche Probleme von Musicaldarstellern – betont, erhöht diese heikle Kombination dreier berufsspezifischer Gesundheitsrisiken (für das Tanzen siehe Wanke 2007) auf lange Sicht die allgemeine Verletzungsanfälligkeit der Künstler.

Mit unserem Artikel möchten wir Verbindungen der Diskurse zu Vulnerabilität und Resilienz sowie Anpassung und Anpassungsfähigkeit mit den hier bereits angerissenen neuesten Beiträgen zu diversen Unsicherheiten und prekären Arbeitsverhältnissen, die sich im breit gefächerten kreativen Sektor antreffen lassen, ausloten. Wir dekontextualisieren somit ganz bewusst unseren empirischen Untersuchungsgegenstand (unbeständige Arbeitsmärkte) und betten diesen ein in einen neuen terminologischen Rahmen mit den Kernbegriffen Resilienz sowie Anpassung und Anpassungsfähigkeit. Ein solches „Reframing" ist zum einen gut geeignet, die Funktionen von sozialen Konstruktionen, Wahrnehmungen und Handlungsansätzen besser zu verstehen, wie sie im Rahmen derjenigen individuellen Strategien zutage treten, mit denen Akteure auf die grundlegenden, durch unbeständige Arbeitsmärkte produzierten Unsicherheiten und institutionellen Mehrdeutigkeiten zu reagieren suchen. Auch lässt ein solches „Reframing" bei den empirischen Fällen neue Aspekte der Resilienz zutage treten, die zuvor in diesem auf Naturgefahren fokussierten Diskurs wenig Beachtung gefunden hatten.

Weiterhin zielt unsere Studie darauf ab, durch die Hervorhebung der räumlichen Dimension der Konzepte Anpassung und Anpassungsfähigkeit einen Beitrag zum Diskurs über Vulnerabilität und Resilienz zu leisten. Tatsächlich messen viele sozialwissenschaftliche Disziplinen dem Faktor Raum keine besondere Bedeutung bei. So thematisieren etwa Organisationswissenschaften – die sich (naturgemäß) mit der Resilienz von Organisationen beschäftigen – räumliche Aspekte allenfalls am Rande. Andere Bereiche sozialwissenschaftlicher Forschung, die vor allem aufgrund ihrer (sub-) disziplinären Traditionen auf raumbezogene Fragestellungen eingehen (z. B. die Humangeografie, Stadtsoziologie oder Regionalökonomie), leisten durch das Erforschen der Resilienz räumlicher Einheiten einen Beitrag zum Diskurs. Dabei wurden bislang vor allem Städte (Coaffee et al. 2008; Amin 2013) und Regionen (Hassink 2010; Pendall et al. 2010; Martin 2012) als Systeme interpretiert, die durch Antizipation, Vorbereitung, Reaktion und Erholung in unterschiedlichen Schritten zielgerichtet mit Störungen umzugehen vermögen (Foster 2007, S. 14). Es erscheint jedoch fraglich, inwieweit eine solche Eingliederung des Faktors Raum in den Resilienzdiskurs dazu geeignet sein kann, innerhalb der unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Fachbereiche eine breitere Diskussion über Raum und Räumlichkeit anzustoßen. Aus diesem Grunde konzentriert sich unser Beitrag nicht auf eine „*resilience of places*" (Pike et al. 2010, S. 63, eigene Hervorhebung)

oder Regionen – vielmehr legen wir unseren empirischen Schwerpunkt auf *räumliche Resilienzstrategien*.

Unser Forschungsschwerpunkt liegt auf Musicaldarstellern und den Räumen, die sie im Zuge ihrer Positionierung auf dem Arbeitsmarkt und ihrer Interaktion mit wahrgenommenen existenziell gefährdenden oder schutzbietenden Einheiten (z. B. Arbeitgeber, Theater, Institutionen, Wettbewerber, Ausbilder) positionieren. In unserem Ansatz sind räumliche Kategorien wie Nähe und Distanz, Reichweite, Territorien und Grenzen sowie Mobilität und Verankerung in die Assoziationen des Beziehungsgeflechts der Resilienz gleichsam eingeschrieben (Christmann und Ibert 2012).

Darüber hinaus möchten wir uns einigen bislang noch zu wenig erforschten resilienzbezogenen Dynamiken zuwenden. Bisher haben die am Diskurs zu regionaler Resilienz beteiligten Theoretiker stets ein räumliches System in den Mittelpunkt ihrer Analyse gerückt und sodann gefragt, ob dieses System mit seiner Umgebung eher im Sinne von Anpassung oder Anpassungsfähigkeit interagiert. Ein solcher Argumentationsstrang impliziert die Existenz eines Trade-off zwischen Anpassung auf der einen und Anpassungsfähigkeit auf der anderen Seite (Grabher und Stark 1997). Im Gegensatz dazu untersuchen wir in unserer Studie ein System (Arbeitsmarkt), das aus mehreren, sich gegenseitig bedingenden Subsystemen (Arbeitsmarktteilnehmern) besteht, von denen ein jedes eigene Strategien von Anpassung bzw. Anpassungsfähigkeit verfolgt. Wir beschäftigen uns, anders ausgedrückt, also mit einem äußerst *dynamischen und offenen System*, in dem Strategien der Anpassung und Anpassungsfähigkeit koexistieren und miteinander konkurrieren. In einer derart unsteten Umgebung erscheint es uns zu kurz gegriffen, einen direkten Zielkonflikt zwischen beiden Konzepten zu konstatieren, da dies den Grundcharakter der tatsächlich beobachtbaren Resilienzpraktiken verkennen würde. Wie unsere empirischen Analysen zeigen werden, wird es für Musicaldarsteller stattdessen immer wichtiger, je nach Situation zwischen Strategien der Anpassung und Anpassungsfähigkeit „umzuschalten". Generell gilt, dass eine konsequente Verfolgung von Anpassungsstrategien nötig ist, um zunächst einmal auf dem Markt Fuß zu fassen. Auf lange Sicht jedoch erscheint es ebenso wichtig, die eigene Anpassungs*fähigkeit* zu pflegen und weiterzuentwickeln – und somit den Verbleib im Geschäft zu sichern, ohne dabei die Möglichkeit zu verspielen, diesen Arbeitsmarkt im Bedarfsfall zu verlassen (Exit-Option).

3 Forschungsdesign

Mit Rückgriff auf die Arbeiten von Alfred Schütz (1953) verstehen wir Vulnerabilitäts- und Resilienzkalküle als „Konstruktionen erster Ordnung“ und mithin als soziotechnische Konstrukte, die in praktisches Handeln eingebettet sind und zuvorderst der Ermöglichung zielgerichteten Handelns dienen. Für unsere sozialwissenschaftliche Analyse von Vulnerabilität und Resilienz stützen wir uns jedoch auf „Konstruktionen zweiter Ordnung“ (Schütz 1953). Dazu werten wir die Konstruktionen erster Ordnung unserer Befragten aus und suchen dabei nach typischen Mustern. In den Interviews haben wir unsere Befragten (23 deutsche Musicaldarsteller) gebeten, über ihre Vulnerabilität auf dem Arbeitsmarkt nachzudenken und uns ihre Strategien reaktiver Anpassung und/oder proaktiver Intervention gegenüber dieser Umgebung zu beschreiben. Zudem ermutigten wir sie dazu, über die möglichen Konsequenzen ihrer eigenen Entscheidungen zu reflektieren und ihre kurz- und langfristigen Aussichten auf dem Arbeitsmarkt abzuschätzen. Wir haben im Zuge unserer Gespräche also eine Situation konstruiert, in der sich die Befragten in die Rolle einer wertgeschätzten Entität hineinversetzen und ihre früheren und aktuellen Karriereentscheidungen im Lichte externer Bedrohungen ihres Arbeitsmarktes interpretieren konnten. In Anbetracht eines solchen Forschungsdesigns stehen also jene Wahrnehmungen, Interpretationen und Bedeutungszuschreibungen im Mittelpunkt unserer Analyse, die die Darsteller in ihren Konstruktionen erster Ordnung vornahmen.

Für eine Untersuchung des Arbeitsmarktes für Musicaldarsteller in Deutschland haben wir uns vor allem aus zwei Gründen entschieden. Zum einen erlaubt das ausgewählte Untersuchungsfeld ein gewisses Maß an Verallgemeinerbarkeit. Wie wir bereits dargestellt haben, verkörpern Musicaldarsteller exemplarisch sowohl extreme als auch weitverbreitete Wesensmerkmale unsteter und prekärer Arbeitsmärkte. Unsere Erkenntnisse zu diesem speziellen Arbeitsmarkt ermöglichen es uns daher, gleichzeitig auch Rückschlüsse auf verwandte Berufsfelder im kreativen Sektor (aber durchaus auch auf solche außerhalb der Kulturwirtschaft) zu ziehen. Mit Sicherheit spiegeln die hier vorgestellten Ergebnisse auch einige der Eigenheiten des deutschen Wohlfahrtssystems und der entsprechenden staatlichen Unterstützungsleistungen wider. Es würde allerdings den Rahmen des Artikels sprengen, hier näher auf die Unterschiede einzugehen, die zwischen verschiedenen nationalen Wohlfahrtsregimen existieren. Dennoch sind unsere Überlegungen weit über den deutschen Kontext hinaus relevant. Innerhalb eines breiten Spektrums funktionierender öffentlicher und privater Wohlfahrtsleistungen müssen sich Musicaldarsteller in Deutschland über einige institutionelle und territoriale Mismatches Sorgen machen. In Deutschland finden wir in der Tat all jene institutionellen Kontexte vor, in denen

Mikropraktiken der Arbeitsmarktresilienz auf soziale Sicherungsmaßnahmen treffen, die auf der Annahme beruhen, dass 1) Arbeitsbeziehungen sich über einen langen Zeitraum hinweg stabil gestalten und dass 2) diese Arbeitsbeziehungen die territorialen Grenzen dieses Systems nicht überschreiten.

Zum anderen erscheint uns das ausgewählte Forschungsfeld insofern besonders vielversprechend, als es Aufschluss über soziale Resilienzpraktiken zu geben vermag, die stark vom Spannungsfeld bzw. den Widersprüchen zwischen Anpassung und Anpassungsfähigkeit geprägt sind. Einerseits scheint innerhalb dieser Arbeitsmärkte die Notwendigkeit zu bestehen, sich den spezifischen Verhaltensregeln, Normen und Konventionen anzupassen, da es andernfalls praktisch unmöglich ist, in diesem Bereich überhaupt Fuß zu fassen. Dabei gestaltet sich das von den Künstlern geforderte Qualifikationsprofil äußerst anspruchsvoll: So müssen sie nicht nur Gesang, sondern auch Tanz und Schauspiel auf professionellem Niveau beherrschen. Der Arbeitsmarkt kann als deutlich übersättigt gelten. Für viele Menschen wirkt die Vorstellung, einmal selbst Teil einer Musicalshow zu sein, als sehr starker Magnet, während der Bedarf an Musicaldarstellern gleichzeitig stagniert oder sogar rückläufig ist (siehe z. B. auch Steiner und Schneider 2012). Andererseits sind Viele oftmals gezwungen, diesen Arbeitsmarkt wieder zu verlassen – und dies selbst dann, wenn sie zuvor bereits in der Musicalbranche Fuß gefasst hatten. In Ermangelung eines „Starsystems“[3] erscheint es extrem schwierig, sich einen gewissen öffentlichen Bekanntheitsgrad aufzubauen. Außerdem nimmt auf diesem Arbeitsmarkt die Nachfrage nach (insbesondere weiblichen!) Rollen ab einem Bühnenalter von 45 Jahren dramatisch ab. Mit fortschreitendem Alter wird es außerdem aufgrund der körperlichen Dreifachbelastung (Schauspielern, Tanzen, Singen) und des permanenten Drucks, immer wieder neue Engagements zu sichern, zunehmend schwierig, gesund zu bleiben bzw. sich vollständig zu regenerieren (Ibert und Schmidt 2012). Anders ausgedrückt kann sich die Bedeutung von Resilienz im Laufe der Karriere eines Musicaldarstellers grundlegend verändern.

Wir möchten näher auf diese Spannungsverhältnisse eingehen, indem wir Daten von verbundenen Stichprobenpaaren aus qualitativen Interviews einander gegenüberstellen. Dabei vergleichen wir Daten aus 13 Interviews mit Musicaldarstellern, die noch am Anfang ihrer Karriere stehen (davon sieben weibliche Künstler), mit Daten aus zehn weiteren Interviews, die wir mit bereits erfahreneren Darstellern geführt haben (davon fünf Frauen). Im Gegensatz zu den jungen Darstellern hatten die meisten der fortgeschrittenen Künstler bereits breitgefächerte Berufserfahrun-

3 Hierbei mag es sich um eine Besonderheit des deutschen Musicalgeschäfts handeln, welches durch die Auslizenzierung erfolgreicher Broadwayproduktionen wie Cats (1984) und Starlight Express (1988) als solches eigentlich erst entstand und anschließend expandierte.

gen (auf und jenseits der Bühne, innerhalb und außerhalb des Musicalgeschäfts) sammeln können. Dazu gehören auch Erfahrungen im Umgang mit institutionellen mismatches in Bezug auf die Arbeitslosenunterstützung, Rentenversicherung oder Gesundheitsfürsorge (eine ausführliche Darstellung findet sich in Ibert und Schmidt 2012). Nur zwei der zehn befragten erfahreneren Darsteller (weiblich und männlich) gaben an, elterliche Verpflichtungen zu haben – und eine weitere Person (weiblich) gab an, soeben eine Familie zu gründen. Legt man die Anzahl von Hauptrollen im Lebenslauf sowie den Abschluss an renommierten Musicalschulen mit mehrstufigen Auswahlverfahren als Beurteilungsmaßstab zugrunde, so bestanden beide Gruppen aus recht unterschiedlich wettbewerbsfähigen Darstellern. Auf der Grundlage dieser verbundenen Stichprobenpaare konnten wir individuelle Strategien aus der frühen Karrierephase (in welcher die Anpassung an die Anforderungen des Arbeitsmarktes im Vordergrund steht) mit Strategien in späteren Karrierephasen (in welchen die Anpassungsfähigkeit an ein wesentlich breiter definiertes Arbeitsumfeld zusehends an Bedeutung gewinnt) miteinander vergleichen. Die Gegenüberstellung der Ansichten von Berufsanfängern mit denen von erfahrenen Darstellern eröffnete uns einen Einblick in die diachrone Dimension beruflicher Laufbahnen und gab indirekt Aufschluss über individuelle Lernprozesse in Arbeitsmärkten sowie über sich im Karriereverlauf wandelnde Einstellungen.

Des Weiteren haben wir drei Industrieexperten befragt, die jeweils über einen fundierten Überblick über diesen Arbeitsmarkt verfügen. Dementsprechend konnten sie tiefe Einblicke in die Aus- und Fortbildung von Musicaldarstellern geben. Einer der Befragten beschäftigte sich zudem hauptberuflich mit den psychischen und physischen Belastungen von Musicaldarstellern. Schließlich führte einer der Autoren dieses Artikels eine eintägige teilnehmende Beobachtung in einer für junge Musicaldarsteller typischen Arbeitsmarktsituation durch: dem „Intendantenvorsingen“ (IVO) in Berlin, eine jährlich stattfindende Veranstaltung, bei der Absolventinnen und Absolventen staatlicher Musicalschulen ihr Können in Anwesenheit von Regisseuren, Produzenten und Choreografen demonstrieren. Tatsächlich erhalten etliche Darsteller im Rahmen der Veranstaltung auch ein erstes Stellenangebot. Alle Interviews wurden in deutscher Sprache durchgeführt und vollständig transkribiert.

4 Arbeitsmärkte: Wettbewerb und professionelle Identitäten

Musicals werden in unterschiedlichen organisatorischen Kontexten produziert. Diese üben ihrerseits wiederum einen Einfluss auf die institutionalisierten Beschäftigungsformen sowie auf die zeitlichen Aspekte der Beschäftigung aus.

1. „*Long Runs*" sind meist privat finanzierte Aufführungen, die in einem festen Spielort in einem der Zentren der Musicalbranche inszeniert werden. Immer öfter kommen jedoch auch mobile, zirkusartige Theater zum Einsatz, welche von Ort zu Ort ziehen und dort über mehrere Wochen tägliche Aufführungen darbieten. Long Runs bieten Vollzeitanstellungen (sowohl für Einzelrollen als auch im Ensemble) mit einer bis zu zweijährigen Laufzeit an. Dabei handelt es sich üblicherweise um sozialversicherungspflichtige Stellen.
2. „*Musical Tours*" sind mobile Aufführungen, die von einer festen Bühne zur nächsten ziehen. Typischerweise habe diese Shows eine Laufzeit von wenigen Wochen bis hin zu einem halben Jahr. Sie nutzen zumeist Landestheater, wobei an jedem Ort nur ein bis zwei Aufführungen stattfinden, bevor das Ensemble weiterzieht. Angesichts der kürzeren Beschäftigungszeiten sind Vollzeitbeschäftigungen (wie sie etwa in Long Runs anzutreffen sind) eher selten, aber nicht völlig unüblich. Für die mobilen Aufführungen ist es üblich, Darsteller freiberuflich zu beschäftigen. Die Musicaldarsteller bestätigten, dass diese Beschäftigungsform von hohen Mobilitätsanforderungen geprägt ist:

   > „Also ich war letztes Jahr auf Tour, war das ganze Jahr, ich würde meinen, in 14 verschiedenen Städten in Deutschland, in der Schweiz und in Italien und hatte keinen festen Wohnsitz, also war eigentlich wie ein Zigeuner unterwegs auf ‘ner schönen Basis." (Interview #24)

3. *Festivals* sind zyklisch wiederkehrende Events, die oftmals unter freiem Himmel stattfinden. In der Regel werden sie in der Sommerpause zwischen den Spielzeiten der öffentlichen Theater abgehalten. Da der Arbeitsmarkt in diesen Monaten normalerweise stagniert, nutzen die Darsteller Festivals gern zur Überbrückung der Sommerzeit – wobei sie hierbei fast ausschließlich freiberuflich arbeiten. Einige dieser Festivals gelten als prestigeträchtig (z. B. Tecklenburg oder Bad Hersfeld) und eröffnen daher den Darstellern die Möglichkeit zum Aufbau ihrer Reputation.
4. Schließlich nehmen auch die meisten *öffentlichen Theater* heutzutage ein oder zwei Musicals mit in ihren jährlich wechselnden Spielplan auf. Da Musicaldarsteller in aller Regel nicht zum Stammpersonal eines öffentlichen Theaters gehören,

werden sie zumeist – als Freelancer oder im Rahmen von Zeitverträgen – als Gastdarsteller engagiert. Aufgrund der Programmstruktur von Theatern werden Musicals nur an ein oder zwei Abenden in der Woche aufgeführt. Dieser Umstand bringt es mit sich, dass die Kapazitäten eines Darstellers bei nur einem Engagement nicht voll ausgelastet werden – und dass diese Beschäftigungsform in der Regel nicht zur Deckung des Lebensunterhalts ausreicht. Aus diesem Grund versuchen die in diesem Arbeitsmarktsegment beschäftigten Darsteller, gleichzeitig mehrere Beschäftigungen an unterschiedlichen Orten zu finden. Dabei sind sie gezwungen, die relativ starren Spielpläne an zwei (oder gar mehreren) Orten individuell zu koordinieren und für sich zu arrangieren.

Typischerweise verfügen Musicaldarsteller über Erfahrungen in allen vier genannten Beschäftigungsfeldern. In ihrem Berufsleben waren sie somit bereits mit außerordentlich vielfältigen institutionellen (abhängige Beschäftigung vs. Selbständigkeit), territorialen (Steuerzahlung in unterschiedlichen Ländern) und zeitlichen (kurzfristige vs. mittelfristige Arbeitsverträge bzw. Festanstellung vs. Gelegenheitsjobs) Herausforderungen konfrontiert und lernen, räumliche Distanzen zwischen unterschiedlichen Arbeitsorten durch individuelle Mobilitätskonzepte zu überbrücken. Neben diesen vier Feldern, die für sich genommen bereits ein breites Rollen- und Tätigkeitsspektrum abdecken, lassen sich noch weitere Beschäftigungsmöglichkeiten erkennen, die für Musicaldarsteller relevant sind (hier sind als Beispiele etwa der Unterhaltungsbereich auf Kreuzfahrten oder auch Betätigungen als Sänger und/oder Tänzer in Bands und Shows zu nennen). Die Tatsache, dass Musicaldarsteller gleichzeitig als Schauspieler, Sänger und Tänzer ausgebildet sind, eröffnet ihnen mitunter auch Zugang zu weiteren spezialisierten Arbeitsmarktbereichen (wie etwa Theater- oder Filmschauspiel). Die folgenden empirischen Ergebnisse sollen vergleichend demonstrieren, wie sich junge sowie erfahrenere Darsteller jeweils ihren Weg durch das Labyrinth an Arbeitsmarktchancen bahnen und wie sie mit den dabei zutage tretenden Herausforderungen umgehen.

4.1 Vom reaktiven zum kreativen Umgang mit Angeboten

Auch wenn sich die oben nachgezeichneten Arbeitsmarktbedingungen für junge und erfahrene Darsteller offenbar sehr ähneln, so treten doch die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen klar zutage, sobald man die individuellen Wahrnehmungen bzw. Interpretationen des Arbeitsmarktes sowie die arbeitsmarktbezogenen Strategien der Künstler näher betrachtet.

Musicaldarsteller, die am Anfang ihrer Karriere stehen, verfolgen die Stellenangebote sowie Ausschreibungen von Auditions für Rollen in Musicals sehr aufmerksam über die üblichen Kanäle, wie die ZAV,[4] Onlineportale, oder Musicalzeitschriften. Somit *reagieren* sie vor allem auf angebotene Engagements. Dieses reaktive Suchverhalten ist mit der Angst verbunden, Stellenausschreibungen (vor allem diejenigen, die von Theatern veröffentlicht werden) zu übersehen bzw. zu verpassen:

> „Aber jetzt habe ich auch gemerkt, es gibt so viele Ausschreibungen, die ich überhaupt gar nicht mitbekomme, von den ganzen Stadttheatern, wo ich mich einfach nicht bewerben kann. Und deswegen hab‘ ich mich jetzt letzte Woche auf eine Agentur beworben […]" (Interview #14)

Aus diesem Grunde werden bei dem Durchsuchen des Stellenmarktes die Dienstleistungen privater Agenturen durchaus wertgeschätzt (aber selten in Anspruch genommen):

> „Aber wenn natürlich noch den Luxus hat, in einer Agentur zu sein, dann würden die einem auch entsprechend Rollenbeschreibungen raussuchen, die haben dann noch mal ganz andere Möglichkeiten." (Interview #16)

Um sich für ein Engagement erfolgreich durchzusetzen, müssen die Darstellerinnen und Darsteller zunächst ein in der Regel mehrstufiges Auswahlverfahren (‚Auditions', bestehend aus Vorsingen, Vortanzen und Vorsprechen) durchlaufen. Unseren Gesprächspartnern zufolge müssen im Schnitt zehn solcher mehrstufigen Auditions durchlaufen werden, um ein Angebot für ein Engagement zu erhalten. Zu der Befürchtung, eine Ausschreibung zu verpassen, kommt bei jungen Darstellern noch die Sorge um die hohen Transaktionskosten hinzu, welche mit der Teilnahme am Wettbewerb verbunden sind. Daher sind die jungen Darsteller darauf bedacht, sich den bestehenden Arbeitsmarktanforderungen mittels einer möglichst effizienten Gestaltung ihrer Reiseaktivitäten so weit wie möglich anzupassen. Um ihre Reisekosten gering zu halten, buchen die Darsteller etwa An- und Abreisen zu Auditions am selben Tag, wann immer dies möglich ist. Als weitere Möglichkeit, Übernachtungskosten zu sparen, dient die Übernachtung bei bekannten Kolleginnen und Kollegen. „Anpassung" ist in diesem Falle also als ein Maßnahmenbündel zu verstehen, welches das Verhalten der Darsteller so verändert, dass die Marktanforderungen der Branche möglichst reibungsarm erfüllt werden.

Die erfahreneren Musicaldarsteller hingegen zeigen ein breiteres Verständnis vom Arbeitsmarkt. Anstatt lediglich darauf fixiert zu ein, ein passendes Rollen-

4 ZAV = Zentrale Auslands- und Fachvermittlung, hier der Bereich der Künstlervermittlung. Diese ist Teil der Agentur für Arbeit.

angebot zu erhalten, suchen sie allgemeiner nach für sie interessanten Projekten. Dabei kommen auch Engagements außerhalb der Musicalbranche infrage – z. B. in verwandten Bereichen wie Schauspiel, Gesang oder Varieté. Zudem verfügen die erfahrenen Darsteller häufig über weitere Einkommensquellen – manche werden etwa unternehmerisch tätig und produzieren ihre eigene Show. Für sie scheint es wichtiger zu sein, sich selbst zu verwirklichen und kreative Prozesse zu durchleben, anstatt „nur" als Darsteller in einer Rolle zu fungieren, die von anderen Personen kreiert wurde:

> „Bei diesen ganzen Long-run-Sachen ist es ja so, dass da vorbestimmt ist, was du spielst, wann du wo bist auf der Bühne, wie der Joke laufen muss, die Choreografie des Ensembles ist vorgeschrieben. […] Das heißt, der kreative Prozess ist jetzt nicht sehr komplex […], wenn du irgendwo hinkommst und einen Regisseur hast und Kollegen hast, die du vorher noch nicht gesehen hast, und du an einem Stück arbeitest, das es noch nicht gibt. Das es zwar auf dem Papier gibt, aber das es noch nicht auf der Bühne gibt. Wo dann Kostüme gemacht werden müssen, wo das Bühnenbild gemacht wird extra dafür, wo du probst usw. […] Es ist härtere Arbeit, aber es macht viel mehr Spaß, weil du dich verwirklichen kannst." (Interview #6)

Im Gegensatz zu ihren jüngeren Kolleginnen und Kollegen misstrauen die erfahrenen Darsteller den offiziellen Informationskanälen von Agenturen:

> „Bei den Agenturen ist es halt oft so, dass es, dass die mehr Leute haben, als die wahrscheinlich eigentlich vertreten könnten, weil sie einfach das Geld brauchen, und dann natürlich im Einzelnen gar nicht mehr so schnell reagieren können und sich auch dann natürlich nur bis zu einem gewissen Grad da reinhängen." (Interview #2)

Weiterhin wird vermutet, dass private Agenturen ihr Geld größtenteils mit ihren "Starkunden" verdienen. Da die Musicalbranche jedoch keine „Stars" hervorbringt, existieren auch nur wenige private Agenturen, die sich auf Musicaldarsteller spezialisieren. Von anderen Agenturen, welche ein gemischtes Kundenspektrum bedienen, wird angenommen, dass sie Filmschauspieler den weniger profitablen Musicaldarstellern vorziehen. Da die erfahrenen Darsteller um die Begrenztheit der Angebote privater Agenturen wissen, nutzen auch nicht alle von ihnen deren Dienstleistungen. In den Fällen, in denen sie die Agenturen tatsächlich kontaktieren, gehen sie jedoch sehr selektiv vor (z. B., um einen Job in einem Werbespot zu erhalten) und handeln dabei in dem Bewusstsein, dass sie sich nicht in allen Situationen auf die Agenturen verlassen können.

Der Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt manifestiert sich am deutlichsten in den Auditions. In einer solchen Situation kommen Angebot und Nachfrage zur selben

Zeit am selben Ort zusammen – und plötzlich ist der sonst so abstrakte Gedanke eines „Marktes" mit Händen greifbar:

> „[…] da stehen halt fünf Blondinen neben dir, die sind jünger, die kosten weniger, ja, dann ist es klar für die Produktion." (Interview #3)

Es fällt jedoch auf, dass die beiden Befragtengruppen die Situation des „Vorsingens" unterschiedlich interpretieren und für sich nutzen. Jüngere Musicaldarsteller sehen sich vor allem im Wettbewerb mit anderen jungen Darstellern, die über ähnliche körperliche Merkmale verfügen (siehe dazu das obige Zitat). In dieser Haltung spiegelt sich die gängige Praxis im Musicalgeschäft wider, Darsteller üblicherweise nach spezifischen körperlichen Eigenschaften auszuwählen (Dean 2005), die für eine bestimmte Rolle erforderlich sind (z. B. der maskuline Typ des jungen und blonden Helden). In diesen Fällen werden Castings als belastende Wettbewerbssituationen erfahren, in denen die Bewerber intensive „emotionale Arbeit" (Hochschild 1983) zu leisten haben, um angesichts einer solchen Wettbewerbssituation die Contenance wahren zu können (Hesmondhalgh und Baker 2010):

> „Was halt ganz schlimm an Auditions ist, ist dieser Konkurrenzkampf. Es ist sehr, sehr oft so, dass man still in der Ecke sitzt, weil man sich nicht traut, mit den anderen zu reden, weil bissige Kommentare kommen oder so was." (Interview #15)

Gleichzeitig jedoch können die Darsteller durch solche Situationen besser einschätzen, wer ihre Mitbewerber sind. Sie erhalten Anhaltspunkte darüber, an welchen ihrer eigenen Fähigkeiten und Eigenschaften sie noch arbeiten könnten:

> „Also weiß ich auch, dass, wenn ich mich für eine Rolle bewerbe, sehe ich auch immer die gleichen drei, vier anderen Leute. Ich habe während des Studiums, also am Ende des Studiums und Anfang meiner Profi-Karriere, sechs Auditions gemacht, sechs Vorsprechen, und habe wirklich in diesen sechs Vorsprechen immer die gleichen drei, vier Leute gesehen und das hat mich auch ein bisschen verwundert, weil ich dachte, dass der Markt eigentlich größer ist." (Interview #24)

Die erfahreneren Darsteller haben hingegen eine ausdifferenziertere und weitreichendere Vorstellung vom Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt. Ein zentrales Thema für sie ist z. B. das massive Überangebot frisch ausgebildeter Darsteller, die bereit sind, für geringe Gagen zu arbeiten. Außerdem sind sie sich über die Konkurrenz im Klaren, die ihnen durch internationale Mitbewerber entsteht – gerade bei Rollen mit nur kleinen (deutschen) Textanteilen oder anderen spezialisierten Rollen (z. B. Balletttänzer aus osteuropäischen Staaten). Die erfahreneren Darsteller nehmen den Wettbewerb allgemein als wesentlich erbitterter wahr – und sogar Männer

bestätigen, dass dies in ganz besonderem Maße auf den Wettbewerb zwischen weiblichen Darstellerinnen zutrifft:

> „Ich habe das Glück als Mann, dass es viel weniger Männer in dieser Branche gibt als Frauen. Die Frauen haben es durchaus schwieriger." (Interview #7)

Schließlich neigen erfahrene Darsteller vermehrt dazu, aktuelle Wettbewerbskonstellationen mit früheren Situationen zu vergleichen. Unter diesem Gesichtspunkt erkennen sie eine langfristige Entwicklung, die durch ein wachsendes Überangebot an Darstellern einerseits sowie einen stagnierenden oder gar schrumpfenden Markt andererseits geprägt ist. Privat betriebenen Musicalschulen wird vorgeworfen, das Überangebot an Arbeitskräften noch zu forcieren. Dies mag zwar für die Musicalproduktionen von Vorteil sein, stellt aber für die einzelnen Künstler ein deutliches Problem dar. Aufgrund des finanziellen Drucks, der auf öffentlichen Theatern lastet, und angesichts der Tatsache, dass der Markt für private Produktionen gesättigt ist (das zeigt sich an der Schließung von Häusern und dem Ausbleiben von Neugründungen), schrumpft aus ihrer Perspektive der Markt zusehends. Bei erfahreneren Darstellern spielen schließlich das biologische sowie das Bühnenalter als Wettbewerbsfaktoren häufiger eine Rolle, als dies bei ihren jüngeren Kollegen der Fall ist.

4.2 Von „der teleskopischen" zur „prismatischen" Identität

Musicaldarsteller stehen nicht allein durch die Tatsache miteinander im Wettbewerb, dass sie ihre Arbeitskraft anbieten. Ganz ähnlich wie bei Models in der Modebranche oder bei Schauspielern in öffentlichen Theatern (Eikhof und Haunschild 2006) lässt sich sagen, dass Musicaldarsteller ihre gesamte Persönlichkeit („their entire embodied self"; Entwistle und Wissinger 2006, S. 774) anbieten. Da die eigene Identität als integraler Bestandteil ihrer Beschäftigungsfähigkeit verstanden werden muss (Fugate et al. 2003), stellt die beständige Weiterentwicklung dieser Identität eine permanente Herausforderung für die Darsteller dar. Ein wichtiger Aspekt dieses fortwährenden Identitätsmanagements ist der Aufbau eines persönlichen Profils, welches einen Darsteller von anderen unterscheidet und es ihm oder ihr ermöglicht, sich von der Masse abzuheben (Hracs et al. 2013). Hinsichtlich ihrer Strategien zum Aufbau solcher professionellen Identitäten unterscheiden sich die beiden untersuchten Gruppen deutlich voneinander, wobei auch hier wiederum eine systematische Differenzierung entlang der Kriterien Anpassung vs. Anpassungsfähigkeit sichtbar wird.

Wie bereits erwähnt, haben Darsteller zu Beginn ihrer Karriere eine eingeschränktere, aber daher auch klarere Vorstellung von ihrem Arbeitsmarkt und den dabei relevanten Rollen, Beschäftigungsformen und institutionellen Rahmenbedingungen. Die Interviews zeigen, dass die jungen Darsteller um die Notwendigkeit des Aufbaus eines Rollenprofils wissen. Zudem sind sie sich der Anforderung bewusst, möglichst vielfältige Erfahrungen in unterschiedlichen Positionen von Musicalproduktionen zu sammeln. Ihrer Wahrnehmung zufolge lässt sich also erwerbsbezogene Resilienz am besten durch das Sammeln möglichst vieler wertvoller Erfahrungen als Musicaldarsteller aufbauen. Daher investieren sie viel Zeit und Aufwand in Tätigkeiten, die zu einem möglichst idealen Lebenslauf beitragen: So suchen sie den Kontakt zu hoch angesehenen Arbeitgebern, großen Theaterbühnen und weiteren namhaften Einrichtungen und versuchen, vor allem Starrollen zu ergattern. Ist dies erst einmal erreicht, so wird angenommen, dass künftige Auditions leichter und erfolgreicher durchlaufen (oder gar gänzlich übersprungen) werden (Interview #19). Eine solch anpassungsorientierte Vorgehensweise beim Aufbau einer professionellen Identität bezeichnen wir als *teleskopisch*, da sie eindeutig auf ein ganz spezifisches Profil und Ziel ausgerichtet ist. Gleichzeitig bezieht sich diese Strategie auf eine ferne Zukunft, da keiner der jungen Darsteller der Auffassung ist, zum gegenwärtigen Zeitpunkt bereits über den idealen Lebenslauf zu verfügen. Um also immer auf Kurs zu bleiben, verinnerlichen die jungen Musicaldarsteller die an sie gerichteten Arbeitsmarktanforderungen, bis sie ihnen förmlich in Fleisch und Blut übergehen:

> „Ich glaub‘, das ist meistens schon der beste Eindruck, dass *man sich nicht verstellt, dass man wirklich man selbst ist* […], weiter an sich arbeitet, dass man gesanglich weiter arbeitet und sich bewirbt und guckt, dass man in dem Beruf weiterkommt, und sich nicht hinsetzt und ausruht, sondern immer zeigt, dass man seine hundert Prozent geben will und dass man auch konzentriert ist bei der Arbeit, die man jetzt gerade macht, also dass man dankbar ist für die Arbeit, den Job, den man jetzt gerade hat, konzentriert dabei sein und seine Sorgen wirklich vor der Tür lässt, so die Alltagssorgen, die man hat.“ (Interview #19, eigene Hervorhebung)

Die erfahrenen Darsteller verfolgen hingegen eine andere Strategie. In dieser Befragtengruppe verweisen die meisten Darsteller vielmehr auf eine eindrucksvolle Erfolgsbilanz aus bedeutenden Rollen und zahlreichen Engagements auf der ganzen Welt. Dennoch ist auch für sie der Wettbewerb ein omnipräsentes Thema: Die erfahrenen Darsteller fühlen sich sogar einem ständig steigenden Wettbewerbsdruck ausgesetzt. Aus ihrer Sicht hat sich die Erwartung, wonach berufliche Erfahrung und eine steigende Reputation den Wettbewerbsdruck letztlich abmildern würden, als Trugschluss erwiesen – und aus eben diesem Grund betrachten sie eine Anpassung an Arbeitsmarktanforderungen als wenig aussichtsreiche Resilienzstrategie:

> „Genau. Musicaldarsteller sind eigentlich so no-names – das ist Danny aus ‚Grease‘ und das ist die Hauptrolle aus soundso. Wie die heißt, interessiert keine Sau. Es gibt die Besetzungslisten, da guckt keiner rein, also in einem Stück. Außer halt Fans, richtige Hardcore-Fans, die gibt‘s immer wieder. […] [E]gal was du gemacht hast, du stellst dich da hin und singst vor und fängst immer wieder bei null an. […] Und eben war man die Hauptrolle und dann im nächsten Stück hat man eine Rolle, für die man sich eigentlich geschämt hätte." (Interview #1)

Angesichts dieses Drucks nehmen erfahrenere Darsteller ein breiteres Arbeitsmarktsegment in den Blick, welches auch mit dem Musicalsektor verwandte Berufssparten umfasst. Viele versuchen, aus ihrer breitgefächerten Ausbildung (die sowohl Tanzen, Schauspielern und Singen umfasst) Kapital zu schlagen und sich auf diese Weise im Wettbewerb stark spezialisierter Arbeitsmarktsegmente (wie etwa Theater- oder Filmschauspiel) zu behaupten. Gleichzeitig werden die institutionalisierten Grenzziehungen zwischen diesen hochgradig spezialisierten Genres als äußerst starr erfahren. So wird berichtet, dass in den angrenzenden Tätigkeitsfeldern der klassische Lebenslauf eines Musicaldarstellers zumeist skeptisch betrachtet werde:

> „Weil beim Film oder so was sich als Musicaldarsteller zu bewerben, (…) da braucht man sich dann eigentlich gar nicht bewerben. Also muss man sich als Schauspieler bewerben. Es gibt sehr viele Klischees über, wie Musicaldarsteller sind. […] Musicaldarsteller haben irgendwie drei verschiedene Lebensläufe, der eine weist sie als Schauspieler aus, der andere als Tänzer, der nächste als Sänger." (Interview #1)

Wir bezeichnen diese Strategien einer Multiplikation professioneller Identitäten als *prismatisch*. Prismen zeichnen sich dadurch aus, dass sie gleichzeitig unterschiedliche Referenzpunkte fokussieren. In einer solchen Situation erscheint es nicht mehr erfolgversprechend, die Anforderungen eines spezifischen Arbeitsmarktes umfassend zu verinnerlichen. Stattdessen sind nun die Formbarkeit der eigenen Persönlichkeit und deren flexible Passfähigkeit für unterschiedliche Tätigkeitsfelder von entscheidender Bedeutung:

> „Dadurch, dass ja mein Tätigkeitsfeld doch relativ breit gefächert ist, ist es natürlich auch schwer, zu sagen, welche dieser Bereiche vielleicht dann doch irgendwie (…) Also in erster Linie hoffe ich, dass ich das tun kann, was mir Spaß macht und was mich erfüllt. Das ist das Allermeiste." (Interview #2)

Ein Prisma besteht jedoch auch aus einer Vielzahl scharf abgegrenzter Facetten, wobei jede für sich ein klares, von den anderen jeweils leicht abweichendes Bild generiert. In Analogie dazu multiplizieren Musicaldarsteller ihre professionellen Identitäten nicht etwa durch das Verwischen von Grenzen, sondern vielmehr durch die Optimierung ihrer mannigfaltigen Lebensläufe gemäß den von unterschiedlichen

Arbeitsmarktsegmenten gestellten Anforderungen. Die Darsteller reflektieren also die je spezifische interne Logik dieser Segmente, indem sie in ihren Lebensläufen für das jeweilige Segment nicht passfähige Begebenheiten ausblenden. Gleichzeitig heben sie ihre (vermeintlich) besonders relevanten Erfahrungen deutlich hervor – oder erfinden diese gar in begrenztem Maße hinzu. Diese prismatischen Identitäten beinhalten oftmals erwerbsbezogene Selbstbilder, die über den Bereich der darstellenden Künste hinausgehen: So hat eine Interviewpartnerin eine Karriere als Coach für Wirtschaftsmanager eingeschlagen, die sich in den Bereichen Präsentations- und Kommunikationstechniken weiterbilden möchten. Andere wiederum haben sich Karrieren als Trainer oder Lehrer aufgebaut.

Eine solche Multiplikation von „possible selves" (Plimmer et al. 2000) erhöht die Eignung für unterschiedliche Arbeitsmarktnischen. Für sich genommen mag zwar jede dieser Nischen zu klein sein, um den Lebensunterhalt einer Person sichern zu können. Die Tatsache, dass eine Person in sich mehrere berufliche Identitäten vereint, eröffnet jedoch die Möglichkeit, verschiedene Nischen für sich zu nutzen und zu kombinieren und auf diese Weise letztlich die eigene Resilienz insgesamt zu stärken (Ibert und Schmidt 2012). Zudem bieten prismatische Identitäten Zugang zu unterschiedlichen Entwicklungspfaden und können daher mitunter auch durchaus von Nutzen sein, wenn ein Darsteller der Musicalbranche komplett den Rücken kehrt.

5 Netzwerke: Über Outsider, die einsteigen wollen, und Insider, die ans Aussteigen denken

Musicaldarsteller arbeiten zumeist auf Projektbasis, und befristete Arbeitsverträge sind in diesem Genre die Regel. Wenn Arbeitsverträge auslaufen, können soziale Netzwerke bei der informellen Anbahnung nachfolgender Beschäftigungen behilflich sein (Grabher und Ibert 2006). Die Art und Weise, wie die Gruppen der jungen und der erfahrenen Darsteller jeweils ihre Netzwerke wahrnehmen und nutzen, unterscheidet sich jedoch signifikant voneinander. Diese Unterschiede korrespondieren zudem ganz klar mit der Unterscheidung von Anpassung und Anpassungsfähigkeit und manifestieren sich auf unterschiedliche Weise (Netzwerkstrukturen, Art der Beziehungen, Reputationskonzepte, ambivalenter Charakter von Netzwerken).

5.1 Netzwerke sind hilfreich – für andere

Die Netzwerke junger Darsteller bestehen vor allem aus kohäsiven und starken Beziehungen zu ehemaligen Mitstudenten. Hinzu kommen ausgewählte, eher strategische Kontakte zu früheren Ausbildern, Lehrern und Mentoren. Hierbei handelt es sich meist um lokale Bindungen – auch wenn manche der Netzwerkpartner bereits fortgezogen sind, um an einem anderen Ort ihre ersten Rollen nach dem Abschluss der Ausbildung anzunehmen. Während des Studiums an Kunsthochschulen bzw. der Ausbildung an privaten Musicalschulen sind diese Netzwerke gleichsam organisch gewachsen und beinhalten damit hauptsächlich redundante (Burt 2005) Ressourcen, d. h. die Situationen und Herausforderungen der meisten Netzwerkpartner ähneln sich sehr. Nur die strategischer ausgerichteten Kontakte zu ehemaligen Lehrern und Mentoren können hier einen Zugang zum Arbeitsmarkt ermöglichen. Jedoch haben selbst Lehrer nur in wenigen Ausnahmefällen einen so guten Kontakt zu den Entscheidungsträgern des Geschäfts, dass sie auch entsprechende Türen öffnen und als Mittler fungieren können. Vor dem Hintergrund dieser vorherrschenden Struktur und Qualität ihrer persönlichen Netzwerke betonen die jungen Darsteller, dass sie Netzwerke für wichtig (oder sogar unabdingbar) erachten, um Engagements und attraktive Rollen erhalten zu können:

> „[…] also jede Rolle wird ausgeschrieben, aber viele sind eigentlich schon intern besetzt oder schon mit irgendwelchen Favoriten besetzt. Das ist einfach so.“ (Interview #14)

Aufgrund solcher Einschätzungen versuchen die meisten jungen Musicaldarsteller, ihre Netzwerke kurz- und mittelfristig kontinuierlich auszubauen:

> „Und wie gesagt, die kennen sich ja auch untereinander. Jetzt, mein Professor kennt den Regisseur, mit dem ich jetzt zusammengearbeitet hab‘, und der Regisseur, denk‘ ich mal, hat auch was (…) also mein Professor hat was Gutes gesagt, dass ich schon das und das gemacht habe, und auch so ‘n bisschen Mundpropaganda.“ (Interview #19)

In diesem hier angenommenen Idealfall geht ein Ausbau des Netzwerks mit einer Verbesserung der eigenen Reputation einher – sowohl persönliche und öffentliche Reputation sowie die Netzwerkreputation (Glückler und Armbrüster 2003):

> „Das Schwierigste ist, da reinzukommen erst mal, in diesen Kreislauf. Ich bin ein großer Fan, ein großer Befürworter davon, dass man über Leistung da reinkommt. Das heißt, nicht so viel dieses: Ich laufe den Leuten hinterher und versuche, das und das zu erreichen. Sondern: Versuch, dich auf dich selber zu konzentrieren. Die Leute kommen irgendwann. Versuche, deinem Ziel treu zu bleiben, die Leute kommen. Das wird nicht beim ersten Mal, nicht beim zweiten Mal, nicht beim zehnten, nicht beim

> zwanzigsten Mal, aber wenn's beim einundzwanzigsten Mal dann geklappt hat und die Leute dann aufmerksam geworden sind, dann bist du in diesem Kreislauf drin und bist dir selber treu geblieben." (Interview #24)

Auch wenn die meisten Neulinge in unserer Stichprobe die positiven Folgewirkungen von Netzwerken und Reputation hervorheben, so betonen sie gleichzeitig auch die Grenzen, an die diese Netzwerkpraktiken immer wieder stoßen. Erstens blicken viele unserer Befragten als Außenstehende auf informelle Netzwerke und haben daher den Eindruck, dass derartiges soziales Kapital (zumindest momentan) für sie persönlich nicht von Nutzen ist. Stattdessen komme es *anderen*, erfahreneren Darstellern zugute, mit denen sie gegenwärtig noch nicht auf gleicher Augenhöhe konkurrieren können. Selbst „Insider" zu werden, gilt daher auf lange Sicht als aussichtsreichste Strategie, um sich den Anforderungen des Musicalgeschäfts anzupassen. Zweitens wird das „Hinterlassen eines guten Eindrucks" (Interview #21) wiederholt als notwendige Voraussetzung genannt, um sich im Musicalgeschäft einen guten Ruf aufzubauen. Dies lässt sich allerdings wiederum nicht nur durch gute berufliche Leistungen erreichen, sondern setzt auch voraus, dass es sich bei einem Darsteller um eine sympathische und umgängliche Person handelt. Eine solch heikle Kombination aus beruflicher Hingabe und persönlicher Sympathie bürdet den jungen Darstellern den zusätzlichen Aspekt der „emotionalen Arbeit" (Hochschild 1983; Hesmondhalgh und Baker 2010) in Netzwerken auf und setzt sie damit einem enormen Konformitätsdruck aus:

> „Im Prinzip ist das wirklich eine kleine Welt und man redet untereinander, man fragt gegenseitig, wie die Personen sind, wenn man irgendwelche Rollen besetzt, und da herrschen auch Verbindungen, auf die man gar nicht kommen würde. Der eine kennt den über den und den und den. Und ja, dann muss man wirklich aufpassen, dass man sich da kein schlechtes Bild gemacht hat, ne. Das ist schon echt nicht ohne, hab' ich schon viel gehört mit Leuten, die nicht besetzt wurden, weil eine ganz andere Person die nicht leiden konnte, also wirklich aus 'ner ganz anderen Ecke und das irgendwie da übertragen wurde, und dann sagen sie: Nö, die ist nicht gut, die nehmen wir nicht. Also die ist einfach unsympathisch. […] Man kann auch super gut sein, aber wenn […] es schwer ist, mit ihr zu arbeiten, das spricht sich 'rum. Dann nehmen Leute einen auch nicht." (Interview #14)

5.2 Netzwerke sind hilfreich – werden aber überschätzt

Im Gegensatz zu den Neulingen verfolgen die erfahrenen Darsteller Netzwerkstrategien, die vielmehr einer Logik der Anpassungsfähigkeit (statt der Anpassung) zugeordnet werden können. Ihre Netzwerke umfassen wesentlich mehr Darsteller,

differenzieren sich in unterschiedliche Ebenen aus (Grabher 2004; Grabher und Ibert 2006) und sind räumlich großflächiger angelegt.

Erfahrene Musicaldarsteller erhalten in der Regel den Kontakt zu zahlreichen Kollegen aufrecht. Da sich mit jedem neuen Engagement der Kreis ehemaliger Kollegen und Kooperationspartner erweitert, ist dieses Segment ihres Netzwerks gleichsam organisch gewachsen. Einer der Befragten legte diese Logik offen, indem er aktuelle und ältere Besetzungslisten durchging und so die Reichweite und die internen Strukturen seines Netzwerks rekonstruierte (Interview #7). Doch bei all ihrer Größe und räumlichen Ausdehnung gewähren diese Netzwerke doch letztendlich vor allem Zugang zu redundanten Ressourcen (Burt 2005), da die meisten Netzwerkpartner sich auch hier in einer ähnlichen Situation befinden und mehr oder minder vor denselben Herausforderungen stehen.

Solange eine Produktion noch läuft, beschreiben die Gesprächspartner ihre Beziehungen zu ihren Kollegen als ausgesprochen eng und intensiv. Sobald die Produktion jedoch ausläuft und die Darsteller sich neuen Engagements zuwenden, löst sich diese Gruppe auf und die Intensität der Beziehungen kühlt sich fast schlagartig ab. Mitunter wurde beschrieben, dass ein solch radikales Umschalten von innigen und intensiven Beziehungen auf spärliche Sozialkontakte ein „schizophrenes“ (Interview #3) Gefühl hervorrufen kann. Einer der Befragten beschreibt z.B. ein Gefühl der Einsamkeit inmitten der eigentlich sehr gesprächigen und geselligen Runden. Gleichzeitig erscheinen diese oberflächlichen Kontakte aber auch durchaus zweckmäßig, um in dem schnell wachsenden Kollegenkreis den Kontakt aufrechterhalten zu können. Dies geschieht vor allem über neue soziale Medien: Fast alle Befragten nennen die Liste ihrer Facebook-Freunde als wichtigstes Instrument, um Beziehungen zu ehemaligen Darstellerkollegen aufrechtzuerhalten. Diese Beziehungen bleiben in der Regel über einen langen Zeitraum bestehen, ohne dass es dabei besonderer sozialer Anstrengungen bedürfte (wenn „wir uns einmal alle vier Monate sprechen, dann ist es auch ok, dann mag man sich trotzdem noch“; Interview #4). Falls nötig, so können sie zudem jederzeit wieder aktiviert werden.

In den Netzwerken von Musicaldarstellern wird diese organisch gewachsene Ebene durch eine weitere Ebene ergänzt, die vielmehr von selektiven und gezielt angebahnten Kontakten zu Entscheidungsträgern der Musicalbranche (Regisseure, Choreografen, Produzenten) geprägt ist („sociality“; Wittel 2001; Grabher 2004; Grabher und Ibert 2006). Dabei handelt es sich um nicht-redundante Ressourcen – oder präziser ausgedrückt: Diese Kontakte wurden vor allem aufgrund ihrer mutmaßlichen strategischen Relevanz geknüpft. Die jeweiligen Partner verfügen über einen privilegierten Zugang zu Informationen über künftige Beschäftigungsmöglichkeiten bzw. sind bei Produktionen sogar selbst für die Personalbesetzung zuständig. Hinsichtlich ihrer Qualität werden solche Verbindungen wiederum als

ambivalent wahrgenommen. So werden diese Kontakte häufig im Rahmen informeller Anlässe (wie etwa Premierenfeiern) angebahnt – und trotz eines vermeintlich geselligen Rahmens dominiert hier schlussendlich das berufliche Kalkül (Wittel 2001; Grabher 2004; Grabher und Ibert 2006). Die meisten Darsteller fühlen sich angesichts dieses gleichzeitigen Interesses an „Position" und „Persönlichkeit dieser Person" (Interview #2) unbehaglich.

Hinzu kommt, dass diejenigen Kontakte, welche ausdrücklich keinen Bezug zur Bühnenwelt haben, für erfahrene Musicaldarsteller im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung gewinnen („communality"; Grabher 2004; Grabher und Ibert 2006). Eine Interviewpartnerin (Interview #3) berichtete, dass sich für sie die Möglichkeit einer Tätigkeit als freie Kommunikationstrainerin im Gesundheitssektor aus ihren privaten Kontakten heraus ergeben hatte. Diese Kontaktebene scheint also somit nur solange „gänzlich privat" und beruflich uninteressant zu sein, als man sich den Anforderungen des Musicalbetriebs lediglich *anpasst*. Betrachtet man diese Ebene jedoch unter dem Aspekt der Anpassungs*fähigkeit*, so können die Kontakte durchaus nicht-redundante Ressourcen hervorbringen und haben also das Potenzial, Chancen zu generieren, die eine Diversifizierung jenseits der Grenzen des Musicalgeschäfts möglich machen.

Die komplexeren und vielschichtigen beruflichen Netzwerke der erfahreneren Musicaldarsteller erweisen sich bei genauer Betrachtung jedoch weit weniger nutzbringend, als es aus der Außenperspektive der Berufsanfänger erscheint. Erstens berichteten fast sämtliche von uns befragten erfahrenen Darsteller von der begrenzten Effektivität solcher Kontakte. Die endgültige Entscheidung darüber, wer ein Engagement bekommt, fällt ihrer Einschätzung nach immer erst während der Wettbewerbssituation (Auditions). Netzwerke sind demnach nur insofern hilfreich, als sie einen verbesserten Zugang zur Ankündigung solcher Wettbewerbe ermöglichen. Manchmal mögen sie sogar zu einer Einladung führen, sodass frühe Wettbewerbsrunden übersprungen werden können. Eine Möglichkeit, Wettbewerbssituationen gänzlich zu umgehen, ermöglichen diese Einladungen jedoch in den seltensten Fällen. Hinzu kommt, dass die Musicaldarsteller mit fortschreitendem Karriereverlauf immer mehr erkennen, dass die Möglichkeiten zum Reputationsaufbau letztlich begrenzt sind. Während es auf lange Sicht durchaus möglich ist, Reputation auf persönlicher Ebene sowie innerhalb der Netzwerke aufzubauen, so erscheint es in einem Geschäft, das selbst keine eigenen Stars hervorbringt, fast unmöglich, zu öffentlichem Ansehen zu gelangen (Interview #1).

Hinzu kommt, dass sich die erfahrenen Künstler der begrenzten Effizienz ihrer Netzwerkaktivitäten überaus bewusst sind. So erfordert etwa die Anbahnung und Pflege strategischer Beziehungen ihre Anwesenheit bei Genre-Events wie zum Beispiel Premierenfeiern oder Festspielen. Dort müssen die Künstler dann oft lange warten,

bis sich ihnen endlich eine Gelegenheit bietet, mit der entsprechenden Person ins Gespräch zu kommen. Diese strategische Netzwerkarbeit ist einer der Gründe dafür, dass das Arbeiten im Kreativsektor oft als „never ending" (Entwistle und Wissinger 2006, S. 790) wahrgenommen wird. Ungeachtet des Angebotscharakters der sozialen Medien sowie der weitläufigen Meinung, wonach das Aufrechterhalten von Kontakten nicht notwendigerweise mit einem nennenswerten sozialen Aufwand verbunden sei, soll hier zudem noch einmal darauf hingewiesen werden, dass auch die flüchtigen Verbindungen zu ehemaligen Kollegen durchaus einiger Pflege bedürfen, wenn sie längerfristig aufrechterhalten werden sollen. Musicaldarsteller erkennen also mit fortschreitender Erfahrung, dass sie den ermöglichenden Charakter von Netzwerken zunächst über- und den Aufwand, Netzwerke aufzubauen und zu pflegen, gleichzeitig unterschätzt haben.

6 Räumliche Resilienzstrategien: Von der Hypermobilität zur Homebase

Das Musicalgeschäft ist ein überaus dynamischer Arbeitsmarkt des Kreativsektors, in dem gilt: „people follow jobs" – und nicht etwa umgekehrt (Florida 2004). Die sich daraus ergebenden Mobilitätsmuster gestalten sich insofern außerordentlich komplex, als sie durch unterschiedlichste Formen von Arbeitsmobilität (regelmäßiges vs. unregelmäßiges Pendeln, kurzfristige Mobilitätsbewegungen vs. langfristige Migrationsformen) geprägt sind. Wie die einzelnen Musicaldarsteller diese Mobilitätsanforderungen wahrnehmen und handhaben, gestaltet sich im je konkreten Fall höchst unterschiedlich und hängt in entscheidendem Maße davon ab, ob sie Arbeitsmarktresilienz im Sinne von Anpassung oder Anpassungsfähigkeit begreifen.

Am Anfang der beruflichen Laufbahn tritt die branchentypische Forderung nach hypermobilen Arbeitnehmern offen zutage – und wird von den Betroffenen zunächst auch als normal und gegeben akzeptiert. Viele der von uns Befragten, die zur jüngeren Kohorte der Musicaldarsteller gehören, beschreiben ihre berufliche Mobilität als „Reisen" und heben somit die touristischen Aspekte daran hervor. Aus einem solchen Blickwinkel wird Mobilität mit einem „dies und jenes auf der Bühne ausprobieren" und mit „Spaß haben" assoziiert (Interview #22). Bei Anpassungsstrategien scheint also – so legen es die Interviews nahe – berufliche Mobilität durchaus im Einklang mit einer persönlichen Reisefreudigkeit zu stehen:

> „Und heute merke ich, ich reis' gern, weil ich merk', egal wo ich bin, ich bin zu Hause, weil ich halt zum ersten Mal in mir zu Hause bin. […] Nee, ich muss doch nicht unglücklich als Künstler. […] [I]ch kann meine Kunst machen, aber ich bin trotzdem in

mir zu Hause. Und dann kann ich rumfahren und rumreisen und hab‘ auch trotzdem noch Zeit für ‘n Privatleben.“ (Interview #16)

„[…] am Anfang schon gut dabei ist, wenn man flexibel ist und auch Freude daran hat, noch rumzureisen und neue Städte oder neue Theater auch kennenzulernen.“ (Interview #23)

Auch den erfahrenen Musicaldarstellern verlangt diese Forderung nach beruflicher Mobilität einiges ab. Wie die Befragten berichten, wurde ihnen früher oder später klar, dass sie niemals etabliert genug sein würden, um es sich erlauben zu können, sich auf einen einzigen lokalen Arbeitsmarkt zu konzentrieren – selbst dann nicht, wenn es sich dabei um eine Hochburg des deutschsprachigen Marktes wie etwa Berlin oder Hamburg handelt (Interview #1). Ein wichtiges Element der Strategie, mit der die meisten erfahrenen Darsteller ihre Anpassungs*fähigkeit* an den lokalen Arbeitsmarkt zu stärken suchen, besteht darin, dass sie ihre berufliche Mobilität von einem bestimmten Ort ausgehend organisieren – einer Art „Homebase“ also. Dieser Heimathafen ist somit nicht so sehr ein Ort, *an dem*, sondern vielmehr einer, *von dem aus* gearbeitet wird (Interview #3). Er wird erstens nicht vorrangig als lokaler Arbeitsmarkt, sondern vielmehr als Ort informellen Netzwerkens geschätzt und dient als Ort für geschäftsrelevante Events, Freizeit, Weiterbildungen und die Gesundheitspflege. Zweitens wird eine stabile Homebase als Voraussetzung für die Pflege privater Beziehungen angesehen, die über das Netzwerk beruflicher Kontakte hinausreichen. Drittens schließlich bietet er auch jene Annehmlichkeiten, die nötig sind, um Familienverpflichtungen nachkommen zu können (Ibert und Schmidt 2012). All diese lokal vorhandenen Möglichkeiten dienen nicht zuvorderst dazu, den nächsten Karriereschritt als Musicaldarsteller zu tun, sondern tragen vielmehr dazu bei, die Erwerbsfähigkeit aufrechtzuerhalten *und* regelmäßige Erholungspausen einlegen zu können. Gleichzeitig wird dadurch auch die Flexibilität bei der Entwicklung alternativer Karrierepfade erhöht.

Erwerbsbezogene Mobilität ist nicht erst dann ein Thema, wenn ein neues Engagement angenommen wird – vielmehr stellt sie eine Grundvoraussetzung dar, um überhaupt am Arbeitsmarkt partizipieren zu können. Schon allein das Auswahlverfahren über Auditions besteht zumeist aus mehrstufigen Wettbewerben, wobei die einzelnen Runden häufig an unterschiedlichen Orten stattfinden.

„[…] für eine dieser richtigen Großproduktionen Audition macht, […] reden wir von 2.000 Bewerbern. Dann bekommt man seinen Termin, […] also um 5 Uhr aufstehen, um 6 im Zug […] Und dann hat man zwar so ein grobe Uhrzeit, aber das funktioniert natürlich meistens nicht. Also man redet hier schon von Wartezeiten von drei, vier Stunden, […] ist es in der Regel immer das Vorsingen zuerst. Rein, Vorsingen und dann heißt es entweder ‚Bitte zum Tanzen bleiben‘ oder ‚Vielen Dank, ihr hört von

> uns' […]. Und dann hört man meistens innerhalb der nächsten 24 oder 48 Stunden per E-Mail, ob man zu einem Recall kommen muss oder nicht. Unter zwei, drei Runden läuft heutzutage fast gar nichts mehr […].“ (Interview #8)

Beide Gruppen – die Neulinge wie die Erfahrenen – müssen viel reisen, nur um überhaupt am Wettbewerb teilnehmen zu können. Dabei haben sie jedoch recht unterschiedliche Bewertungen der Kosten für diese Reisen. Für die junge Darsteller ist vor allem der finanzielle Aspekt ein Problem: So zog etwa eine Person ihre Teilnahme an einer Audition in einer europäischen Stadt außerhalb Deutschlands zurück, da ihr die Reisekosten im Vergleich zu den Chancen, eine Rolle zu erhalten, zu hoch erschienen (Interview #15). Im Gegensatz dazu berechnen erfahrene Darsteller zusätzlich auch die jeweiligen Opportunitätskosten: Solange man reist, muss man schließlich andere Aktivitäten brachliegen lassen und kann diese Zeit daher nicht zur Qualifizierung für ein anderes Tätigkeitsfeld oder ehrgeizige unternehmerische Projekte nutzen.

Schließlich muss erwähnt werden, dass sich die Konzepte Anpassung und Anpassungsfähigkeit auch hinsichtlich der ihnen eigenen Wahrnehmungen von Orten, Raum und Zeit unterscheiden. In den Interviews mit Berufsanfängern werden die Orte des beruflichen Geschehens stets in recht eindeutiger Art und Weise beschrieben: Die Audition wird schlicht und einfach als ein Ort des Wettbewerbs angesehen. Erfahrenere Darsteller berichten hingegen häufiger davon, dass sie die Pausen in den Auditions auch nutzen, um Kontakte aufzufrischen oder um sich über die neuesten Klatschgeschichten aus der Branche zu informieren. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Bewertung von Zeit: Die jungen Darsteller betrachten eine Zeitspanne entweder als eindeutig wertvoll oder nutzlos für ihr berufliches Fortkommen. Das „Warten“ ist z. B. untern Neulingen ein verbreitetes Thema, insofern sich alle einig sind, dass die Wartezeit zwischen zwei Auditions oder Engagements als nutzlose Zeit zu bewerten sei. Im Gegensatz dazu wertschätzen die erfahreneren Darsteller den Faktor Zeit in differenzierterer Weise sowie in mehrerlei Hinsicht. So begreifen sie beispielsweise Arbeitslosigkeit nicht ausschließlich als eine Phase *ungenutzter* Zeit zwischen zwei Engagements, sondern gleichermaßen auch als *freie* Zeit, die Gelegenheit zur Erholung und Gesundheitsfürsorge bietet. Zudem haben die Künstler in solchen Phasen Gelegenheit, ihr Repertoire zu erweitern, sich weiterzubilden und unternehmerische Projekte voranzutreiben.

7 Fazit

Die in diesem Beitrag vorgestellte empirische Studie beleuchtet unterschiedliche, auf Resilienzpraktiken bezogene Aktivitäten und raumzeitliche Muster am Beispiel von Musicaldarstellern und den von ihnen verfolgten Arbeitsmarktstrategien. Zu diesem Zweck wurden zwei Befragtengruppen miteinander verglichen, deren Mitglieder unterschiedliche individuelle Resilienzstrategien verfolgen. So zeichnet sich die Gruppe derjenigen Musicaldarsteller, die erst vor Kurzem ihre Ausbildung abgeschlossen hatten, durch eine Strategie der *Anpassung* aus – denn zu Beginn der beruflichen Laufbahn geht es vor allem darum, sich in dem Arbeitsmarkt erfolgreich zu positionieren. Die Arbeitsmarktstrategien der zweiten Interviewgruppe, die aus Musicaldarstellern mit zehn- bis fünfzehnjähriger Berufserfahrung bestand, zielen hingegen vielmehr auf eine Stärkung ihrer *Anpassungsfähigkeit* ab. Eine solche Strategie wird im Kontext eines unsteten und übersättigten Arbeitsmarktes verständlich, in welchem es unmöglich erscheint, als Darsteller zu öffentlicher Bekanntheit zu gelangen – und in dem überdies die Nachfrage nach Künstlern ab einem bestimmten Bühnenalter dramatisch sinkt.

In unserer empirischen Analyse haben wir nachgezeichnet, wie diese ungleichen Strategien sich in recht unterschiedlichen Aktivitäten und damit zusammenhängenden raumzeitlichen Praktiken widerspiegeln. Während etwa junge Befragte ihre Bereitschaft betonen, sich den (von ihnen wahrgenommenen) Marktanforderungen so anzupassen, dass sie auf *die Arbeitsmarktnachfrage reagieren können*, konzentrieren sich die erfahreneren Darsteller mehr auf ihr eigenes Talent – und versuchen somit, *eine entsprechende Marktnachfrage selbst zu schaffen*. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass die Neulinge eine *teleskopische Identität* herausbilden: Sie konzentrieren sich also ganz auf das Ziel, später einmal als erfolgreiche Musicaldarsteller tätig zu sein, und versuchen daher, einen aus ihrer Sicht idealen Lebenslauf eines Musicaldarstellers aufzubauen. Die erfahreneren Darsteller hingegen entwickeln *prismatische Identitäten*, die es ihnen ermöglichen, gleichzeitig in verschiedenen (gleichwohl verwandten) Tätigkeitsfeldern aktiv zu sein (z.B. als Schauspieler, Sänger, Trainer, Coach etc.). Beide Befragtengruppen begreifen Netzwerke als durchaus ambivalent – aber auch als notwendig, um ihre Karrieren erfolgreich vorantreiben zu können. Gleichzeitig werden recht unterschiedliche Aspekte genannt, wenn es darum geht, den zwiespältigen Charakter von Netzwerken zu beschreiben: Jüngere Künstler erfahren Netzwerke als *wertvoll, aber auch exklusiv*. Obwohl sich alle einig sind, dass Netzwerke ein wertvolles Instrument für ihre Karriereentwicklung darstellen, fühlen sie sich selbst (bislang) aus diesen Netzwerken ausgeschlossen. Im Gegensatz dazu betonen die erfahrenen Künstler, dass Netzwerke nur begrenzt dazu geeignet sind, etablierte Wettbewerbsprozesse

zu umgehen bzw. abzukürzen. Zudem haben sie ein besseres Gespür für den Aufwand entwickelt, der mit der Pflege eines Netzwerks verbunden ist, und erfahren Netzwerke daher als *zeitraubend und nur bedingt wertvoll*.

Im Gegensatz zu bereits vorliegenden Arbeiten haben wir die räumlichen Aspekte des Resilienzkonzeptes hier nicht im Sinne einer „resilience of places" (Pike et al. 2010, S. 63; auch Hassink 2010; Martin 2012) thematisiert. Stattdessen haben wir vielmehr danach gefragt, auf welche Art und Weise räumliche Kategorien in Vulnerabilitäts- und Resilienzkalküle eingeschrieben sind. Dabei haben unsere Untersuchungen gezeigt, dass die Neulinge sich den Anforderungen des Arbeitsmarktes durch einen hypermobilen Lebensstil sowie durch eine eindeutige Wahrnehmung und Interpretation zeitlicher und räumlicher Phänomene anpassen. Erfahrenere Künstler hingegen organisieren ihre Anpassungsfähigkeit von einer festen „Homebase" aus. Die Tatsache, dass sie über einen dauerhaften und stabilen Ort verfügen, von dem aus sie ihre Arbeit gestalten können, stärkt ihre Erwerbsfähigkeit innerhalb ihres Tätigkeitsfeldes und erlaubt es ihnen gleichzeitig, sich nach möglichen anderen Tätigkeitsfeldern umzusehen. Aus ihrer Sicht stellen sich zudem Zeit und Raum als mehrdeutige Kategorien dar, da sie mit der jeweiligen Funktionsbestimmung in einem spezifischen Kontext auch ihre Bedeutung verändern können.

Die Gegenüberstellung der beiden Befragtengruppen ermöglicht es außerdem, sich einer diachronischen Analyse anzunähern. Zwar können wir Voraussagen zu Vulnerabilität und Resilienz, die von ein und derselben Berufsgruppe zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten getroffen werden, nicht direkt miteinander vergleichen. Zumindest aber erlaubt unser Forschungsdesign, die den beiden Karrierephasen (Anfänger vs. Erfahrene) inhärenten Logiken einem Vergleich zu unterziehen. Dabei legen unsere Ergebnisse den Schluss nahe, dass die Wahrnehmungen von Vulnerabilität und die damit verwandten Strategien zur Steigerung der Resilienz im Laufe des Berufslebens einen Wandel durchlaufen. Mit zunehmender Erfahrung scheinen die meisten Musicaldarsteller hinsichtlich ihrer arbeitsmarktspezifischen Vulnerabilität deutlich ausgefeiltere Vorstellungen zu entwickeln. Gleichzeitig verschieben sie ihre Resilienzstrategien von Anpassung in Richtung Anpassungsfähigkeit.

Bisherige Studien zu Anpassung und Anpassungsfähigkeit haben sich stets auf Vorgänge in einzelnen Systemen konzentriert, z. B. Regionen (Pike et al. 2010) oder gar (postsozialistische) Gesellschaften (Grabher und Stark 1997). Als solche haben sie Anpassung und Anpassungsfähigkeit zumeist als sich wechselseitig ausschließende Strategien diskutiert: Das Verfolgen der einen Strategie schließt das Verfolgen der anderen Strategie aus (Grabher und Stark 1997). Im Gegensatz dazu haben wir in unserer Untersuchung zur Arbeitsmarktresilienz individuelle Strategien von Subsystemen (einzelne Akteure) in den Blick genommen, *die innerhalb eines Systems agieren* (Arbeitsmarkt). Unsere Studie konzentriert sich zwar auf Mikropraktiken

der Resilienz, gibt aber durchaus auch Aufschluss über die „skalare Architektur" von Resilienz (Stark 2014). Beim Musicalgeschäft scheint es sich demnach um einen gesellschaftlichen Bereich zu handeln, in dem die Resilienz eines übergeordneten Systems (wie etwa des Arbeitsmarkts) dadurch erhöht wird, dass die Verantwortung für Resilienz an untergeordnete Elemente dieses Systems (die einzelnen Künstler) delegiert wird. Zumindest was Arbeitsmarktstudien angeht, erscheint es uns nicht angemessen, Anpassung und Anpassungsfähigkeit als sich wechselseitig ausschließende Dispositionen zu begreifen. Wie bereits erwähnt, beruht die Resilienz der Musicalbranche auf einem System, in dem einige Individuen Anpassungsstrategien (‚adaption') verfolgen, während andere wiederum auf Strategien der Anpassungsfähigkeit (‚adaptability') setzen. Koexistenz und Wettbewerb beider Strategien auf der Mikroebene erhöhen somit letztlich die Stabilität des gesamten Systems auf einer übergeordneten Ebene.

Schließlich sollte erwähnt werden, dass Anpassung und Anpassungsfähigkeit nicht nur im Sinne einer Koexistenz im selben System vorhanden sein können – denn es ist überhaupt nicht ungewöhnlich, dass individuelle Akteure von einer Strategie der Anpassung zu einer der Anpassungsfähigkeit überwechseln (und möglicherweise umgekehrt genauso). Dies macht umso deutlicher, wie dynamisch sich Resilienzstrategien in der Praxis gestalten. Das gesamte System kann fortbestehen, weil es sich die Lernfähigkeit seiner einzelnen Elemente zunutze macht. Zum einen bietet das Musicalgeschäft genügend Anreize zur Ausprägung teleskopischer Identitäten. Zum anderen ist es durchlässig genug für die Ausprägung prismatischer Identitäten. Unsere Analysen legen nahe, dass wir Anpassung und Anpassungsfähigkeit nicht als sich wechselseitig ausschließende oder alternative Lernpfade begreifen sollten. Vielmehr sollten wir sie als gegenüberliegende „Pole" eines Lernkontinuums verstehen. Die individuellen Akteure müssen mit den sich daraus ergebenden Spannungen umgehen, haben dabei aber verschiedene Möglichkeiten, diese gegensätzlichen Anforderungen auszubalancieren.[5]

5 Danksagung: Diese Arbeit ist Teil des abteilungsübergreifenden Brückenprojekts „Vulnerabilität und Resilienz aus sozialräumlicher Perspektive", welches am Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner durchgeführt wurde. Als Mitgliedsinstitut der Leibniz-Gemeinschaft wird das IRS gemeinsam von Bund und Ländern finanziert. Unser Dank gilt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die durch ihre Unterstützung die Durchführung unserer am 17. und 18. Januar 2013 in Berlin abgehaltenen internationalen Konferenz „Constructing Resilience" (IB 95/7-1) ermöglicht hat. Mit dieser Veranstaltung wurde das o. g. Forschungsprojekt zum Abschluss gebracht. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern dieser Konferenz danken wir für ihre hilfreichen Kommentare zu einer früheren Version dieses Artikels.

Literatur

Amin, A. (2013). Surviving the Turbulent Future. *Environment and Planning D: Society and Space 31* (1), S. 140-156.
Burt, R. S. (2005). *Brokerage and Closure: An Introduction to Social Capital*. New York: Oxford University Press.
Christmann, G. B., & Ibert, O. (2012). Vulnerability and Resilience in a socio-spatial Perspective. A social-scientific Approach. *Raumforschung und Raumordnung 70* (4), S. 259-272.
Christmann, G. B., Balgar, K. & Mahlkow, N. (2014). Local Constructions of Vulnerability and Resilience in the Context of Climate Change. A Comparison of Lübeck and Rostock. *Social Sciences 3* (1), 142-159.
Christopherson, S. (2008). Beyond the Self-Expressive Creative Worker: An Industry Perspective on Entertainment Media. *Theory, Culture & Society 25* (7-8), S. 73-95.
Coaffee, J., Murkami-Wood, D., & Rogers, P. (2008). *The Everyday Resilience of the City: How Cities Respond to Terrorism and Disaster*. New York: Palgrave.
Dean, D. (2005). Recruiting a Self: Women Performers and Aesthetic Labour. *Work, Employment & Society 19* (4), S. 761-774.
Eikhof, D. R., & Haunschild, A. (2006). Lifestyle Meets Market: Bohemian Entrepreneurs in Creative Industries. *Creativity and Innovation Management 15* (3), S. 234-241.
Entwistle, J., & Wissinger, E. (2006). Keeping up Appearances: Aesthetic Labour in the Fashion Modelling Industries of London and New York. *The Sociological Review 54* (4), S. 774-794.
Florida, R. (2004). *The Rise of the Creative Class: And how it's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York: Basic Books (2. Aufl.).
Foster, K. A. (2007). *A Case Study Approach to Understanding Regional Resilience*. Working Paper (2007-08). Institute of Urban and Regional Development, University of California, Berkeley.
Fugate, M., Kinicki, A. J., & Ashforth, B. E. (2003). Employability: A Psycho-Social Construct, its Dimensions, and Applications. *Journal of Vocational Behavior 65* (1), S. 14-38.
Gill, R., & Pratt, A. C. (2008). In the Social Factory? Immaterial Labour, Precariousness and Cultural Work. *Theory, Culture & Society 25* (1), S. 1-30.
Glückler, J., & Armbrüster, T. (2003). Bridging Uncertainty in Management Consulting: The Mechanisms of Trust and Networked Reputation. *Organization Studies 24* (2), S. 269-297.
Grabher, G. (2004). Temporary Architectures of Learning: Knowledge Governance in Project Ecologies. *Organization Science 25* (9), S. 1491-1514.
Grabher, G., & Ibert, O. (2006). Bad Company? The Ambiguity of personal Knowledge Networks. *Journal of Economic Geography 6* (3), S. 251-271.
Grabher, G., & Stark, D. (1997). Organizing Diversity: Evolutionary Theory, Network Analysis and Postsocialism. *Regional Studies 31* (5), S. 533-544.
Hassink, R. (2010). Regional Resilience: A Promising Concept to Explain Differences in Regional Economic Adaptability? *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 3* (1), S. 45-58.
Hesmondhalgh, D., & Baker, S. (2010). 'A very Complicated Version of Freedom': Conditions and Experiences of Creative Labour in three Cultural Industries. *Poetics 38* (1), S. 4-20.
Hilti, N. (2009). Here, There, and In-Between: On the Interplay of Multilocal Living, Space, and Inequality. In T. Ohnmacht, H. Maksim & M. M. Bergman (Hrsg.), *Mobilities and Inequalities* (S. 145-164). Farnham: Ashgate.

Hochschild, A. (1983). *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling.* Berkeley: University of California Press.
Holling, C. S. (1973). Resilience and Stability of Ecological Systems. *Annual Reviews of Ecology, Evolution, and Systematics 4* (1), S. 1-23.
Hracs, B. J., Jakob, D., & Hauge, A. (2013). Standing out in the Crowd: The Rise of Exclusivity-Based Strategies to Compete in the Contemporary Marketplace for Music and Fashion. *Environment and Planning A 45* (5), S. 1144-1161.
Ibert, O., & Schmidt, S. (2012). Acting on Multiple Stages. How Musical Actors Construct their Labour-Market Vulnerability and Resilience. *Raumforschung und Raumordnung 70* (4), S. 349-361.
Ibert, O., & Schmidt, S. (2014). Once You Are In You Might Need to Get Out: Adaptation and Adaptability in Volatile Labor Markets—the Case of Musical Actors. *Social Sciences 3* (1), S. 1-23.
Kendra, J. M., & Wachtendorf, T. (2003). Reconsidering Convergence and Converger: Legitimacy in Response to the World Trade Center Disaster. Terrorism and Disaster: New Threats, New Ideas. *Research in Social Problems and Public Policy 11*, S. 97-122.
Kirsh, D. (1996). Adapting the Environment Instead of Oneself. *Adaptive Behavior 4* (1), S. 115-152.
Knight, F. H. (1921). *Risk, Uncertainty and Profit*. Boston, New York: Houghton Mifflin.
Latour, B. (2005). *Re-Assembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford: Oxford University Press.
Martin, R. (2012). Regional Economic Resilience, Hysteresis and Recessionary Shocks. *Journal of Economic Geography 12* (1), S. 1-32.
Nelson, D. R., Adger, N. W., & Brown, K. (2007). Adaptation to Environmental Change: Contributions of a Resilience Framework. *Annual Review of Environment and Resources 32* (11), S. 395-419.
Pendall, R., Foster, K. A., & Cowell, M. (2010). Resilience and Regions: Building Understanding of the Metaphor. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 3* (1), S. 71-84.
Pike, A., Drawley, S., & Tomaney, J. (2010). Resilience, Adaptation and Adaptability. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 3*, S. 59-70.
Plimmer, G., Smith, M., Duggan, M., & Englert, P. (2000). Career Adaptability, Well-Being, and Possible Selves. *Career Planning and Adult Development Journal 15* (4), S. 83-92.
Redman, C. L., & Kinzig, A. P. (2003). Synthesis: Resilience of Past Landscapes: Resilience Theory, Society, and the Longue Durée. *Conservation Ecology, 7* (1). http://www.ecologyandsociety.org/vol7/iss1/art14/. Zugegriffen: 29. April 2013.
Savickas, M. L. (1997). Career Adaptability: An integrative Construct for Life-Span, Life-Space Theory. *The Career Development Quarterly 45* (3), S. 247-259.
Schütz, A. (1953). Common Sense and Scientific Interpretation of Human Action. *Philosophy and Phenomenological Research 14* (1), S. 1-37.
Simon, H. A. (1991). Bounded Rationality and Organizational Learning. *Organization Studies 2* (1), S. 125-134.
Stark, D. (2011). What's Valuable? In J. Beckert & P. Aspers (Hrsg.), *The Worth of Goods. Valuation Pricing in the Economy* (S. 319-338). Oxford: Oxford University Press.
Stark, D. (2014). On Resilience. *Social Sciences 3* (1), S. 60-70.
Steiner, L., & Schneider, L. (2012). The Happy Artist: an Empirical Application of the Work-Preference Model. *Journal of Cultural Economics 37* (2), S. 225-246.

Vinodrai, T. (2013). Design in a Downturn? Creative Work, Labour Market Dynamics and Institutions in Comparative Perspective. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 6* (1), S. 159-176.
Wanke, E. M. (2007). About Risks and „Side Effects" of Dancing. Dance Medicine in Dance Training and the Professional Career. In S. Gehm, P. Husemann & E. Wilcke (Hrsg.), *Knowledge in Motion. Perspectives of Artistic and Scientific Research in Dance* (S. 155-162). Bielefeld: transcript.
Watson, A. (2012). Sociological Perspectives on the Economic Geography of Projects: The Case of Project-Based Working in the Creative Industries. *Geography Compass 6* (10), S. 617-631.
Weick, K. E. (1993). The Collapse of Sense Making in Organizations: The Mann Gulch Disaster. *Administrative Science Quarterly 38* (4), S. 628-652.
Weick, K. E., & Sutcliffe, K. M. (2007). *Managing the Unexpected. Resilient Performance in an Age of Uncertainty*. San Francisco: Wiley.
Wittel, A. (2001). Toward a Network Sociality. *Theory, Culture & Society 18* (6), S. 51-76.

B Empirische Analysen 3

Resilienz in politischen Handlungsfeldern

Urbane Resilienz und endemische Gewalt

Peter Imbusch

1 Einleitung

In ihrem Buch „Resilient Life" imaginieren die Autoren Brad Evans und Julian Reid einen neuen, aus zehn Punkten bestehenden Gesellschaftsvertrag, den sich die Bürger eines Landes nach einer großen Katastrophe gegeben haben.

> „1. Citizens must accept that our nation is brought together by a shared sense of vulnerability. 2. Citizens must accept that the nation will be fundamentally insecure by design. 3. Citizens must be educated without exception in the study of catastrophe. 4. Citizens must accept the inevitability of future catastrophe. 5. Citizens must accept that we (the human species) have become fully responsible for all the planets ills. 6. Citizens must accept that anxiety and trauma are learning processes of our nation. 7. Citizens must accept that taking care of oneself is the ultimate response. 8. Citizens must accept that resistance is coterminous with the ability to thrive in times of catastrophe. 9. Citizens must accept that the political has been settled. 10. Citizens must accept that this charter is the only credible vision for social belonging and citizenship." (Evans und Reid 2014)

Diese auszugsweise Wiedergabe eines Forderungskatalogs muss angesichts der gesellschaftlichen Realität vieler Länder eigentlich nicht mehr imaginiert werden. Auch die Frage, ob wir als Bürger einen solchen Vertrag ob seiner sozio-politischen Implikationen überhaupt akzeptieren und unterzeichnen würden, dürfte sich längst erledigt haben, denn viele der angesprochenen Aspekte sind bereits ohne die große Katastrophe Realität geworden und ohne dass wir gefragt wurden. Er stellt in gewisser Weise schon das technokratisch verkürzte politische Mantra der liberaldemokratischen Gesellschaften der letzten Jahre dar. Denn spätestens seit dem Report des International Panel on Climate Change (IPCC 2011) über neues Risikomanagement sind wir alle gefordert, in Termini der „Resilienz" zu denken. Das Gefühl für die eigene Verletzlichkeit aufgrund von Umweltveränderungen und

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_10, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

ökologischen Katastrophen oder infolge politischer Ereignisse wie der Terroranschläge vom 11. September 2001 in den USA ist nicht nur gestiegen, sondern hat im Rahmen der diversen Strategien der „Versicherheitlichung" von Gesellschaften auch eine Antwort gefunden: Widerstandsfähigkeit auszubilden, um solchen Katastrophen oder Ereignissen trotzen und möglichst bald wieder normal weiterleben zu können.

Die rasante Karriere des Begriffs Resilienz dürfte nicht zuletzt einer solchen Wahrnehmungsveränderung in Bezug auf Krisen und Katastrophen sowie einer politischen Veränderung im Umgang mit solchen Ereignissen geschuldet sein. Resilienz scheint das neue „buzzword" (Chelleri 2010) des 21. Jahrhunderts geworden zu sein, seine Verwendung schwankt – negativ gesehen – zwischen einer „catch-all-Kategorie" (Dombrowsky 2012) und – positiv betrachtet – einem „boundary-object" (Kaufmann 2012).

Im Folgenden werde ich zunächst die durchaus erstaunliche Begriffskarriere von Resilienz nachzeichnen und einige zentrale Konzeptionen in ihren grundlegenden Dimensionen vorstellen. Sodann werde ich das Konzept der Resilienz auf das Problem der Gewalt in urbanen Räumen beziehen und dafür ein wenig modifizieren. Anschließend zeige ich am Beispiel der endemischen Gewaltverhältnisse in vielen lateinamerikanischen Gesellschaften, welchen Stellenwert und welche Rolle Resilienz haben bzw. spielen könnte. Dazu werde ich Resilienz auf drei Ebenen verorten und je spezifische Muster und Reaktionsweisen auf die vielfältigen Gewaltverhältnisse betrachten. Am Ende wird ein Resümee über die Befunde in Bezug auf Resilienz und Gewalt stehen.

2 Resilienz – Karriere und Ausweitung eines Begriffs

Seit einiger Zeit ist der Begriff der Resilienz in aller Munde. Ausgehend von der Ökologie und der Psychologie hat er sich über die Technik- und Ingenieurswissenschaften bis hinein in die Sozialwissenschaften ausgebreitet (Bürkner 2010; Christmann et al. 2011). In der jüngeren Vergangenheit wird der Begriff vor allem in drei Forschungszusammenhängen verwendet: 1) der Humanökologie und der Mensch-Umwelt-Thematik, wo es um die Anpassung unterschiedlicher Gesellschaften an Naturrisiken und ökologische Vulnerabilität geht, 2) in der Entwicklungsländerforschung, wo es um die Exposition und Verwundbarkeit armer Bevölkerungsschichten gegenüber existenziellen Risiken und Bedrohungen geht oder die ökologischen Gefährdungen einzelner Staaten in ihren Formen und Folgen untersucht werden, und 3) den Geistes- und Sozialwissenschaften, wo er in vielfältige Stränge mit verschiedenen Ansätzen zur Erforschung von sozialen Vulnerabilitäten

und flexiblen Anpassungsformen an bestimmte Herausforderungen und Risiken zerfällt. Hier geht es dann z. B. im mikrosoziologischen Bereich um Coping-Strategien im Umgang mit der Verletzlichkeit von Menschen, in der Kindheits- und Entwicklungspsychologie um die unterschiedlichen Verarbeitungsmöglichkeiten von Gewalt, Traumata und Schocks sowie in der Ungleichheitsforschung um Fragen der sozialen Vulnerabilität von Gruppen. Sodann hat Resilienz noch Bezüge zur sozialwissenschaftlichen Risiko- und naturwissenschaftlichen Hazardforschung, die sich der Nähe des Begriffs zu anderen Themenfeldern wie Risiko und Unsicherheit, Nachhaltigkeit, Versicherheitlichung und Kritische Infrastrukturen verdankt.

Die Karriere des Begriffs erklärt sich dabei keineswegs mit der analytischen Überlegenheit oder einer besonderen begrifflichen Schärfe, sondern ist eher das Resultat einer weitreichenden Wahrnehmungsveränderung von Risiken und Gefahren, denen in einer bestimmten Art und Weise begegnet werden soll. Da in politischen und wissenschaftlichen Diskursen über gesellschaftliche Entwicklungstendenzen vermehrt Begriffe wie Vulnerabilität und Risiko auftauchen, signalisiert der Resilienzbegriff hier Handlungsbedarf angesichts real zunehmender existenzieller oder als solche wahrgenommener Unsicherheiten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, angesichts allgemeiner Verunsicherung im Zuge der Globalisierung, des Klimawandels oder sozio-ökonomischer und politischer Veränderungen in der Weltgesellschaft. Letztlich bleibt das sozialwissenschaftlich mit dem Begriff umschriebene Feld jedoch diffus und widersprüchlich. Hinzu kommt, dass der Terminus einmal eher deskriptiv, häufig jedoch auch normativ verwendet wird (Brand und Jax 2007, S. 3f.). Gleichwohl hat der Begriff Resilienz andere, in früheren Jahren dominante Großbegriffe in der öffentlichen Diskussion abgelöst. Der Terminus scheint zudem eine beträchtliche Attraktivität zu besitzen, bedeutet es doch offensichtlich generell etwas Positives, resilient zu sein oder Resilienz zu besitzen: Man kann Not, Elend und Aufruhr widerstehen; man erholt sich rasch von Katastrophen und Zerstörung; man gewinnt nach desaströsen Ereignissen schnell wieder seine ursprüngliche Form zurück; man ist weitsichtig genug, um sich auf Unvorhersehbares einzustellen; und man kann mit Risiken in angemessener Art und Weise umgehen. Ein hoher Resilienzgrad legt damit zugleich einen geringen Verletzlichkeitsgrad nahe.

Der Resilienzbegriff besitzt nicht nur in verschiedenen Fachdisziplinen unterschiedliche, teils unklare und widersprüchliche Bedeutungsgehalte und Anknüpfungspunkte, sondern die Vulnerabilitäts- und Resilienzverständnisse sind auch jeweils mit konkurrierenden Deutungsmustern, Deutungskonflikten und Ansprüchen auf Realisierung von Deutungsmacht verbunden. Deshalb werden einzelne Definitionen häufig mit weitergehenden Explikationen verknüpft. Eine eher technische bzw. sicherheitslastige Definition von Resilienz findet sich beispielsweise

in den Analysen des Center for Security Studies der ETH Zürich: „Unter Resilienz versteht man die Fähigkeit eines Systems oder einer Gesellschaft, eine plötzliche Katastrophe oder eine Krise rasch zu bewältigen und die Funktions- und Handlungsfähigkeit schnellstmöglich wieder herzustellen. Die zentralen Dimensionen dieses Konzepts bilden somit die Widerstandsfähigkeit und Regenerationsfähigkeit von technischen und gesellschaftlichen Systemen." (Trachsler 2009, S. 1) Analog zu einem Resilienzzyklus (vgl. Edwards 2009) werden vier spezifische Charakteristika hoch resilienter Gesellschaften ausgemacht: 1) Robustheit („robustness") als Fähigkeit eines Systems, außergewöhnlichen Belastungen standzuhalten; 2) Redundanz („redundancy") als das Vorhandensein alternativer Möglichkeiten eines Systems, kritische Aufgaben zu erfüllen; 3) Einfallsreichtum („resourcefulness") als Kapazität eines Systems zur kreativen und angemessenen Reaktion auf ein Schadensereignis; und 4) Schnelligkeit („rapidity") als rasche Reaktions- und Regenerationsfähigkeit eines Systems im Katastrophenfall („R4-Framework"; vgl. Tierney und Bruneau 2007).

Allgemeiner gefasst lässt sich mit Bürkner unter Resilienz Folgendes verstehen: „Resilienz bezeichnet entweder die Fähigkeit von Personen, sozialen Gruppen, Systemen oder Gegenständen, eingetretene Schädigungen zu kompensieren bzw. die verlorene Funktionalität wieder herzustellen, oder die Fähigkeit, flexibel auf Gefährdungen zu reagieren und mögliche Schädigungen abzuwehren." (Bürkner 2010, S. 24) Andere Autoren vertreten ebenfalls einen eher übergreifenden und integrativen Ansatz und differenzieren zunächst nach Vulnerabilität, Gefahr bzw. Gefährdung und Resilienz. Sie heben zur Beschreibung von Resilienz auf die Fähigkeit von Systemen ab, „Schocks und Störungen zu absorbieren und möglichst unbeschadet weiter zu existieren" (Birkmann et al. 2011, S. 17). Drei Dimensionen werden dabei zusätzlich unterschieden: 1) die Widerstandsfähigkeit eines Systems gegenüber bestimmten eingetretenen Schocks oder schleichenden Veränderungen, 2) die Kapazität, den Ausgangspunkt relativ rasch wieder herzustellen, und 3) die Fähigkeit eines Systems, zu lernen und sich an sich verändernde Bedingungen anzupassen. Folke (2006) knüpft an den letztgenannten Punkt an und schlägt vor, Resilienz nicht als Zustand, sondern als Prozess zu betrachten und entsprechend Anpassungs-, Lern- und Innovationsprozesse in den Blick zu nehmen. Bohle und Glade (2007) weisen darauf hin, dass Vulnerabilität (hier verstanden als Verletzlichkeit von Menschen und Gegenständen angesichts von Gefährdungen) und Resilienz (hier verstanden als widerständige, strukturstabilisierende, regenerative Reaktionen auf Gefährdungen und Schädigungen) hinsichtlich ihrer Verursachung und Folgen aus sehr heterogenen Perspektiven heraus definiert und lanciert werden. „Ein vager Konsens scheint jedoch in der Überzeugung zu bestehen, dass Vulnerabilität und Resilienz nicht per se existieren, sondern das Ergebnis sozialer

Prozesse und sozialer Konstruktionen der Wirklichkeit sind, die wiederum mit Machtverteilungen und dem Zugriff von Individuen und Gruppen auf ungleich verteilte Ressourcen in Zusammenhang stehen." (Bürkner 2010, S. 6, der sich auf Bohle und Glade 2007 bezieht).

Will man Resilienz auf urbane Räume und endemische Gewalt beziehen, dann sind eine Reihe weiterer Unterscheidungen notwendig. Eine wichtige Differenzierung im Hinblick auf das Resilienzverständnis kann darin gesehen werden, zwischen einem ökologischen, technischen und sozialen Verständnis von Resilienz zu unterscheiden. Trotz oberflächlicher Gemeinsamkeiten gilt es, beträchtliche Unterschiede wahrzunehmen:

> „They feature different scales of time followed by different action and response times when they are challenged […]. The dynamic of social systems can be of a higher degree and change can be significantly faster compared to ecological systems […]. But the most important, not only gradual, difference that needs to be pointed out is the fact that social systems exhibit a symbolic dimension of meaning […] or so-called structures of signification that enable a higher level of self-organization […]. Intentionality and interpretation play decisive roles in social systems […] that can manifest themselves in time and space and also interpret change in terms of causality" (Lorenz 2010, S. 3).

Wenn zudem der Fokus auf soziale Resilienz gelegt wird, dann lässt sich diese mit Adger (2000, S. 347) definieren als „the ability of groups or communities to cope with external stresses and disturbances to their social infrastructure as a result of social, political, and environmental change". Darauf aufbauende Konzepte sozial-ökologischer Resilienz haben weitere Differenzierungskriterien eingeführt, die für eine genaue Analyse von Resilienzprozessen nützlich sind:

Tabelle 1 Unterschiedliche Formen und Kapazitäten sozialer Resilienz

	Resilience as Persistability: Coping Capacities	Resilience as Adaptability: Adaptive Capacities	Resilience as Transformability: Transformative Capacities
Response to Risk	ex-post	ex-ante	ex-ante
Temporal Scope	short-term	long-term	long-term
Degree of Change	low, status quo	medium, incremental change	high, radical change
Outcome	restoration of present level of well-being	security of future well-being	enhancement of present and future well-being

Quelle: Keck/Sakdapolrak 2013: 10

Offensichtlich hängt die Wirksamkeit sozialer Resilienz von der Art der zur Verfügung stehenden Kapazitäten eines Systems oder einer Gesellschaft ab, die bedeutsame Unterschiede in der Wirkung in Bezug auf unterschiedliche Items produziert. Schlüsseldeterminanten sozialer Resilienz müssen entsprechend in den konkreten sozialen Beziehungen und Netzwerkstrukturen, in den Institutionen und Machtverhältnissen sowie in Wissen und Diskursen gesehen werden. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich weitere Kriterien zur Operationalisierung von Resilienz anschaut. In einem viel beachteten Aufsatz haben Carpenter et al. (2001) vorgeschlagen, sich vor dem Beginn der empirischen Analyse von Resilienzprozessen mit zwei Fragen auseinanderzusetzen: nämlich zum einen „Resilience of what?" – was auf den Systemzusammenhang von Resilienz abzielt und eine räumliche wie auch zeitliche Eingrenzung notwendig mache –, zum anderen „Resilience to what?" – was auf die Bestimmung der Störungen abhebt, die im konkreten Fall von Interesse sind. Aus diesen beiden Spezifizierungen ergibt sich, dass es nicht um uneingeschränkte Aussagen über die Stabilität von Systemen bzw. Gesellschaften gehen kann, sondern um Aufklärung über Wechselwirkungen und Interaktionen heterogener Elemente, also um die Stärkung der Adaptions- und Transformationsfähigkeit von Akteuren. In Bezug auf die Frage „Resilience of what?" hat die Resilience Alliance vier Kriterien für urbanisierte Räume festgehalten, die für den Systemzusammenhang von großer Bedeutung sind: „a) metabolic flows in sustaining urban functions, human well-being and the quality of life, b) governance networks and the ability of the society to learn, adapt, and reorganize the way they cope with urban challenges, c) the social dynamic of people as citizens, consumers, and users, and d) the built environment that defines the urban physical pattern." (Resilience Alliance 2007) Mit Bezug auf die Frage „Resilience to what?" lässt sich eine Reihe von unerwarteten Schocks, Krisen oder Ereignissen identifizieren, die eine Stadt oder Region über bestimmte Schwellen hinweg befördert, jenseits derer es schwierig ist, selbst nur Coping-Kapazitäten zu erreichen. Diese lassen sich nach natürlichen (z. B. Erdbeben, Vulkanausbrüche, Flutwellen), ökonomischen (z. B. Marktausschläge, Finanzkrisen), biomedizinischen (z. B. Epidemien, Krankheiten), sozialen (z. B. Gewalt, Unsicherheit, demografische Aspekte, Verfügbarkeit von Arbeitskräften), technologischen (z. B. Unfälle in der Industrie und bei Großtechnologien) oder politischen (z. B. gewaltsame Regierungswechsel, Terrorismus, Krieg) Aspekten kategorisieren (Müller 2011, S. 4; vgl. Voss 2010, S. 72f.).

Resümierend kann man festhalten, dass trotz einer Fülle von Resilienzverständnissen und inzwischen eingetretener, wenigstens bereichsspezifischer Operationalisierung Resilienz gegenwärtig offensichtlich ein zwar hoch attraktiver und viel gebrauchter Begriff ist, mit dem sich aber nach wie vor keine klaren Grenzziehungen zu verwandten Begriffen verbinden. Entsprechend bestehen beträchtliche

Forschungsdesiderata in Bezug auf die konzeptionelle Fassung des Begriffs und der damit verbundenen gesellschaftspolitischen Implikationen fort (vgl. Brand und Jax 2007, S. 9ff.; Müller 2011, S. 5f.; Christmann et al. 2011, S. 5ff.; Voss 2010). Der Graben zwischen dem ursprünglichen, aus der ökologischen Forschung stammenden, rein deskriptiven Konzept der Resilienz und dem heutigen, eher vagen und schwammigen Gebrauch des Konzepts scheint nicht kleiner geworden zu sein. Da der Begriff der Resilienz in ganz unterschiedlichen Kontexten Anwendung findet und für nützlich gehalten wird, liegt der Verdacht nahe, dass er im Grunde zu einer Art Catch-all-Kategorie der präventiven Gefahrenabwehr geworden ist. Kaufmann und Blum gehen sogar so weit, zu behaupten, dass „Vulnerabilität und Resilienz […] zu prägenden Ideen eines umfassenden Sicherheitsdispositivs [avancieren]" (Kaufmann und Blum 2013, S. 92). In diesem Sinne würde sich der Begriff in die aktuellen Versicherheitlichungs- und Kontrollstrategien moderner Gesellschaften einpassen und im Gefolge „neoliberaler" Globalisierungsprozesse und ihrer Konsequenzen für Staat und Gesellschaft das Herzstück im Umgang mit Risiken, Unsicherheiten und Gefahren bilden.

3 Resilienz und das Problem der Gewalt in urbanen Räumen

Will man das Konzept der sozialen Resilienz für Gewaltphänomene in urbanen Räumen fruchtbar machen, dann ist man zum einen gut beraten, ein Anwendungsbeispiel zu wählen, welches eine Fülle von Anschauungsmaterial bereithält, zum anderen aber auch als eine Art Lackmustest der Qualität des Resilienzkonzepts taugt.

Als passendes Anwendungsbeispiel sollen hier die Gewaltverhältnisse in lateinamerikanischen Städten in den Blick genommen werden. Die lateinamerikanischen Gesellschaften sind seit Langem Gesellschaften mit Formen endemischer Gewalt (Imbusch et al. 2011). Hier finden sich schon seit Jahrzehnten die höchsten Mord- und Gewaltraten der Welt in einem Umfeld, welches durch eine extreme soziale Ungleichheit, eine große wirtschaftliche Heterogenität und ein prekäres staatliches Gewaltmonopol gekennzeichnet ist. Das Zusammenspiel höchst verschiedener Formen der Gewalt und defizitärer Staatlichkeit erzeugt im Alltagsleben der Menschen ein Klima der Angst und Unsicherheit, was beträchtliche gesellschaftspolitische Konsequenzen und ökonomische Folgekosten hat. Die ökonomischen Kosten lassen sich in direkte Kosten (d. h. personelle und sächliche Kosten, die im Umgang mit und der Bekämpfung von Gewalt entstehen) und indirekte Kosten (d. h. Kosten, die sich im Gefolge von Gewalt und Kriminalität für Menschen und Institutionen

ergeben) unterteilen; des Weiteren wären hier noch ökonomische Multiplikatoreffekte (d. h. makroökonomische Kosten im Sinne von entgangenen Produktivitäts- und Reichtumsgewinnen) für eine Gesellschaft zu berücksichtigen, die sich als Folge von Kriminalität und Gewalt ergeben. Die gesellschaftspolitischen Konsequenzen können über die interpersonellen Beziehungen der Menschen und die Einschränkungen der Lebensqualität veranschaulicht werden. Hier wären z. B. zu nennen die intergenerationale Weitergabe von Gewalt, die Erosion von Sozialkapital und von sozialem Zusammenhalt, soziale Desintegrationsprozesse, ein großes wechselseitiges Misstrauen der Menschen untereinander, Glaubwürdigkeitsverluste des Staates, geringe demokratische Partizipation und Repräsentation der Bürger und nicht zuletzt ein flächendeckender Verlust an Lebensqualität durch Angst und Verunsicherung (vgl. Morrison et al. 2003; Morrison 2007). Es ist deshalb immer wieder betont worden, dass Gewalt und Kriminalität zentrale Entwicklungshindernisse für die lateinamerikanischen Gesellschaften darstellen (z. B. Moser und McIlwaine 2006). Staatliche Repression und individuelle wie kollektive Sicherheitsstrategien der Bürger sind die gängigen Muster, um den damit einhergehenden Herausforderungen – bisher meist ohne größeren Erfolg – zu begegnen.

Resilienz scheint hier einen Ausweg zu bieten, erfordert das Konzept doch andere Strategien und setzt auf andere Maßnahmen. Legt man nun aber ein Resilienzverständnis zugrunde, wie es in einer der oben genannten Definitionen zum Ausdruck kommt, dann würde Resilienz vor allem den Zweck haben, sich mit geeigneten Mitteln an die Gewalt anzupassen und/oder zu einer Art von „Normalität" vor der Gewalt zurückzukehren. Resilienz würde damit im Grunde auf eine Rückkehr zum Status quo ante hinauslaufen. Dies ist aber in Gesellschaften oder Städten mit endemischer Gewalt insofern schwierig und problematisch, als Gewalt hier kein singuläres Ereignis darstellt, welches einmalig zu überwinden wäre, sondern der vorherige Status selbst dazu beigetragen haben könnte, das Problem urbaner Gewalt zuallererst zu erzeugen, hervorzubringen oder zu perpetuieren. Das bedeutet zunächst, dass herkömmliche Resilienzbegriffe in Situationen chronischer Gewalt nicht einfach übertragen und angewendet werden können. Ein zweites Problem stellt der Fokus bisheriger Resilienzanalysen mit Bezug auf urbane Räume dar. Probleme der Stadtentwicklung und Resilienz werden traditionellerweise in drei Kontexten behandelt: 1) bei Katastrophen und im Katastrophenmanagement („Katastrophenschutz"), 2) in Bezug auf Sicherheit, Kriminalität und Terrorismus („Öffentliche Sicherheit"), und 3) in Bezug auf die Sicherheit infrastruktureller Ressourcen der Städte („Zivile Sicherheit"). Häufig ist in diesen Zusammenhängen vom Aufbau von „resilient cities" die Rede, ohne dass immer genau klar wäre, was damit konkret gemeint ist (vgl. Chelleri und Olazabal 2012; Coaffee 2007, 2010; Godschalk 2002; Rogers 2012). Oft gerät dabei nur die Fähigkeit in den Blick, an-

gesichts von katastrophalen Ereignissen gewisse (über-)lebenswichtige Funktionen und Strukturen aufrechtzuerhalten. Resilienz wäre hier von Bedeutung, weil sie es erstens erlauben würde, die Vulnerabilität von technischen und sozialen Systemen angesichts der Unvorhersehbarkeit des Ausmaßes einer Katastrophe zu erhöhen, und weil sie zweitens geringere Schäden bei der Bevölkerung oder der materiellen Infrastruktur ermöglichen würde.

Demgegenüber wäre bei Formen endemischer Gewalt Resilienz nicht nur als Adaptions- und Akkomodationsressource, sondern als Transitions- oder sogar Transformationsressource wichtig. Damit ginge es nicht mehr eigentlich um den Aufbau resilienter Städte, sondern um urbane Resilienz (Chelleri 2012). Die gelingende Herausbildung urbaner Resilienz gegenüber endemischen Gewaltformen muss dabei in Abhängigkeit von der Art der Gewalt (ggf. dem Zusammenspiel unterschiedlicher Arten von Gewalt), dem Ausmaß von Gewalt und der Dauerhaftigkeit der Gewalt gesehen werden. In Analogie zu dem jeweiligen Mischungsverhältnis dieser Faktoren müsste auch die Reichweite von Resilienz sich verändern und sich einmal auf Individuen, sodann auf eine konkrete Community, schließlich auf ein Land insgesamt bzw. eine spezifische Gesellschaft beziehen. Damit wären zugleich die Ebenen genannt, auf denen im Folgenden Resilienz als Ressource gegen endemische Gewalt eingebracht werden soll. Ziel von Resilienz wäre es, eine größtmögliche Sicherheit für die Bürger einer Stadt oder eines Landes zu gewährleisten.

Wie lässt sich nun das Resilienzkonzept mit dem Problem endemischer Gewalt in verdichteten urbanen Räumen zusammenbringen? Resilienzstrategien gegen Gewalt in städtischen Räumen können auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt werden: einmal auf der individuellen Ebene, dann auf der gemeinschaftlichen (lokalen oder kollektiven) Ebene und schließlich auf der gesellschaftlichen oder staatlichen Ebene. Um erfolgreich zu sein, müssen sie im Falle endemischer Gewalt am Ende ineinandergreifen und zusammenspielen.

Ausgangspunkt für Resilienzstrategien auf der individuellen Ebene ist zunächst die allgemeine Beobachtung, dass es in sozialen Gewalträumen bzw. in räumlichen Gewaltmilieus zwar etliche Täter gibt, dass aber keineswegs alle dort lebenden Personen Gewalt als eine Handlungsressource begreifen und für sich in Anspruch nehmen, obwohl dies mit spezifischen Belohnungen für sie einhergehen würde. In der entsprechenden kindheits- und jugendspezifischen Forschung wird also nicht der klassischen Frage nachgegangen, was die Ursachen und Motive für gewaltsames Handeln sind, sondern warum offensichtlich manche Personen gerade nicht gewalttätig werden, obwohl andere dies tun. Das Potenzial, der Anwendung von Gewalt als einer beizeiten attraktiven Handlungsressource zu widerstehen, wird in der Psychologie als Resilienz gefasst. Es geht also letztlich um die Frage, wie sich eine positive Entwicklung bei einem Einzelnen in einem dafür an sich

äußerst abträglichen Umfeld einstellt. Die sozialökologisch orientierte psychologische Resilienzforschung (Luthar 2003; Luthar et al. 2000; Rutter 2005; Ungar 2004, 2012) hat zudem darauf aufmerksam gemacht, dass eine bestimmte Konstitution der sozialen und physischen Umwelt eine Rolle bei der Herausbildung von individueller Resilienz spielt. In Anlehnung an Ungar kann Resilienz auf der individuellen Ebene wie folgt gefasst werden: „In the context of exposure to significant adversity, resilience is both the capacity of individuals to navigate their way to the psychological, social, cultural, and physical resources that sustain their well-being, and their capacity individually and collectively to negotiate for these resources to be provided and experienced in culturally meaningful ways." (Ungar 2008.S. 225) „Navigation" beschreibt dabei die individuelle Handlungsfähigkeit, aktiv die notwendigen Ressourcen anzusteuern (was jedoch stark abhängig von den jeweils zur Verfügung stehenden Ressourcen ist), „Negotiation" hingegen die Fähigkeit, individuell und in der Gruppe zu verhandeln, welchen Ressourcen eine Bedeutung zukommt. Gewaltresilienz wird hier als Fähigkeit verstanden, sich von immanenten Strukturen der Gewaltmilieus zu lösen und Resilienzstrategien zu entwickeln; sie beinhaltet also ein Bündel an flexiblen Handlungsstrategien, die es Individuen ermöglichen, Gewalterfahrungen insoweit zu begegnen, dass ein notwendiges Maß an Handlungsfähigkeit gewährleistet bleibt und sie positive Konzepte von sich selbst und ihrer Umwelt entwickeln können (O'Donnell et al. 2002; Ungar 2011). Resilienz ist in diesem Sinne kein statischer Zustand, sondern eine dynamische Anpassungsleistung an die Umwelt, die kulturell und kontextabhängig variabel einsetzbar wird.

Damit endemische Gewalt überwunden werden kann, muss die individuelle Herausbildung von Resilienzstrukturen begleitet sein von Strategien auf der lokalen gemeinschaftlichen Ebene, vor allem in den großen Städten. Zwar sind die Formen und Hintergründe von Gewalt in den lateinamerikanischen Großstädten an sich gut untersucht, aber die Frage, wie die Menschen mit Gewalt in gewaltreichen Kontexten und gewalttätigen Milieus umgehen, ist weit weniger gut erforscht. Diese Frage soll im folgenden Abschnitt im Mittelpunkt stehen, führt sie doch auf direktem Weg zum Begriff der Resilienz. Denn mittels Resilienz wird neuerdings versucht, jene Coping-Strategien und Adaptionsprozesse zu beschreiben, die auf der gemeinschaftlichen Ebene in Städten mit Bezug auf endemische Gewaltformen von Bedeutung sind. In einer groß angelegten empirischen Untersuchung hat Diane Davis (2012) sich mit der Frage auseinandergesetzt, wie verschiedene Arten von Gewalt die Städte und deren Bewohner in Mitleidenschaft ziehen. Ziel der Untersuchung war es, Maßnahmen zu identifizieren, die es ermöglichen, die Abwärtsspirale von Gewalt, schwacher Staatlichkeit, gelähmten Zivilgesellschaften und abnehmender Regierungsfähigkeit zu durchbrechen, um größere Sicherheit

auf lokaler, nationaler und regionaler Ebene zu erreichen. Davis geht es dabei um die Herstellung legitimer Sicherheit. „We define resilience as those acts intended to restore or create effectively functioning community-level activities, institutions, and spaces in which the perpetrators of violence are marginalized and perhaps even eliminated." (Davis 2012, S. 32)

Davies unterscheidet bei Resilienz zunächst zwischen einer „positiven Resilienz" und einer „negativen Resilienz":

> „Positive resilience is a condition of relative stability and even tranquility in areas recently or intermittently beset by violence. Strong and cooperative relationships between the state and community, and between different actors – businesses, civil society, the police, etc. – tend to characterize positive resilience. Negative resilience occurs when violence entrepreneurs have gained effective control of the means of coercion, and impose their own forms of justice, security, and livelihoods. In such situations – most frequently in informal neighborhoods where property rights are vague or contested – the community is fragmented and seized by a sense of powerlessness, and the state is absent or corrupted." (Davis 2012, S. 9)

Die Unterscheidung von positiver und negativer Resilienz dient dazu, die vorschnelle und oberflächliche Annahme zu entkräften, dass alle Formen des Coping und der Anpassung systemstärkende Dynamiken beinhalten würden. Davis rückt die individuellen und gemeinschaftlichen Kapazitäten auf lokaler Ebene in den Mittelpunkt, die als Widerstandspotenzial gegen Gewaltakteure dienen und sicherstellen sollen, dass die Bewohner eine relativ autonome Kontrolle über die gesellschaftlichen Aktivitäten in einem bestimmten Sozialraum behalten – und damit zugleich Autonomie über ihr eigenes Leben sichern. Es geht ihr nicht darum, neue Strategien zu entwickeln, um der strukturellen Gründe für Kriminalität und Gewalt Herr zu werden, oder die ökonomischen und institutionellen Bedingungen in der Stadt insgesamt zu verändern oder überfällige Reformen des Justizsystems und der Sicherheitsorgane durchzusetzen. Ihr Fokus liegt vielmehr auf kommunaler Resilienz, d. h. sie betrachtet diejenigen individuellen und institutionellen Wege auf „Gemeindeebene", die Handlungsspielräume selbst unter abträglichen gesellschaftlichen Bedingungen eröffnen.

Resilienz auf dieser Ebene hat vor allem etwas mit sozialen Bindungen und sozialem Kapital in einem bestimmten räumlichen Umfeld zu tun, welche dann für lokale Gemeinschaftsbildung (etwa in einer Gemeinde oder einem Stadtteil) sorgen. Hier kann das Konzept des „bonding and bridging capital", wie es Putnam und Souza Briggs (2004) entwickelt haben, hilfreich zum Verständnis von Resilienz sein. Starke Bindungen kommen beispielsweise zustande, wenn Familien schon lange Jahre vor Ort leben und sich etwa um die Bedingungen und Hintergründe der Gewalt (z. B. sozio-ökonomische Knappheit, Polizeikorruption oder organisiertes

Verbrechen) herum organisieren, wenn Bewohner den Wert der Gemeinschaft anerkennen und gemeinsame Identitäten ausbilden, sie die Bedeutung horizontaler Bindungen für ihr (Über)Leben zusammenschweißt, oder wenn es einen starken Gemeinschaftswillen gibt, gegen Gewalttäter vorzugehen. Schließlich darf bei der Suche nach Resilienz ermöglichenden oder fördernden Aspekten nicht vergessen werden, dass auch vertikale Bindungen mit staatlichen Stellen und ein positives Bild von oder gar die Zusammenarbeit mit der Polizei die Ausbildung von resilienten Handlungsmöglichkeiten gegen Formen chronischer Gewalt befördern können.

> „One way to summarize these findings in an operational statement about the bonds of community solidarity and resilience is to suggest that strong horizontal relationships that bridge multiple constituencies in physical space can help explain the extent to which the community has sufficient relative autonomy from the perpetrators of violence to undertake sustainable and positive strategies of resilience." (Davis 2012, S. 83)

Aus den einzelnen Fallstudien von Davis geht aber nicht nur hervor, dass Resilienz eine Eigenschaft bzw. Fähigkeit von Individuen, Kommunen und Institutionen ist, sondern dass auch die Eigenschaften bestimmter Orte oder Räume für die Ausprägung von Resilienz von Bedeutung sind (vgl. allgemein Coaffee 2010; Coaffee et al. 2008; Sieverts 2012). Innes und Jones (2006) haben etwa die Beschaffenheit von sozialen Räumen und die von ihnen ausgehenden Signale in ihren Wirkungen auf die Sicherheitsgefühle der Bürger untersucht. Ihr „crime-disorder-fear nexus" dient der Beschreibung, wie sich öffentliche Räume unter dem Eindruck von Unsicherheit verändern, ihre „Signal Crimes"-Perspektive zeigt, wie Kriminalität und Unordnung Gefühle von Unsicherheit und Unwohlbefinden gegenüber bestimmten Personen, Plätzen oder Ereignissen hervorrufen. Ein Clou der Argumentation von Innes und Jones ist, dass sie Sicherheit und Unsicherheit in einem Stadtviertel konzeptionell verbinden: So sind die Perzeptionen und Überzeugungen hinsichtlich von Kriminalität und Unordnung genauso bedeutsam wie die realen Kriminalitätsraten oder Ordnungsdelikte, weil beide als Risikofaktoren in die Bewertung eines bestimmten Sozialraums eingehen. Signal-Kriminalität und erste Anzeichen von Unordnung haben einen starken Einfluss auf die Wahrnehmung von (Un)Sicherheit und strukturieren das Verhalten der Bewohner einer Stadt. Und anstatt für Sicherheit zu sorgen, haben Polizeiaktionen häufig den Effekt, die gefühlte Unsicherheit zu erhöhen und Probleme stärker wahrzunehmen, als sie realiter sind – zumal in vielen lateinamerikanischen Staaten die Polizei aufgrund rechtsstaatlicher Defizite oder interner Organisationsmängel häufig eine Bedrohung für die Bürger darstellt. Als Risikofaktoren klassifizieren Innes und Jones all jene Unsicherheit generierenden Bedingungen, welche den Niedergang oder Verfall einer städtischen Zone andeuten können; als relevant für Resilienz betrachten sie jene Faktoren, die in der Lage sind,

Risiken, Gefahren und Bedrohungen zu widerstehen oder sogar auszugleichen; als Verbesserungsfaktoren gelten ihnen alle Maßnahmen, die nachhaltig für Sicherheit sorgen und zur infrastrukturellen Aufwertung eines Stadtquartiers beitragen (siehe Tab. 2; vgl. die 3 R's bei Innes und Jones 2006, S. 16-49).

Tabelle 2 Nachhaltigkeitsattribute zur Kriminalprävention und Sicherheit öffentlicher Plätze

Attribute	Descriptor
Access and Movement	Places with well-defined routes, spaces and entrances that provide for convenient movement without compromising security
Structure	Places that are structured so that different uses do not cause conflict
Surveillance	Places where all publicly accessible spaces are overlooked
Ownership	Places that promote a sense of ownership, respect, territorial responsibility and community
Physical Protection	Places that include necessary, well-designed security features
Activity	Places where the level of human activity is appropriate to the location and creates a reduced risk of crime and a sense of safety at all times
Management and Maintenance	Places that are designed with management and maintenance in mind, to discourage crime in the present and the future

Quelle: Coaffee et al. 2008: 104

Die Schlussfolgerungen der beiden Autoren ergänzen wiederum die Aussagen von Davis:

> „Resilience to insecurity induced by crime and disorder is determined by the levels of collective efficacy in an area (i.e. how far people in a neighborhood come together around a shared goal, such as improving feelings of safety and security). Collective efficacy results from the degree of social cohesion in an area combined with the capacity of local people to engage in informal social control mechanisms that can challenge disorderly behavior." (Innes und Jones 2006, S. vii)

Zur Darstellung der Resilienzproblematik auf der gesellschaftlichen Ebene wäre zuvörderst zu klären, was es überhaupt heißt, eine resiliente Gesellschaft zu sein (vgl. Edwards 2009). Im Kontext der eingangs genannten Begriffsverwendungen von Resilienz ist dies mit Bezug auf die je spezifische Problemlage noch vergleichsweise einfach zu bestimmen – auch wenn es auf viele der mit den konzeptionellen Problemen des Resilienzbegriffs verbundenen Fragen keine befriedigenden Antworten gibt. In Bezug auf gesellschaftliche Resilienz gegenüber endemischen Gewaltphänomenen ist dies erheblich schwieriger, weil man diesbezüglich zum

einen mit einer Vielzahl unterschiedlicher Tatbestände (wie Risiken, Gefahren, Bedrohungen, verschiedenen Arten von Gewalt etc.) konfrontiert ist, zum anderen auf dieser Ebene am schnellsten in Kategorien abgleitet, die mit Sicherheits- oder Repressionsstrategien des Staates zu tun haben. Hier wäre Resilienz dann vor allem ein Bestandteil der Versicherheitlichung der Gesellschaft.

Allerdings könnte man Resilienz auch in den Kontext des sozialökologischen Modells zur Gewaltprävention einbringen, wie es die WHO im Rahmen ihres „World Report on Violence and Health" (2002) ausbuchstabiert hat. Dieses Modell von ineinander geschachtelten Kreisen, die vom Individuum über den sozialen Nahbereich zu Vergemeinschaftungen hin zur gesellschaftlichen Ebene führen, benennt für alle vier Ebenen Aspekte, die zur Gewalteskalation beitragen, aber auch beispielhafte Strategien der Gewaltprävention. Auf der individuellen Ebene geht es um persönliche Charakterstrukturen, biologische Faktoren, Verhaltensweisen und persönliche Erfahrungen, die beeinflussen, wie sich eine Person verhält und ob sich dadurch die Gefahr erhöht, ein Opfer von Gewalt oder ein Täter zu werden. Zu den negativen Faktoren zählen beispielsweise Opfer von Kindesmisshandlung zu sein, bestimmte psychische oder persönlichkeitsmäßige Störungen zu besitzen, Alkohol- und Drogenmissbrauch zu betreiben sowie eine längere eigene Gewaltgeschichte aufzuweisen etc. Auf der Ebene persönlicher Beziehungen zu Familie, Partner/in, Freunden, peers (also dem sozialen Nahbereich), dürften vor allem Faktoren wie elterliche Vernachlässigung, Scheidung, Gewalterfahrungen im Elternhaus, ein geringer sozialer Status des Haushalts oder problematische, weil gewaltaffine peer groups eine wichtige Rolle spielen, die beeinflussen, ob jemand gewalttätig wird oder nicht. Auf der kommunalen Ebene nennt der WHO-Bericht als Risikofaktoren Armut und Arbeitslosigkeit, hohe Kriminalitätsraten, geringe Sesshaftigkeit und hohe residenzielle Mobilität sowie Drogenhandel und andere situative Faktoren. Schließlich werden auf der gesellschaftlichen Ebene Faktoren wie rascher sozialer Wandel, große sozio-ökonomische und gendermäßige Ungleichheiten, Armut, schwache soziale Netzwerke und rudimentäre Sozialstaatlichkeit, unterentwickelte Rechtsstaatlichkeit sowie kulturelle Normen erwähnt, die Gewaltausübung unterstützen.

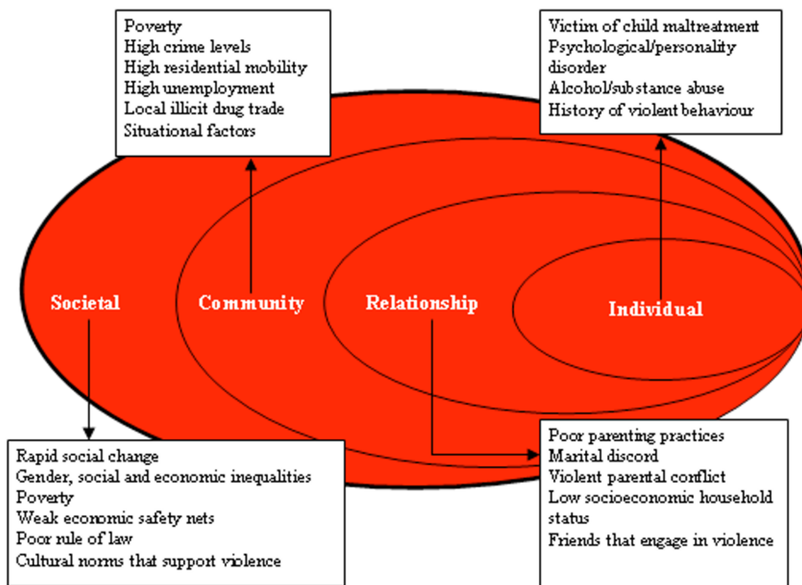


Abb. 1 Das sozial-ökologische Modell der WHO

Die genannten Faktoren decken sich zum Teil mit den zuvor erwähnten Aspekten, gehen zum Teil auch darüber hinaus. Resilienzstrategien auf der gesellschaftlichen Ebene würde man nun in Umkehr der genannten Belastungsfaktoren gewinnen, diese hätten gerade im lateinamerikanischen Kontext besondere Relevanz: Armutsreduktion und Verringerung der sozialen Ungleichheiten, Ausbau von Sozialstaatlichkeit, Verringerung der Arbeitslosigkeit durch Schaffung anständiger Beschäftigungsverhältnisse, Rechtsstaatlichkeit, Eindämmung des Drogenhandels, Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols, Delegitimierungsstrategien von Gewalt etc. Selbst wenn man davon ausgeht, dass die Wirkung einzelner Maßnahmen in Bezug auf die Reduktion von endemischer Gewalt umstritten ist, so würden sie doch zusammengenommen wahrscheinlich einen beträchtlichen Effekt erzielen und die Gewaltraten reduzieren. Resilienz hätte in diesem Falle etwas mit gerechteren gesellschaftlichen Verhältnissen auf der Grundlage von grundlegenden Gleichheitsprinzipien zu tun, welche die Anfälligkeit von Gesellschaften für Gewalt verringern würde.

Derartige Maßnahmen tauchen jedoch interessanterweise in keinem Vorschlag zur Steigerung der Resilienz von Gesellschaften auf. Im Gegenteil: Resilienzstrategien dienen gerade in Lateinamerika dazu, sich gegen Gewalttäter, Arme und Unterprivilegierte zu schützen, als wenn soziale Ungleichheit eine unveränderliche Tatsache wäre und sich nicht mindern ließe; Sicherheitsstandards und Abwehrmechanismen zu verbessern, um bestimmte Gruppen der Bevölkerung auf Distanz zu halten; flächendeckend Überwachungssysteme einzuführen, um potenziell gefährliche Elemente bereits im Vorfeld zu kontrollieren und ggf. auszuschalten; Polizei und Militär aufzurüsten, um für künftig zu erwartende Auseinandersetzungen gewappnet zu sein etc. Die Aufzählung ließe sich mühelos verlängern. Eine irgendwie geartete „legitime Sicherheit“ im Sinne von Davis (2012, S. 104f.) lässt sich mit diesen Maßnahmen jedenfalls nicht gewinnen, wohl aber Sicherheit für die herrschenden Eliten.

4 Resümee

In meinem Beitrag habe ich versucht, das Konzept der urbanen Resilienz mit der Problematik endemischer Gewalt zusammenzubringen und danach zu fragen, welche Relevanz Resilienzstrategien auf unterschiedlichen Ebenen der Gesellschaft besitzen, um mit endemischer Gewalt umzugehen. Ich habe dazu mit Blick auf den lateinamerikanischen Kontinent eine Mikro-, Meso- und Makroebene näher auf spezifische Resilienzverständnisse untersucht und dabei auf unterschiedliche, teils konträre Thematisierungen hingewiesen. Die Vielfältigkeit von Resilienz in Bezug auf endemische Gewaltformen reproduziert dabei im Grunde nur das bislang vage und ambigue Begriffsverständnis von Resilienz in den Sozialwissenschaften, das dringend einer weiteren Klärung bedarf, wenn es nicht für disparate Zwecke vereinnahmt werden will.

Zuvor habe ich darauf hingewiesen, dass der ursprünglich aus der Ökologie stammende Begriff sich rasch in eine Vielzahl von Disziplinen ausgebreitet hat und bereits eine beträchtliche Karriere hinter sich hatte, ehe ihn die Sozialwissenschaften für sich entdeckten. Es wäre eine Forschungsaufgabe erstens Ranges, diskursanalytisch danach zu fragen, wie der Begriff genau zur Bezeichnung welcher Phänomene als analytische Kategorie entstanden ist, sich durchgesetzt hat und schließlich in immer weiteren Feldern Verwendung findet. Es lässt sich vermuten, dass es (Für)Sprecher verschiedener Couleur in der Öffentlichkeit gibt, die den Begriff in sehr unterschiedlicher Weise und für unterschiedliche Zwecke verwenden. In ideologiekritischer Hinsicht müsste zudem danach gefragt werden, mit welchen

Interessen der Aufstieg des Begriffs verbunden ist, welche verdeckten Machtaspekte für die Karriere des Begriffs eine Rolle spielen und in welchem Beziehungsgeflecht von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft der Begriff durchgesetzt wurde. Wenn nämlich ein unscharfer Begriff, dessen analytische Überlegenheit zur bisherigen Begriffsarchitektur sich erst noch erweisen muss, plötzlich in aller Munde ist, dann liegt der Verdacht nahe, dass bestimmte gesellschaftliche Interessen an der Durchsetzung eines vagen Bedeutungsgehalts interessiert sein könnten. Hier ginge es also um die machtbasierte Setzung des Konstrukts der Resilienz als ein transdisziplinärer ideologisch-terminologischer Begriffsapparat, der bedeutende Implikationen haben könnte. Zudem kann vermutet werden, dass mit dem Begriff der Resilienz Legitimationen für die Durchsetzung bestimmter Umgangsweisen mit Risiken und Gefahren einhergehen, die weitreichende gesellschaftliche Konsequenzen haben und im Kontext der aktuellen Versicherheitlichungsdiskurse keineswegs unschuldig sind. Die diskurstheoretischen und ideologiekritischen Analysen sollten an die tiefgreifenden Veränderungen im sicherheitspolitischen Denken seit 9/11 rückgebunden werden, wie sie sich nicht nur in den USA, sondern auch in vielen Staaten Westeuropas finden lassen. Dann ließe sich kritisch nachzeichnen, welche Veränderungen mit dem Resilienzbegriff in Bezug auf die neuen Sicherheitsarchitekturen einhergehen, ob und wenn ja welche Aspekte von Resilienz sich für technokratische Prozesse der Demokratieentleerung eignen und welche Implikationen der Resilienzbegriff für das private und öffentliche Sicherheitsempfinden im Rahmen einer Weltrisikogesellschaft besitzt.

Literatur

Adger, W. N. (2000). Social and Ecological Resilience. Are They Related? *Progress in Human Geography 24*, S. 347-364.

Birkmann, J., et al. (2011). *Glossar – Klimawandel und Raumentwicklung*. E-Paper der Akademie für Raum- und Landesplanung, Hannover: Verlag der ARL.

Bohle, H.-G., & Glade, T. (2007). Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In C. Felgentreff & T. Glade (Hrsg.), *Naturrisiken und Sozialkatastrophen* (S. 99-119). Heidelberg: Spektrum.

Brand, F. S., & Jax, K. (2007). Focusing the Meaning(s) of Resilience: Resilience as a Descriptive Concept and a Boundary Object. *Ecology and Society 12*, S. 23.

Bürkner, H. -J. (2010). *Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven*. IRS Working Paper No. 43, Erkner: Leibnitz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung.

Carpenter, S., Walker, B., Anderies, J. M. et al. (2001). From Metaphor to Measurement. Resilience of What to What? *Ecosystems 4*, S. 765-781.
Chelleri, L. (2012). From the „Resilient City" to Urban Resilience. A Review Essay on Understanding and Integrating the Resilience Perspective for Urban Systems. *Documents d'Anàlisi Geogràfica 58*, S. 287-306.
Chelleri, L., & Olazabal, M. (Hrsg.). (2012). *Multidisciplinary Perspectives on Urban Resilience*. A Workshop Report, BC3, Basque Centre for Climate Change, Bilbao.
Christmann, G. B., Ibert, O., Kilper, H., & Moss, T. (2011). *Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen*. IRS Working Paper No. 44, Erkner: Leibnitz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung.
Coaffee, J. (2007). *The Everyday Resilience of the City – How Provincial Cities Respond to Threat: Full Research Report*. ESRC End of Award Report, RES-228-25-0034, Swindon.
Coaffee, J. (2010). Protecting Vulnerable Cities: The UK's Resilience Response to Defending Everyday Urban Infrastructure. *International Affairs 86*, S. 939-954.
Coaffee, J., Moore, C., Fletcher, D., & Bosher, L. (2008). Resilient Design for Community Safety and Terror-resistant Cities. *Proceedings of the Institution of Civil Engineers, Municipal Engineer 161*, S. 103-110.
Davis, D. E. (2012). *Urban Resilience in Situations of Chronic Violence*. MIT: USAID.
Dombrowsky, W. (2012). Resilience from a Sociological Viewpoint. In H.-H. Gander, W. Perron, R. Poscher, G. Riescher & T. Würtenberger (Hrsg.), *Resilienz in der offenen Gesellschaft* (S. 281-289), Baden-Baden: Nomos.
Edwards, C. (2009). *Resilient Nation*. London: Demos.
Evans, B., & Reid, J. (2014). *Resilient Life. The Art of Living Dangerously*. Cambridge: Polity Press.
Folke, C. (2006). Resilience: The Emergence of a Perspective for Social-Ecological System Analysis. *Global Environmental Change 16*, S. 253-267.
Godschalk, D. R. (2002). *Urban Hazard Mitigation: Creating Resilient Cities*. Paper for Presentation at the Urban Hazards Forum, John Jay College, City University of New York, January 22-24, 2002.
Imbusch, P., Misse, M., & Carrión, F. (2011). Violence Research in Latin America and the Caribbean: A Literature Review. *International Journal of Conflict and Violence 5*, S. 87-153.
Innes, M., & Jones, V. (2006). *Neighbourhood Security and Urban Change – Risk, Resilience and Recovery*. Layerthorpe: University of Surrey.
IPCC-Report (2011): *Special Report on Managing the Risks of Extreme Events and Disasters to Advance Climate Change Adaptation*. Cambridge & New York: Cambridge University Press.
Kaufmann, S. (2012). Resilienz als „Boundary Object". In C. Daase, P. Offermann & V. Rauer (Hrsg.), *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr* (S. 109-131). Frankfurt a. M. & New York: Campus.
Kaufmann, S., & Blum, S. (2013). Vulnerabilität und Resilienz: Zum Wandern von Ideen in der Umwelt- und Sicherheitsdiskussion. In R. von Detten, F. Faber & M. Bemmann (Hrsg.), *Unberechenbare Umwelt. Zum Umgang mit Unsicherheit und Nicht-Wissen* (S. 91-120). Wiesbaden: Springer VS.
Keck, M., & Sakdapolrak, P. (2013). What is Social Resilience? Lessons Learned and Ways Forward. *Erdkunde 67*, S. 5-19.
Levine, S., Pain, A., Bailey, S., & Fan, L. (2012). *The Relevance of 'Resilience'*? HPG Policy Brief 49, September 2012.

Lorenz, D. F. (2010). The Diversity of Resilience: Contributions from a Social Science Perspective. *Natural Hazards*. doi: 10.1007/s11069-010-9654-y
Luthar, S. S. (Hrsg.). (2003). *Resilience and Vulnerability. Adaptation in the Context of Childhood Adversities*. Cambridge: Cambridge University Press.
Luthar, S. S., Cicchetti, D., & Becker, B. (2000). The Construct of Resilience. A Critical Evaluation and Guidelines for Future Work. *Child Development 71*, S. 543-562.
Morrison, A. (2007). *Violence and Crime in Latin America*. Alternate View Paper, Washington D.C.
Morrison, A., Buvinic, M., & Shifter, M. (2003). The Violent Americas: Risk Factors, Consequences, and Policy Implications of Social and Domestic Violence. In H. Frühling & J. Tulchin (Hrsg.), *Crime and Violence in Latin America: Citizen Security, Democracy, and the State*. Washington D.C.: Woodrow Wilson Center Press.
Moser, C., & McIlwaine, C. (2006). Latin American Urban Violence as a Development Concern: Towards a Framework for Violence Reduction. *World Development 34*, S. 89-112.
Müller, B. (2011): Urban and Regional Resilience – A New Catchword or a Consistent Concept for Research and Practice? In B. Müller (Hrsg.), *Urban Regional Resilience: How Do Cities and Regions Deal with Change?* (S. 1-14). Berlin & Heidelberg: Springer.
O'Donnell, D. A., Schwab-Stone, M. E., & Muyeed, A. Z. (2002). Multidimensional Resilience in Urban Children Exposed to Community Violence. *Child Development 73*, S. 1265-1282.
Prior, T., & Hagmann, J. (2012). Resilienz: Methodische und politische Herausforderungen eines sicherheitspolitischen Trendkonzepts. In A. Wenger & D. Trachsler (Hrsg.), *Bulletin 2012 zur Schweizerischen Sicherheitspolitik* (S. 7-42). Zürich: Center for Security Studies.
Putnam, R., Light, I., de Souza Briggs, X., Rohe, W. M., Vidal, A. C., Hutchinson, J., Gress, J., & Woolcock, M. (2004). Using Social Capital to Help Integrate Planning Theory, Research, and Practice: Preface. *Journal of the American Planning Association 70*, S. 142-192.
Resilience Alliance (2007). *Assessing and Managing Resilience in Social-Ecological Systems: A Practitioners Workbook*. o. O.
Rogers, P. (2012). *Resilience and the City. Change, (Dis)Order and Disaster*. Farnham: Ashgate.
Rutter, M. (2005). Environmentally Mediated Risks for Psychopathology. Research Strategies and Findings. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry 44*, S. 3-18.
Sampsons, R. J. (2013). The Place of Context. A Theory and Strategy for Criminology's Hard Problems. *Criminology 51*, S. 1-31.
Sieverts, T. (2012). Resilienz – Zur Neuorientierung des Planens und Bauens. *disP – The Planning Review 48*, S. 83-88.
Surjan, A., Sharma, A., & Shaw, R. (2011). Understanding Urban Resilience. In R. Shaw & A. Sharma (Hrsg.), *Climate and Disaster Resilience in Cities* (Community, Environment, and Risk Management Vol. 6) (S. 17-45). Bingley: Emerald Group Publishing.
Tierney, K., & Bruneau, M. (2007). Conceptualizing and Measuring Resilience. A Key to Disaster Loss Reduction. *TR NEWS 250*, S. 14-18.
Trachsler, D. (Hrsg.). (2009). *Resilienz. Konzept zur Krisen- und Katastrophenbewältigung.* CSS Analysen zur Sicherheitspolitik Nr. 60. Zürich: Center for Security Studies.
Ungar, M. (2004). A Constructionist Discourse on Resilience. Multiple Contexts, Multiple Realities among At-Risk Children and Youth. *Youth and Society 35*, S. 341-365.
Ungar, M. (2008). Resilience across Cultures. *British Journal of Social Work 38*, S. 218-235.
Ungar, M. (2011). The Social Ecology of Resilience. Addressing Contextual and Cultural Ambiguity of a Nascent Construct. *American Journal of Orthopsychiatry 81*, S. 1-17.

Ungar, M. (Hrsg.). (2012). *The Social Ecology of Resilience. A Handbook of Theory and Practice*. Berlin & Heidelberg: Springer.

Ungar, M., Bottrell, D., Tian, G. -X., & Wang, X. (2013). Resilienz: Stärken und Ressourcen im Jugendalter. In C. Steinebach & K. Gharabaghi (Hrsg.), *Resilienzförderung im Jugendalter. Praxis und Perspektiven* (S. 1-19). Berlin & Heidelberg: Springer.

Voss, M. (2010). Resilienz, Vulnerabilität und transdisziplinäre Katastrophenforschung. In A. Siedschlag (Hrsg.), *Jahrbuch für europäische Sicherheitspolitik 2009/2010* (S. 67-84), Baden-Baden: Nomos.

WHO (2002). *World Report on Violence and Health*. Genf & New York: WHO.

Würtenberger, T. (2011). Resilienz. In P. Baumeister, W. Roth & J. Ruthig (Hrsg.), *Staat, Verwaltung und Rechtsschutz. Festschrift für Wolf-Rüdiger Schenke zum 70. Geburtstag* (S. 561-578). Berlin: Duncker & Humblot.

Chancen des Resilienzbegriffs für eine soziologische Armutsforschung[1]

Markus Promberger, Lars Meier, Frank Sowa und Marie Boost

1 Die mehrfache Krise von Armutspolitik und Armutsforschung

Wenn wir uns die Armutsentwicklung in Deutschland der letzten Jahrzehnte vor Augen führen, dann fällt auf, dass spätestens seit den 1970er Jahren in der Regel mehrere Millionen Menschen arm sind. Dies lässt sich feststellen ungeachtet aller Konjunkturveränderungen, Wandlungen der wirtschaftlichen Struktur, politischen Paradigmenwechsel, Praktiken der Armutsbekämpfung und Änderungen der Messverfahren von Armut. Es ist daher zu konstatieren, dass in Deutschland, wie auch in anderen westlichen Wohlfahrtsstaaten, zwar das Abfedern von Armut durch kompensatorische Leistungen größtenteils gelingen mag, ein deutlicher Rückbau von Armut jedoch auch im Rahmen der mit großen Versprechungen lancierten und durchgesetzten Aktivierungspolitiken nicht gelungen ist. Sofern wir das europäische Politikziel einer möglichst weitgehenden Reduktion von Armut – ein Bestandteil des impliziten sozialpolitischen Konsenses in Europa – teilen, dann müssen wir eingestehen, dass es sich hierbei um eine grundsätzliche und dauerhafte Krise der Armutspolitik handelt.

Dies gilt umso mehr, als Armutsphänomene in Europa im Zuge der europäischen Wirtschafts- und Finanzkrise an Zahl und Härte zugenommen haben – wenn

1 Dieser Aufsatz entstand auf Basis der Vorarbeiten der AutorInnen zum Projektantrag „RESCuE – Patterns of Resilience during Socioeconomic Crises among Households in Europe" (vgl. Promberger et al. 2014). Das Projekt wird seit dem 01.03.2014 durch die Europäische Kommission im 7. Forschungsrahmenprogramm gefördert. Die empirischen Ausführungen in den Abschnitten 4 und 5 stützen sich auf sekundär analysierte Materialien früherer Forschungsprojekte (siehe Fußnote 2) und verstehen sich als erste explorative Vorstudien zum Projekt RESCuE. Für kritische Anmerkungen danken wir Martin Endreß und Martin Kronauer.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen,*
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_11, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

auch in Deutschland nur geringfügig. Gerade in den europäischen Mittelmeerländern scheinen extern koinduzierte Austeritätspolitiken, Kürzungen öffentlicher Haushalte insbesondere im Sozialbereich und die Instabilität von Wirtschaft und Arbeitsmärkten eine unheilige Allianz einzugehen. Hieraus resultieren deutliche Gefahren für die soziale Kohäsion der betroffenen Länder und für den Zusammenhalt der Europäischen Union. Armutspolitik in der derzeitigen Krise trifft auf doppelt erschwerte Bedingungen: Sie muss einerseits mit einer größeren Zahl und Härte von Armutsphänomenen umgehen und steht andererseits unter wegen der Krise erhöhtem Finanzierungs- und Legitimationsdruck.

Die Armutsforschung hat in den letzten Jahrzehnten einige bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Erstens hat die dynamische Perspektive gezeigt, dass in Deutschland auch in Armutspopulationen Austausch stattfindet, selbst wenn Armutsausstiege nicht für alle gleich wahrscheinlich sind, nur selten dauerhaft sind (Leisering 2008) und der Ausstieg aus Armut nur selten gelingt (Destatis und WZB 2013). Ein weiterer Befund dieser Analysen besteht darin, dass Armutsphänomene verstärkt ebenso die Mittelschichten betreffen (Burkhardt et al. 2012) – was sich derzeit gerade in den Mittelmeerländern deutlich bestätigt (Eurostat 2013).

Zweitens tritt der bereits für die frühe Industriegesellschaft charakteristische Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Armut wieder deutlicher zutage. Daran haben der Rückbau der sozialen Sicherungssysteme in den westlichen Wohlfahrtsstaaten sowie die Trias aus betrieblicher und beschäftigungspolitischer Flexibilisierung, Verschiebung makroökonomischer Verteilungsrelationen und Erosion des Normalarbeitsverhältnisses einen deutlichen Anteil. Aller Dynamik der Eintritte und Austritte aus Armutslagen und der Ausweitung der Armutsbedrohung in die Mittelschichten zum Trotz zeigen verschiedene Studien, dass insbesondere länger anhaltende Armut vor allem ein Phänomen der unteren sozialen Schichten (Einkommens-, Bildungs- und Berufsprestigegruppen) darstellt; gleich ob es sich um ‚perforierte Erwerbsbiografien' mit häufigem Wechsel oder Kombinationen aus schlechten Jobs und Transferleistungsbezug oder um langanhaltende Arbeitslosigkeit und fehlende Ressourcen und Leistungsansprüche handelt (vgl. auch Groh-Samberg 2009). Ebenfalls zeigen neuere Forschungsergebnisse die hohe Erwerbsnähe vieler Bezieher von Grundsicherung sowie ihre prinzipielle Akzeptanz der Werte der Arbeitsgesellschaft (Hirseland und Ramos Lobato 2010). Allerdings hat die Armutsforschung bisher kaum die ‚Mechanismen' aufzuklären vermocht, wie ein nachhaltiges Verlassen des Leistungsbezuges gelingen kann, und nicht erklären können, weshalb es manchen, wenn auch nur wenigen Haushalten gelingt, trotz einer vergleichbar schlechten sozioökonomischen Lage ohne oder nur mit geringem Transferbezug auszukommen. Vor dem Hintergrund der ungelösten und wach-

senden Problematik der Armut in Europa lässt sich angesichts dieser ungeklärten Fragen eine gewisse Ratlosigkeit in der Armutssoziologie feststellen.

Was lässt sich zur Lösung dieser Fragen der Armutspolitik und der Armutssoziologie beitragen? Prinzipiell sind zur Lösung der Armutsproblematik sozioökonomische, politische und kulturelle Faktoren denkbar – wie etwa Veränderungen der Verteilungsrelationen, der sozialpolitischen Paradigmen oder der ethischen Rahmung wirtschaftlichen und staatlichen Handelns. Wenn jedoch nur sehr lückenhaft bekannt ist, welche Handlungsmuster und sozialen ‚Mechanismen' auf der Mikroebene zur Beendigung oder Vermeidung von Armut trotz Vulnerabilität beitragen, steht zunächst die weitere wissenschaftliche Aufklärung des Problems im Vordergrund. Was uns in diesem Aufsatz interessieren soll, ist eine neue Art von Analysestrategie, die neue Erkenntnisse über Armut produzieren und neue Praxen von Armutsvermeidung und Armutsbekämpfung möglich machen soll. Es geht letztlich darum, zu identifizieren und zu rekonstruieren, wie das im Lichte der bisherigen Armutsforschung Unwahrscheinliche eintreten kann: Wie und unter welchen Bedingungen gelingt es manchen armen Haushalten, gering an Zahl, ohne oder mit nur geringem Transferbezug, nicht nur zu überleben, sondern die bei der großen Mehrheit ihrer Schicksalsgenossen normalerweise mit anhaltender Armut verbundenen Prozesse von sozialem Abstieg, Verfall von Kompetenzen und Gesundheit, Verlust von Teilhabechancen zu vermeiden oder deutlich abzumildern?

Folgt man diesen Fragen, dann müssen Sozialpolitikforschung und Armutssoziologie ihre Fragerichtung erweitern. Es geht nicht mehr alleine darum, Ausmaß und Formen von Armut darzustellen und die Faktoren ihres Eintritts und ihrer Persistenz zu bestimmen, sondern darum, wie in Einzelfällen diese schlechten Voraussetzungen überwunden werden können und was für unterstützende sozialpolitische Maßnahmen jenseits einer reinen Versorgung hierzu beitragen könnten. Hierbei handelt es sich um ein vergleichsweise neues Forschungsprinzip des Intra-Gruppen-Vergleichs (Solga 2013) und der Suche nach Gruppenmitgliedern (etwa Langzeitarbeitslosen), bei denen unter bestimmten Bedingungen Ereignisse eintreten, die für die Gesamtgruppe jedoch unwahrscheinlich sind. Eine solche Forschung sollte zunächst mit der Erweiterung der konzeptionellen und begrifflichen Ausgangspunkte beginnen. Hier bietet es sich an, den aus der Psychologie, der Technik, der Ökosystemforschung und der Katastrophenforschung stammenden und bislang nur partial in der Soziologie aufgenommenen Resilienzbegriff auf seine Verwendungsfähigkeit für Soziologie und soziologische Armutsforschung zu prüfen, was wir im folgenden Kapitel ausführen werden.

2 Geschichte, Entwicklung und Abgrenzung des Resilienzbegriffs

Resilienz ist ein komplexer Begriff, der innerhalb der Wissenschaft von verschiedenen Fachdisziplinen aufgegriffen wurde und sich einer steigenden Beliebtheit nicht erwehren kann. In der Begriffsgeschichte lassen sich mit Technik, Psychologie und Ökosystemforschung drei Quellen des Konzeptes identifizieren.

Seit den 1960er Jahren wird in der Technik und Werkstoffkunde mit Resilienz eine besondere Materialeigenschaft beschrieben. Resilientes Material ist dadurch gekennzeichnet, dass es aufgrund seiner Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Widerstandsfähigkeit nach einer Belastung oder Störung in den ursprünglichen Zustand zurückkehrt bzw. zurückspringt. Es scheint jedoch, als ob in der Technik Konzepte wie Elastizität und Flexibilität das Resilienzkonzept abgelöst oder zumindest ergänzt hätten. Innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften wurde Resilienz erstmals in der Psychologie verwendet, im Gefolge von Viktor Frankls Studien bei Häftlingen von Konzentrationslagern, später folgten Forschungen zu Kinderarmut und Kindesmissbrauch, in denen das Konzept bis heute Anwendung findet (Eitinger 1964; Frankl 2010; McMurray et al. 2008; Rutter 1999; Werner 1977). Resilienz ist hier immer ein seltenes Ausnahmephänomen unter Umständen und Ereignissen, die normalerweise Trauma und schweres Leid bei den Betroffenen hervorbringen. Das Konzept der Resilienz wurde nicht nur von der Neuropsychologie (Greenberg 2006) und der Medizinethnologie (Eeuwiji und Obrist 2006) aufgegriffen, sondern diffundierte in andere psychologische Bereiche, die in einer psychologischen Perspektive die adaptiven Fähigkeiten von Individuen (Bonanno 2004; Butler et al. 2007) oder Gemeinschaften thematisierten (Luthar und Zelazo 2003; Norris et al. 2008). Mit Resilienz bezeichnet die Entwicklungspsychologie das Ausnahmephänomen, dass „sich Menschen trotz oft extremer Belastungen in der Kindheit zu psychisch gesunden Menschen entwickeln oder sich nach schweren Traumata ohne sichtbar bleibenden Schaden schnell erholen" (Nuber 1995, S. 76). Damit sind Fähigkeiten angesprochen, die es manchen Kindern erlauben, „starke seelische Belastungen, ungewöhnliche Entwicklungsrisiken, auch erlebte Traumata, ‚unbeschadeter' zu bewältigen als zu erwarten stünde" (Zander 2011a, S. 9). Diese schützenden Faktoren sind sowohl als individuelle Persönlichkeitsmerkmale (Schumacher et al. 2005) angelegt als auch Ergebnis der Interaktion des Kindes mit seinem sozialen Umfeld. Insofern stellen sie soziale Ressourcen dar, um große Risiken erfolgreich zu bewältigen (Nettles et al. 2000). Daher wird innerhalb der Psychologie, aber auch in den angrenzenden Bereichen der Pädagogik und Sozialpädagogik nach Resilienz fördernden Faktoren (Schutzfaktoren) und solchen, die das Auftreten von psychischen Störungen erhöhen (Risikofaktoren), gesucht (Lösel et al. 1992;

Sturzbecher und Dietrich 2012; Werner 1999; Zander 2011b). Mit der Analyse der Resilienz von Kindern und Jugendlichen verschiebt sich der Fokus weg von ihren in der Entwicklung auftretenden Defiziten und Störungen hin zu der Betrachtung ihrer positiven Widerstandskräfte und Stärken. Praxisrelevant sind diese Resilienzstudien für die Felder der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe (Alicke 2012; Hildenbrand 2010; Messer 2012; Theis-Scholz 2012; Uslucan 2010). In diesem Zusammenhang kann Resilienzforschung als Abkehr von defizitbezogenen Ansätzen gelten.

In der Ökosystemforschung wird Resilienz seit den 1970er Jahren zur Analyse der Stabilität von sozial-ökologischen Systemen verwendet. Dabei wird Resilienz definiert als eine Eigenschaft, die es einem System ermöglicht, nach einem erlittenen Schock seinen vorherigen Zustand wiederzuerlangen bzw. einen spezifischen Zustand beizubehalten (Brand et al. 2011; Folke et al. 2002; Holling 1973, 1996). Resilienz beschreibt demnach die Belastbarkeit eines Systems, „to absorb disturbance and reorganize while undergoing change so as to still retain essentially the same function, structure, identity, and feedbacks" (Walker et al. 2004). Dabei wird die Dynamik des Ökosystems betont: „But resilience is not only about being persistent or robust to disturbance. It is also about the opportunities that disturbance opens up in terms of recombination of evolved structures and processes, renewal of the system and emergence of new trajectories" (Folke 2006). Ökologische Resilienz wird in vielen Ansätzen der Humanökologie und Kulturanthropologie mit menschlichem Handeln verbunden, daher wird auch die Entwicklung einer analytischen Beziehung zwischen sozialer und ökologischer Resilienz angestrebt (Adger 2000; Nuttall 2009). Soziale Resilienz beschreibt dabei die „ability of groups or communities to cope with external stresses and disturbances as a result of social, political and environmental change" (Adger 2000, S. 347). Demnach ist soziale Resilienz das Ergebnis von sozial-gesellschaftlichen, politischen und umweltbedingten Veränderungsprozessen.

Ein ähnliches Verständnis teilt die Katastrophenforschung (Lorenz 2013; Voss 2010). Hier tritt – gewissermaßen als Spillover der Ökosystemforschung – Resilienz als ein Phänomen auf, das einen Typ spezifischer menschlicher Reaktionen auf eingetretene Naturkatastrophen wie Erdbeben, Dürren, Überschwemmungen, Stürme oder Klimawandel beschreibt (Bara 2011; Bürkner 2010; de Bremond und Engle 2014; Kassam et al. 2011; McCarthy und Martello 2005). Darüber hinaus bedeutet Resilienz im Bereich der zivilen Sicherheit Katastrophenvorsorge. Im Sinne eines Sicherheitsmanagements sollen Systeme, Prozesse und Organisationen in einer Art und Weise auf Katastrophen vorbereitet werden, die es ihnen erlaubt, weniger verletzlich zu sein und mit nicht vorhersehbaren Ereignissen und kritischen Situationen und Unsicherheit umgehen zu können (Kaufmann 2012; Kaufmann und Blum 2012, 2013). Dabei wird die Vorstellung als überholt disku-

tiert, dass ein vollständiger Schutz vor Katastrophen allein durch Interventionen des Staates hergestellt werden kann. Vielmehr werden heute bei der Entwicklung von Resilienzstrategien die Bürger mit in die Verantwortung genommen und in Sicherheitsvorkehrungen involviert (Kaufmann 2012). Auch Geografie und Raumwissenschaften entdeckten den Begriff der Resilienz für sich, beispielsweise wenn es um die Erforschung der Widerstandsfähigkeit von Städten gegen Katastrophen (Manyena 2006) oder Terrorismus (Coaffee et al. 2009), die wirtschaftliche Widerstandskraft von Regionen (Lukesch et al. 2010; Simmie und Martin 2010) sowie um Stadtplanungsstudien (Bürkner 2010; Raco und Street 2012; Xiao und Zandt 2012) geht. Gemeinsam ist den Ansätzen die Einnahme einer sozio-räumlichen Perspektive (Balgar und Mahlkow 2013; Christmann et al. 2014; Christmann und Ibert 2012; Christmann et al. 2011), in der davon ausgegangen wird, dass „die Art und Weise, in der handelnde Subjekte Gefährdungen wahrnehmen, antizipieren und das Bewusstsein in der Öffentlichkeit dafür schärfen, sozial und räumlich unterschiedlich ausgeprägt ist“ (Christmann et al. 2011, S. 1).

Eine Untersuchung der Genese sozialer Resilienz als Resultat von kollektiv-gesellschaftlichen Entwicklungen findet jedoch nur sporadisch statt. Zu nennen wäre in diesem Zusammenhang eine binationale Studie, die die Auswirkungen von wohlfahrtlicher Unterstützung auf die gesundheitliche Entwicklung von Menschen in Armut untersucht und dabei am Rande auch Resilienz erwähnt (Jones et al. 2006). Außerdem werden unter dem Label der „community resilience“ die Reaktionen von Gemeinden auf einen Wandel analysiert (Amundsen 2012; Batty und Cole 2010). In der Ethnologie kommt das Konzept der Resilienz zum Zuge, wenn die kollektiven Verhaltensweisen von bedrohten indigenen Völkern zu einem Forschungsgegenstand werden (Borrini-Feyerabend et al. 2004; Posey 1999).

In all diesen Zusammenhängen wird Resilienz verstanden als eine Fähigkeit von Akteuren, sich schneller als erwartbar von negativen Einflüssen zu erholen oder, bei einer wachsenden Adversität der Kontexte, stabiler und mit mehr Lebensqualität, Wohlbefinden oder weniger Schaden, als unter diesen Bedingungen zu erwarten wäre, zu überleben oder zurechtzukommen. Resilienz ist also eine unwahrscheinliche, besondere Entwicklung, die von einer allgemein zu erwartenden Entwicklung deutlich und positiv abweicht; Resilienz ist die Ausnahme, nicht die Regel. Resilienz entsteht und wirkt – so lässt sich die human- und sozialwissenschaftliche Literatur lesen – in einem komplexen Zusammenspiel von Rahmenbedingungen, Ressourcen, Faktoren und Fähigkeiten zwischen und in Personen und Umwelten.

3 Resilienzbegriff und Verwendungsprobleme in der Soziologie

In der soziologischen Perspektive ist die Verwendung des Resilienzbegriffs noch vergleichsweise unterentwickelt. Der Begriff erscheint häufig vage und als schwer zu operationalisieren (Luthar et al. 2000; Mohaupt 2008). Bruno Hildenbrand versuchte im Kontext der Untersuchung zur Bewältigung von Transformationsprozessen Resilienz als einen relationalen und prozessualen Begriff zu beschreiben; relational, da Resilienz nicht ohne Belastungen und Scheitern entsteht oder sich entwickeln kann; prozessual, da Resilienz interaktiv hergestellt wird (Hildenbrand 2008). Letzten Endes blieb jedoch die gewählte Perspektive diejenige einer klinischen Soziologie mit einem eher psychotherapeutischen Schwerpunkt (vgl. Welter-Enderlin und Hildenbrand 2006).

Peter A. Hall und Michèle Lamont unternahmen einen Versuch, soziale Resilienz näher zu bestimmen (Hall und Lamont 2013b). Sie definieren soziale Resilienz „in dynamic terms, not as the capacity to return to a prior state but as the achievement of well-being even when that entails significant modifications to behavior. At issue is the capacity of individuals or groups to secure favourable outcomes (material, symbolic, emotional) under new circumstances and, if need be, by new means" (Hall und Lamont 2013a, S. 13). In dieser Definition wird deutlich, dass Resilienz für Individuen und Gemeinschaften nicht bedeuten kann, nach einer Krise in die Ausgangsposition ‚zurückzuspringen'. Vielmehr werden Herausforderungen bewältigt und Wohlbefinden wiederhergestellt, indem ein modifiziertes Verhalten praktiziert wird. Anders formuliert: Da menschliches Handeln Anpassungs- und Bewältigungshandeln ist und stets durch Deutungs- und Reflexionsprozesse begleitet wird, haben sich die Akteure nach dem Durchlaufen einer Krise schon alleine aufgrund ihrer Erfahrungen und anderer Entscheidungsvoraussetzungen verändert. Insofern ist eine Rückkehr in den Ausgangszustand ausgeschlossen;[2] zumindest dann, wenn man den inneren Zustand der Akteure einschließt – was handlungstheoretisch geboten ist.

Eine soziologische Betrachtungsweise von Resilienz fokussiert dementsprechend auf soziales Handeln, auf soziale Praktiken und Wissen, kollektive Deutungs-, Handlungs- und Orientierungsmuster sowie auf Ressourcen, seien sie sozialer, kultureller, wirtschaftlicher oder institutioneller Art, die mobilisiert werden können, um das Wohlbefinden zu sichern oder wiederherzustellen. Diese Orientierung auf

2 Dass es keine vollständige Rückkehr in den Ausgangszustand gibt, wurde allerdings auch in Forschungen zur Technik und Materialkunde oder in der Psychologie festgestellt (vgl. Steinheuser 2009).

Ressourcen anstatt auf Defizite ist inspiriert durch das Modell der Salutogenesis (auto-salutogenesis) oder Gesundheitserhaltung (Antonovsky 1987). Während üblicherweise auf Risiken, schlechte Gesundheit und Erkrankung fokussiert wurde, sollten nun die Ressourcen und Kompetenzen der Menschen betrachtet werden. Demnach ist nicht mehr die Entstehung von Krankheit, sondern die Entstehung von Gesundheit im Forschungsinteresse (Lindström und Eriksson 2005). Resilienz wird dabei häufig als positiver Gegenpol zur Vulnerabilität (Verwundbarkeit oder Verletzbarkeit) verstanden (Bender und Lösel 1998; Gabriel 2005). Damit ist jedoch nicht die Robustheit (robustness) eines Systems oder von sozialen Einheiten gemeint. Robustheit impliziert, dass die krisenhaften Ereignisse keine Auswirkungen auf Individuen und Gemeinschaften haben und die sozialen Einheiten Immunität hinsichtlich der Störung besitzen, sodass eine Schocksituation gar nicht erst eintreten kann. Resilienz ist jedoch immer relational und benötigt als Referenz die Krise. Die Begriffe der Trägheit oder der Lethargie (inertness) wiederum gehen von untätigen sozialen Einheiten aus, die externen Einflüsse passiv ausgeliefert sind. Resilienz beschreibt nicht das hilflose Treiben einer Nussschale im Sturm auf dem Ozean, vielmehr erfahren und bewältigen resiliente soziale Einheiten die Krise als Handelnde, sie reflektieren und redefinieren ihre Praxis, gewichten Erfahrungen, Deutungsmuster und Ressourcen neu. Resilienz ist abhängig von Prozessen, die Individuen oder Gemeinschaften erleben und die zu einer Veränderung von Deutungs-, Handlungs- und Orientierungsmustern führen. Daher muss Resilienz immer auch als ein zeitlicher Prozess aufgefasst werden: Resilienz entwickelt sich in einem Prozess der Krisenverarbeitung der sozialen Einheiten. Ein Stück weit ist immer auch eine Anpassungsfähigkeit von sozialen Systemen an die krisenhafte Umwelt notwendig. Anpassungsfähigkeit (adaptability / adaptive capacity) bezieht sich dabei auf die „capacity of any human system from the individual to humankind to increase (or at least maintain) the quality of life of its individual members in a given environment or range of environments" (Gallopín 2006, S. 300). Demzufolge findet ein zeitlich gestufter, dabei aber verschränkter Prozess von Krisenerleben, Reflexion, Neuausrichtung des Handelns und Bewältigung statt.

Eine entscheidende Frage von Resilienz richtet sich auf die spezifischen Ressourcen, die zu ihrer Entwicklung beitragen. Krisenerleben und Krisenreflexion führen unter Umständen dazu, dass bisher latente oder inaktive Ressourcen mobilisiert werden, die Auswege aus der Krise ermöglichen. Solche Ressourcen können ökonomischer, sozialer und kultureller Natur sein, in Individuen und Familien durch Familiengeschichte und Sozialisation produziert oder erworben (personalisiert) sein oder außerhalb in Institutionen und Strukturen vorhanden sein. Die Mobilisierung und Nutzung von Ressourcen führt zur Herausbildung von resilienten Praktiken – sozialen, kulturellen und ökonomischen Praktiken, die in

einem günstigen Fall zur Überwindung von Krisen führen bzw. das Wohlbefinden sichern oder wiederherstellen. In der Literatur wird dieser Sachverhalt unter dem Begriff der Bewältigung (coping) thematisiert:

> „In general, psychological and social coping seem to relate to two types of etiological agents: Loss events which deprive the individual of a loved object or role seem to call for the reconstitution of the person's perception that the world is meaningful, i.e. ‚grief work' is required as an adequate form of dealing with the loss. The second provoking agent-long-term difficulties – seems to call for a different type of coping. Manipulation of and appeal for help to outside sources such as friends, welfare agencies, employing organizations, etc., are required, i.e. attempts at changing one's social rather than psychological world. These are here referred to as social coping" (Gerhardt 1979, S. 208).

Soziale Bewältigung ist demnach dann möglich, wenn sich die Wahrnehmung der sozialen Einheiten bzw. ihre soziale Welt aufgrund der Inanspruchnahme von externen Ressourcen ändert. Formen von Bewältigungsverhalten bzw. Bewältigungsmuster sind daher resiliente Praktiken per se. Der Begriff der Resilienz hat demnach nicht nur Schnittmengen zu Widerstand und Anpassungsfähigkeit, sondern auch zum Begriff der Bewältigung.

Ein soziologischer Begriff von Resilienz fundiert auf einem aktiven, relationalen, prozessualen, reflexiven und praxeologischen Verständnis, das sich von der ausschließlichen Betrachtung von psychosozialen Faktoren, die in der Person begründet sind (individuelle Persönlichkeitsmerkmale), absetzt und das resiliente Individuum als in einen spezifischen gesellschaftlichen Kontext eingebunden betrachtet, somit von einem sozialen Individuum ausgeht und Soziales mit Sozialem (Émile Durkheim) erklärt. Um dies zu realisieren, schlagen wir eine Erweiterung des Resilienzbegriffs vor, die wir hier beispielhaft an den Dimensionen der Sozialität und der Zeitlichkeit ausführen.

3.1 Zur Sozialität von Resilienz

Menschliche Akteure unterscheiden sich grundsätzlich von Ökosystemen oder Werkstoffen: Sie denken, reflektieren und machen Erfahrungen, die ihre zukünftigen Handlungen beeinflussen. Sie können überdies nie als unabhängig von menschlichen Gemeinschaften, Gruppen oder irgendeiner Form von sozialer Beziehung gedacht werden – das haben bereits Viktor Frankls KZ-Studien gezeigt. Dies bildet ein weiteres Argument dafür, dass Resilienz nicht als unabhängig von externen, sozialen und sozial vermittelten Einflussfaktoren gedacht werden kann. Resilienz wird demgegenüber insbesondere in der Psychologie als personale Eigenschaft

verstanden, deren charakteristische Ressourcen vor allem im Sozialisationsprozess erworben und familial vermittelt sind – wie etwa die Forschung über resiliente Kinder in Gewaltzusammenhängen zeigt. Eine soziologische Begriffsbildung darf darüber hinaus die soziale, außerhalb der betroffenen Personen und Familien stattfindende Genese und Vermittlung dieser Ressourcen nicht ausschließen, sondern muss sie empirisch erfassen. Dies gilt beispielsweise für Sprache, Wissen und Bildung, aber auch für die Nutzung von allgemein zugänglichen wirtschaftlichen Ressourcen. Die Aneignung solcher Ressourcen erfolgt im Rahmen der Familiengeschichte und individuellen Sozialisation. Andererseits verlöre der Resilienzbegriff seine spezifische Erklärungskraft, wenn er ausschließlich über externe Faktoren definiert werden würde, denn es geht allgemein immer um eine System-Umwelt-Beziehung, in der das System oder Subjekt eine auf gewissen Handlungsmöglichkeiten beruhende Handlungsmacht aufweist, selbst wenn diese Handlungsmöglichkeiten zu einem früheren Zeitpunkt von Person oder Familie erlernt oder erworben wurden.

Wenn Resilienz in der beschriebenen Weise sozial produziert ist, sich in Personen und Haushalten zeigt und im glücklichen Fall zur Bewältigung oder Überwindung einer Krisensituation beitragen kann, führt eine soziologische Betrachtung gleich weiter zur Frage nach den sozialen Folgen von Resilienz. Positive Beispiele gibt es in der Literatur etliche – etwa in der Katastrophenforschung oder den Studien zur Resilienz von Communities. Es sind Studien, in denen besonders die positive Relevanz des Sozialen deutlich wird und Resilienz als gemeinschaftliche Praktik zum Vorschein kommt, denn das soziale Gebilde der Community und ihre Resilienz ist mehr als die Summe seiner Individuen und deren resiliente Praktiken (Norris et al. 2007). Andererseits sind durchaus negative Folgen von Resilienz für die resilienten sozialen Einheiten denkbar – so etwa im Zeitverlauf, wenn beispielsweise die erhöhte kurzfristige Nutzung einer Ressource mit einer Beeinträchtigung ihrer langfristigen Nutzbarkeit einhergeht. Das kann von banalen Dingen wie dem Verkauf der einzigen Legehenne einer Familie bis zum Verzicht auf Bildung zugunsten der sofortigen Übernahme eines Jobs reichen. Darüber hinaus können resiliente Praktiken einer Gruppe die Handlungsmöglichkeiten anderer Gruppen beeinträchtigen, etwa hinsichtlich der Übernutzung natürlicher Ressourcen.

Aber in welchem Ausmaß tragen exogene und endogene Faktoren zur Resilienz einer Person bei? Von einem wissenssoziologischen Standpunkt aus betrachtet lassen sich einerseits die beiden Faktoren nicht einfach trennen, sondern gehen in dem vorherrschenden Diskurs- oder Wissenssystem eine Koalition ein. Andererseits ist es eine brüchige Koalition, in der es Widersprüchlichkeiten zwischen internen und externen Strukturen und Praktiken gibt. Anders wären resiliente Praktiken, die gerade neben oder sogar in Widerspruch zu institutionellen Strukturen stehen, nur schwer erklärbar, wie etwa Schwarzarbeit, Tauschgeschäfte oder die unerlaubte

Sondernutzung von öffentlichen Gütern. Um Resilienz von einem soziologischen Standpunkt aus zu begreifen, ist es also notwendig, beide Aspekte in den Blick zu bekommen. Demzufolge beschreibt Resilienz individuelle oder kleingruppenspezifische Praktiken, die zwar in Bezug zu externen, institutionellen Praktiken und Strukturen stehen und sich nur vor diesem Hintergrund verstehen lassen, die aber gleichzeitig – innerhalb dieses Bezugssystems – sowohl nichtintendierte als auch zu den externen Strukturen in Widerspruch stehende Praktiken umfassen können.

3.2 Zum zeitlichen Kontext von Resilienz

Resilienz ist ein prozessuales Phänomen, sie hat eine Geschichte und erfolgt weder plötzlich noch zufällig. Dabei lassen sich zwei Dimensionen in der Relevanz von Zeit unterscheiden.

Erstens erfolgen Praktiken von Resilienz in einem bestimmten historischen Kontext mit – wie schon oben beschriebenen – spezifischen Strukturen, Wissenssystemen und Institutionen, z. B. als Teil eines spezifischen Regulationsregimes. Resilienzpraktiken haben demnach zeitgebundene Spezifika und sind nur als in diesem Kontext stehend zu begreifen.

Zweitens haben individuelle Resilienzpraktiken eine Geschichte. Sie können auf biografischem Wissen und Erfahrungen basieren, das in Bezug zum Wissen der Vorfahren (oder zu einem kollektiven identitätsbezogenen Wissensschatz) und ihrem ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital steht und sich im Sinne der historischen Perspektive in Bourdieus Habituskonzept (Bourdieu 1987, 1982) in heutigen Praktiken widerspiegelt. Die Resilienzpraktiken der einzelnen Personen sind daher in einer soziologischen Perspektive nicht nur als biografisch fundiert, sondern in der spezifischen historischen Tradition einer sozialen Gruppe oder einer (imaginierten oder realen) Gemeinschaft stehend zu betrachten.

In unserem Verständnis beschreibt Resilienz demnach das Phänomen der unwahrscheinlichen, unerwartbaren, ausnahmsweisen, vergleichsweise erfolgreichen und schadensarmen Anpassung mikrosozialer Einheiten an Veränderungen und kritische Bedingungen, im Sinne von Bewältigung oder Widerstand, indem sie ihre eigenen oder externen Ressourcen verschiedener Art mobilisieren. Dabei sind innere (lebensgeschichtlich erworbene) und äußere (historisch entwickelte) Ressourcen und Fähigkeiten von Bedeutung, sie können wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Art sein. Unter gegebenen und veränderlichen Rahmenbedingungen und eigenen, sich ebenfalls entwickelnden und von den Ressourcen und Fähigkeiten zu unterscheidenden Deutungen und Haltungen entwickeln resiliente soziale Einheiten ihre eigenen Strategien, Praktiken und Gewohnheiten, die

möglicherweise zu Veränderungen der sozialen Einheit selbst oder deren Umwelt führen können. In jedem Fall jedoch evozieren sie eine bessere, wenn nicht sogar eine stabile oder tragfähige Situation unter kritischen oder adversen Bedingungen, wo aufgrund ebendieser Bedingungen das Gegenteil zu erwarten wäre und empirisch der Regelfall ist.

4 Fallbeispiele: Armut und Resilienz aus soziologischer Perspektive

Im Folgenden soll geprüft werden, inwieweit der Resilienzbegriff tatsächlich geeignet ist, die armutssoziologische Beschreibungssprache zu erweitern. Ziel ist die Erklärung unwahrscheinlicher Fälle, bei denen latente oder vorher ungenutzte Ressourcen erschlossen werden können, die es den Betroffenen ermöglichen, Praktiken zu entwickeln, um trotz der widrigen Lebensumstände emotionale Stabilität und Handlungsfähigkeit beizubehalten und Anpassungen vorzunehmen, die biografische Krise von Armut zu überwinden oder ihre Folgen abzudämpfen.[3] Um

3 Die ersten drei Fallbeispiele (Herr Forstmann, Herr Meggle und Frau Albert) in diesem Abschnitt entstammen dem Projekt „Armutsdynamik und Arbeitsmarkt“, einem qualitativen Panel des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), das vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales im Rahmen der Forschung nach § 55 SGB II finanziert und in Kooperation mit dem Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) und dem Münchner Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung durchgeführt wurde (Promberger et al. 2007; Hirseland und Ramos Lobato 2010). Im Rahmen dieser Studie wurden insgesamt 150 TeilnehmerInnen im (zeitweisen) Grundsicherungsbezug bis zu vier Mal jeweils im Jahresabstand mittels narrativer Interviews befragt. Für die beiden ersten Fallprofile wurden die Interviews und teilnehmenden Beobachtungen sowie Zwischenaufbereitungen (Fallprofile, Längsschnittprofile) der Wellen 1 bis 4 (2007–2011) analysiert, die daran anschließenden exemplarischen Zitate beschränken sich aus darstellungsökonomischen Gründen auf die Interviews der ersten Welle. Die Interviews der ersten Welle schließen biografische Retrospektiverzählungen ein, die in der Regel mindestens bis ins Jahr 2000, oft weiter zurückreichen. Die Auswahl der Untersuchungsfälle ‚Herr Forstmann‘ und ‚Herr Meggle‘ erfolgte vor dem Hintergrund eines Intra-Gruppen-Vergleichs unter männlichen langjährigen Beziehern von Grundsicherungsleistungen mit – innerhalb dieser Parameter – unterschiedlichen Lebensentwicklungen und Lebensperspektiven in Armut. Geschlecht, Familienstand und Herkunftsfamilien sind vergleichsweise ähnlich gewählt, um die Komplexität der Darstellung nicht unnötig zu erhöhen, wären aber im Sinne der Grounded Theory selbstverständlich weitere, im Fortgang der Untersuchung einzuführende Kontrastdimensionen. Die weiteren Fallbeispiele entstammen der Feldarbeit eines Lehrforschungsprojekts und eines Interpretationsseminars am Institut für Soziologie der Friedrich-Alexander-Uni-

dies zu analysieren, haben wir zunächst zwei Fälle ausgewählt, die kontrastierende Typen von Armut repräsentieren: einmal einen Fall von verfestigter Armut, bei dem sich Resilienz nur in geringem Maße zeigt, und ein Fallbeispiel, bei dem die Bewältigung von und der Ausstieg aus Armut im Rahmen erfolgreicher resilienter Handlungsmuster gelingt.

4.1 Fall 1: Abstieg und Verfestigung von Armut

Mit Eintritt und Verweilen in Arbeitslosigkeit, Armut und dem Bezug von Einkommen aus Grundsicherungssystemen geht einher, dass sich die Wahrscheinlichkeiten für eine Verschlechterung des Gesundheitszustandes, abnehmende soziale Integration, materielle Deprivation und weitere soziale Ausschlüsse erhöhen sowie erwerbsspezifische Qualifikationen und die Chancen auf die Aufnahme einer bezahlten Erwerbstätigkeit im Laufe der Zeit sinken (vgl. Groh-Samberg 2009; Leibfried und Voges 1992; Leisering und Buhr 2012). Herr Forstmann ist zum Zeitpunkt des letzten Interviews (2010) etwa 30 Jahre alt, nach der frühen Scheidung seiner Eltern – die Mutter war medikamentenabhängig – wuchs er beim Vater auf. Er hat mit 19 seine Freundin, eine Pflegehelferin geheiratet, als beide ihr erstes Kind erwarteten, dem in kurzen Abständen noch zwei weitere Kinder folgten. Der Einstieg in den Arbeitsmarkt ist ihm nach seinem Hauptschulabschluss trotz verschiedener, meist abgebrochener Maßnahmen, Schulungen und Probearbeitsverhältnisse nie längerfristig gelungen. Dabei spielen seine geringe schulische Bildung, das Fehlen einer beruflichen Ausbildung und die schlechten Arbeitsmarktchancen für Geringqualifizierte eine Rolle. Herr Forstmann und seine Frau waren immer wieder arbeitslos, schwerer krank, hatten Schulden und Geldnot, sodass sie gelegentlich betteln gingen, um ihren Kindern Essen zu kaufen. Nach mehreren Umzügen und Spannungen mit den Herkunftsfamilien war die Familie sozial isoliert und verließ kaum noch die Wohnung, die sie vom Vermieter günstig überlassen bekam. Die Familie löste sich nach etwa sechs Jahren wieder auf, das Paar trennte sich, und die kränklichen, teils unterversorgten Kinder wurden auf verschiedene Pflegefamilien verteilt. In den Interviews gibt es deutliche Anzeichen für Überforderung durch

versität Erlangen im Wintersemester 2006/2007 (A. Bosch, A. Hirseland, U. Wenzel und M. Promberger). Um den Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu sprengen, wurde – außer im Fall von Herrn Meggle – vollständig auf Darstellungen des Primärmaterials zugunsten von verdichteten Ausschnitten aus Fallprofilen verzichtet. Die Fallprofile wiederum sind Verdichtungen der reflektierenden Interpretationen zu den Fällen sowie Auszüge aus Beobachtungsprotokollen. Alle Namen der InterviewpartnerInnen sind geändert, alle personenbezogenen Daten sowie Zeit- und Ortsangaben verfremdet oder vergröbert.

Elternschaft, Armut und Schulden. Nach der Trennung lebte Herr Forstmann zwischenzeitlich in einer ungeheizten, halbrenovierten Altbauwohnung. Zum Zeitpunkt des letzten Interviews im Jahr 2010 hatte Herr Forstmann eine neue Partnerin und lebte mit ihr zusammen. Er litt unter Herzproblemen, war nach wie vor hoch verschuldet, lebte von Grundsicherung und Gelegenheitsjobs. Seine positive Zukunftsvorstellung besteht in der Wiederherstellung seiner Gesundheit, einer besseren, „zuverlässigen" Reputation beim Jobcenter und in der Aufnahme einer Erwerbstätigkeit. In der Biografie von Herrn Forstmann unterbrechen in den Beobachtungsjahren 2000 bis 2010 immer wieder drastische Zäsuren (schwere Erkrankungen, Gefängnisaufenthalte, Wohnungslosigkeit) seine Versuche, die schlechte Lage zu bewältigen. So hat er bei einem Elektrohändler gearbeitet, nach dessen Ausstieg das Geschäft übernommen, jedoch während eines Gefängnisaufenthaltes aufgeben müssen. Schwarzarbeit und erfolglose Kleinstkriminalität, Kurzfristjobs als Lagerhelfer oder Prospektzusteller wechseln sich mit längeren Erkrankungen und erneuten Gefängnisaufenthalten ab. Seine Ressourcen beschränken sich nach der Auflösung seiner Familie auf ein allmählich wachsendes, hilfreiches Netzwerk von Freunden in ähnlichen Lebenssituationen und auf ein freundschaftliches Verhältnis zu seiner ehemaligen Frau, seine EDV-technischen Fertigkeiten und seinen Willen zur Verbesserung seiner Situation, schließlich auch seine neue Beziehung. Das wachsende Freundesnetz trägt zur Kompensation extremer Notlagen bei (Isolation, Wohnungslosigkeit und Hunger), zur Bewältigung der weiteren Lebensprobleme (Schulden, Erwerbslosigkeit) bislang nicht. Mit der gängigen Literatur ließe sich hier auf die sozialstrukturelle Homogenität und soziale Homophilie seines Freundesnetzwerks hinweisen. Auch Herrn Forstmanns anhaltende wirtschaftliche Aktivitäten stellen keine ausreichenden Ressourcen dar. Zwar kann er kaum als untätig oder ‚inaktiv' im Sinne herrschender Vorurteile über Armut bezeichnet werden, doch führen seine Tätigkeiten als Elektrohändler, Gelegenheitsarbeiter und Kleinbetrüger kaum zu einer nachhaltigen Entlastung seiner Lebenssituation. Doch gleichwohl ist seine psychosoziale Situation zuletzt etwas stabiler als zum Zeitpunkt der Auflösung seiner Familie, die den Tiefpunkt seines Lebenslaufs markiert.

Der erste hier dargestellte Fall ist exemplarisch für eine Konstellation, in der sich verstetigter Leistungsbezug, eine problematische, immer wieder von Krisen durchzogene Lebenssituation, schlechter Gesundheitszustand, Erosion zeitlicher Strukturen des Alltags, Isolation und Aussichtslosigkeit – kumulierende soziale Problemlagen – zu einer stagnierenden oder abwärts gerichteten ‚Armutskarriere' verfestigen (zum Begriff der Armutskarriere und zu ähnlichen Fallbeispielen vgl. auch Ludwig 1996). Er stellt den Gegenhorizont für die folgende empirische Darstellung von Resilienz in Armutslagen dar.

4.2 Fall 2: Wiederaufstieg und eigenständige Überwindung von Armut

Herr Meggle wurde 1958 in Süddeutschland geboren. Nach seinem Realschulabschluss absolvierte er erfolgreich eine Lehre in einem Lebensmittelhandwerk mit anschließender Meisterschule. Da er diesen Weg aufgrund einer Berufserkrankung jedoch bald nicht mehr fortsetzen konnte, sattelte er um und begann eine Lehre in der Baubranche, die er ebenfalls mit einem Meistertitel beendete. Im Anschluss gründete er mit einem Verwandten eine eigene Baufirma. Parallel zu dieser selbstständigen Tätigkeit holte er zunächst das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nach und absolvierte dann rasch ein Studium zum Bauingenieur. Nach dem Studium arbeitete er lange Jahre als selbstständiger Bauleiter, für einige Jahre auch in einem osteuropäischen Nachbarland, wo er seine Ehefrau kennenlernte. 1995 kehrte er mit ihr und dem gemeinsamen ersten Kind nach Deutschland zurück und führte seine Selbstständigkeit in einer ostdeutschen Großstadt fort; in dieser Zeit wurde sein zweites Kind geboren. Um das Jahr 2000 verschlechterte sich die Auftragslage deutlich. Herr Meggle verlagerte deshalb seine selbstständige Tätigkeit und zog mit seiner Familie in eine süddeutsche Mittelstadt. Gleichzeitig wurde er jedoch bedingt durch branchentypische gesundheitliche Belastungen schwer krank und konnte ein knappes Jahr überhaupt nicht arbeiten. In diesem Zuge verlor er seine selbstständige Existenz, musste nach kurzer Zeit Sozialhilfe beantragen, er und seine Familie wurden von seinen Eltern unterstützt. Gesundheitlich noch angeschlagen, trat er 2001 eine Stelle als Bauleiter bei einem Landschaftsgärtner an. Nach drei Jahren wurde er allerdings Ende 2004 aufgrund der schlechten Auftragslage entlassen und kam nach einem Jahr ALG I in den ALG-II-Bezug. Er war in dieser Zeit zunächst als ehrenamtlicher Dozent an einer Hochschule tätig und trat schließlich einen Minijob als Reinigungskraft bei einer Gebäudemanagementfirma an. Im Dezember 2006 wurde ihm in dieser Firma eine Stelle als Regionalleiter angeboten. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews 2007 war er dort mit einer halben Stelle als Regionalleiter beschäftigt. Seine Ehefrau war erwerbslos und die Familie bezog aufstockende ALG-II-Leistungen. Beim zweiten Interview im Februar 2008 hatte Herr Meggle eine Dreiviertelstelle und war nun Regionalleiter für den gesamten süddeutschen Raum und das nähere Ausland. Aufgrund des relativ geringen Verdiensts war er mit seiner Familie jedoch weiterhin auf aufstockende Grundsicherungsleistungen angewiesen. Beim dritten Interview im September 2009 bezog er keine staatlichen Unterstützungsleistungen mehr, da er bereits seit Juli 2008 eine Vollzeitstelle bei seiner Firma hatte und mittlerweile zum stellvertretenden Geschäftsführer aufgestiegen war. Zudem arbeitete seine Ehefrau seit Mai 2008 in Teilzeit ebenfalls in der

Firma. Ein knappes Jahr nach Antritt seiner Vollzeitstelle hatte der Befragte einen Unfall, in dessen Folge er sich einer schweren Operation unterziehen musste. Im Anschluss war er längere Zeit krankgeschrieben, hat jedoch weiterhin – wenn auch zumeist von zu Hause aus – gearbeitet. Wie Herr Meggle dann im letzten Interview im Januar 2011 berichtete, ging die Firma Anfang 2010 insolvent und wurde von einer anderen Firma übernommen. Er selbst wurde aber, ebenso wie seine Ehefrau, weiter beschäftigt und stieg in diesem Zuge zum Niederlassungsleiter auf, sodass er mittlerweile einen unbefristeten Vertrag und die Verantwortung über rund 400 Angestellte hat. Herr Meggle ist arbeits- und erfolgsorientiert, allerdings nicht im materialistisch-instrumentellen Sinne, sondern aus Interesse an anspruchsvollen und interessanten Tätigkeiten – wie sich an seiner Dozentur und an anderen (auch unbezahlten) Nebentätigkeiten in der Baubranche zeigt, deren Ertrag er in Erfahrungsgewinn, Kontakten und der Vermeidung von Stigmatisierung sieht. Im Kontakt mit den Grundsicherungsträgern ist Herr Meggle ausgesprochen selbstbewusst und kritisch, bei Jobs und in Maßnahmen übernimmt er rasch ungewöhnlich viel Verantwortung – so springt er beim Bewerbungstraining des Jobcenters für den erkrankten Dozenten ein und arbeitet sich bei der Gebäudemanagementfirma schnell vom prekär beschäftigten Winterdienstfahrer zum Abteilungs- und sogar zum Niederlassungsleiter hoch. Rückschläge und Abstiege verarbeitet er rasch und pragmatisch. Als er – früher selbstständiger Bauleiter – nach seiner Krankheit bei der Gebäudemanagementfirma einsteigt und rasch, bei nach wie vor geringem Einkommen, zum Vorgesetzten aufsteigt, resümiert er:

> „Ist klar, es ist nicht der absolute Traumjob, aber im Prinzip ist es nichts anderes, ob ich jetzt Bauleiter mach', den Jungs hinterherspringe, oder ob ich den Job [in der Gebäudemanagementfirma; Anm. d. Verf.] mach' und den Jungs hinterherspringe. Das Geschäft ist das Gleiche, bloß vom Denken her ist es halt natürlich viel einfacher, das ist klar, weil ich ganz was anderes gewöhnt bin, ja. Aber ich sag einfach ‚Gut, das ist nicht der letzte Stand, suchen kann ich immer noch nebenher', ja. Für mich ist jetzt einfach, dass ich jetzt einmal sag, so, da hab' ich eine Zukunft".

Was bedingt und ermöglicht bei Herrn Meggle das Unwahrscheinliche – Anpassung, Bewältigung und schließlich Verlassen der Armut? Trotz schwerer und wiederholter Krankheit, Arbeitslosigkeit und vorgerücktem Alter? Herrn Meggles Ressourcen sind ungewöhnlich: Vom statistisch Erwartbaren unterscheiden ihn sein Bildungsüberschuss, sein Motivationsüberschuss, seine Haltung von Aktivität, Chancenorientierung und Hinnahmebereitschaft, aber auch sein ‚Eigensinn', seine Fähigkeiten zur Transformation von Situationen und zur Nutzung sozialer Beziehungen und seine stabile Familie. Herr Meggle, seine Familie, seine Handlungsmuster können

vor dem Hintergrund der vorigen Erwägungen zum Resilienzbegriff mit Fug und Recht als resilient bezeichnet werden.

4.3 Ein ‚selbstunternehmerischer' Typus von Resilienz in Armut

Herr Meggle verfügt mit mehreren Berufsabschlüssen, darunter einem akademischen, nicht nur über gute Bildungsressourcen. Er agiert darüber hinaus vor dem Hintergrund einer aktiven Lebenshaltung und Identität. Er ist in der Lage, seine Führungs- und Organisationserfahrung einzubringen, ob während Maßnahmen oder in neuen Jobs. Herr Meggle ergreift aktiv Markt- und soziale Chancen, die sich bieten, und wägt zwischen Kurz- und Langfristnutzen ab. Die hohe Flexibilität beim Berufswechsel speist sich nicht zuletzt aus einer hohen Lernfähigkeit, Bildungsbereitschaft und Neugier: Nebenberuflich hat Herr Meggle das Abitur nachgemacht und auch heute noch bildet er sich über Lektüre und das Internet weiter. Zudem ist er gelegentlich (mit und ohne Bezahlung) als Bauberater tätig, um seine früheren Erfahrungen frischzuhalten, neue zu sammeln und weitergeben zu können. Er nimmt bei den Berufswechseln auch vorübergehende Abstiege in Kauf – so hat er in seiner derzeitigen Firma als Winterdienstfahrer angefangen – und sieht eher das Verbindende als das Trennende verschiedener Tätigkeiten. Beim Durchstehen der gesundheitlichen und anschließenden wirtschaftlichen Krisen hat ihm der Rückhalt („hundertprozentig") seiner Eltern und seiner eigenen Familie geholfen, was er selbst als nicht alltäglich bezeichnet („ein Bekannter, Maschinenbau studiert, von der Frau getrennt, Kinder weggeblieben, hat sich nach einem Jahr erhängt"). Vor den mit Armut und Arbeitslosigkeit einhergehenden Gefahren sozialer Stigmatisierung im lokalen Umfeld, von der auch Herr Forstmann berichtet hat, schützt Herrn Meggle nach eigenen Angaben der Verweis auf seine nebenberufliche freiberufliche Tätigkeit als Bauingenieur, die er immer schon von zu Hause aus ausgeübt hat.

Herrn Meggles Ressourcen bestehen in Bildung, beruflichen Fertigkeiten und Wissen, das über fachliche Grenzen hinaus übertragbar ist, in Berufserfahrung, Führungserfahrung und entsprechender sozialer Kompetenz, in lockeren Netzwerken aus früheren Kunden und Arbeitgebern verschiedener Berufe und Branchen und nicht zuletzt in stabilem familialen Rückhalt. Seine trotz Krankheiten und Krisen ausgeprägt positive und klare Grundhaltung, hohe lokale und berufliche Flexibilität und unternehmerische, chancenorientierte Identität sowie ein gerütteltes Maß an Pragmatismus erlauben ihm, diese Ressourcen immer wieder unter wechselnden, teilweise extrem widrigen, krisenhaften Umständen zu mobilisieren

und zu realisieren. Herrn Meggle als resilient hinsichtlich Armut, Arbeitslosigkeit und erwerbsbiografischen Krisen zu bezeichnen, liegt nahe.

Was sagt nun der Fall von Herrn Meggle für eine soziologische Betrachtung von Resilienz aus? Entgegen den statistischen Erwartungen bewältigt Herr Meggle biografisch mehrere Zusammentreffen von negativer Gesundheitsentwicklung und Krisen in der Erwerbsbiografie wie Jobverlust und Armut. Dabei gelingt es ihm, seine breit gefächerten, biografisch erworbenen Bildungs- und Wissensressourcen und differenten beruflichen Hintergründe und Erfahrungen zu nutzen und zu mobilisieren; erleichtert oder gar ermöglicht wird ihm dies durch seine sozialen und unternehmerischen Kompetenzen, Flexibilität und Pragmatismus, eine positiv-kritische, reflexive und chancenorientierte Grundhaltung, eine nicht-instrumentelle Arbeitsethik und die Unterstützung seiner Herkunfts- und Kernfamilie. Herr Meggle steht damit im Sample des IAB-Panels ‚Armutsdynamik' nicht alleine, sondern repräsentiert einen Typus. Für diesen Typus ist die Kombination von Bildungs- und Beziehungsressourcen – kulturellem und sozialem Kapital in der Bourdieuschen Terminologie – mit einer wirtschaftlich ausgesprochen aktiven Grundhaltung typisch. Dabei handelt es sich nicht um rein individuell-psychologische, sondern sozial produzierte und sozial relevante Merkmale: Höhere Bildungsressourcen gelten allgemein und seit Langem als hochgradig präventiv gegenüber Arbeitslosigkeit und Armut (pars pro toto Allmendinger und Leibfried 2002). Soziale Ressourcen, insbesondere stabile Familien und weiter gespannte ‚weak ties', die über homogene Sozialmilieus hinausgreifen, wirken positiv, Erstere im Hinblick auf psychosoziale Stabilität, Letztere im Hinblick auf die Chancen, einen neuen Arbeitsplatz zu finden, aufzusteigen oder höheres Einkommen zu erzielen.[4] Besondere Beachtung verdient seine aktive, chancenorientierte Grundhaltung, für die sich in der Literatur Begriffe wie das ‚unternehmerische Selbst' (Bröckling 2007) oder der ‚Arbeitskraftunternehmer' (Voß und Pongratz 1998) finden; in der engeren Armutsliteratur wurde dafür der Begriff des ‚aktiven Gestalters' geprägt (Ludwig 1996, S. 241ff.). Sowohl bei Bröckling als auch bei Voß und Pongratz ist der Befund einer unternehmerischen Grundhaltung stark mit modernen Berufsbildern (IT, Werbung), mit flexiblen Organisationen, die Flexibilität und Selbstverantwortung als Managementprinzip akzentuieren, und mit einer nachindustriellen Wirtschaftsstruktur und subjektivierenden Arbeitskultur assoziiert. Demgegenüber lassen sich ähnliche wirtschaftlich-berufliche Orientierungen bei Arbeiter-Unternehmern seit der frühen Neuzeit sowie bei Handwerkern und Künstlern nachweisen (vgl. ausführlich Promberger 2012, S. 35ff.) – und eben auch bei Herrn Meggle, der weniger

4 Als selektiver Überblick über diese umfangreiche, auf Granovetter (1973) zurückgehende Forschung mag Avery (2006) dienen, vgl. auch Seidel et al. (2000).

dem subjektivierten Arbeitshandeln in flexiblen Großorganisationen entspricht und eher zwischen klassischem Freiberufler, Führungskraft und flexibel-prekärem Einfacharbeiter changiert. Anders als Richard Sennetts flexible Menschen, deren instabile soziale Lage zu instabilen Identitäten und Lebensentwürfen, damit zur Korrosion ihres Charakters (*The Corrosion of Character* ist der Originaltitel von Sennett 1998) beiträgt, rettet Herr Meggle seine handwerklich-freiberufliche Identität als Arbeiter-Unternehmer – ein Phänomen, das für Sennett (2008) entweder historisch oder utopisch ist – durch seine biografische Armutskrise hindurch und nutzt sie für den Aufstieg in einer Gebäudedienstleistungsfirma, die eigentlich ein Paradebeispiel für atypische, ja prekäre Arbeitszusammenhänge sein müsste.

4.4 Weitere Fälle und erste Umrisse einer Typologie von Resilienz in Armut

Doch erschöpft sich Resilienz in Armutslagen keineswegs in diesem ‚selbstunternehmerischen' aktiven Typus, der trotz allen Eigensinns letztlich gut zum normativen, den Sozialreformen seit 2001 eingeschriebenen Bild des „aktiven Arbeitsbürgers" (Promberger 2009, S. 610) passt. So lässt sich ebenfalls der erste Umriss eines *‚asketischen' Typus von Resilienz* in Armut identifizieren, dessen Konsumpraktiken denen eines konsumkritischen sozioökologischen Milieus (Sinus 2013) entsprechen, allerdings ohne auf die ökonomischen Mittel dieses Milieus zurückgreifen zu können. In den nachfolgend kurz skizzierten Fällen kombiniert sich eine asketische Lebensweise mit konsum- und gesellschaftskritischen, auf alternativen religiösen oder politischen Wertsystemen fundierten Haltungen:

> *Frau Albert, Mitte 40, ist seit 10 Jahren arbeitslos und lebt in einer kleinen, sparsam möblierten und sorgsam aufgeräumten Wohnung in einem Sozialbauviertel im Norden von [Name einer süddeutschen Großstadt]. Auffällig sind zunächst ein mit einem Tuch abgedeckter Personalcomputer sowie ein sorgfältig gedeckter Kaffeetisch, an dem das Interview stattfinden wird; in der Zimmerecke stehen eine Buddhafigur, davor Räucherstäbchen und eine Blume in einer Vase. Es gibt keinen Fernseher und keine Stereoanlage. Im Interview stellt sich Frau Albert als überlegt antwortende und agierende Person heraus, sie lebt alleine, kommt nach ihren Angaben mit den Grundsicherungsleistungen gut zurecht. Ein Leitmotiv ihrer Interviewerzählungen ist eine unaufgeregt vorgetragene Kritik an der Ichbezogenheit und Destruktivität moderner gesellschaftlicher Verhältnisse. Frau Albert meditiert täglich, isst vegetarisch, fastet regelmäßig, geht spazieren und liest viel.*

Herr Baumann, Ende 40, zeigt dem Interviewteam seine persönlichen Lieblingsdinge: Eine deutlich mitgenommene Jeans und ein wenig besser erhaltenes Paar Laufschuhe. Er hat eine gewerblich-technische Berufsausbildung in der Druckereibranche, ist Gewerkschaftsmitglied und ein nach eigenen Angaben nicht allzu engagiertes Mitglied einer Arbeitsloseninitiative. Er hat seinen Arbeitsplatz vor mehreren Jahren verloren, als sein Betrieb schloss. Baumann wohnt in einer spärlich möblierten Sozialwohnung, sieht sich als radikaler Oppositioneller und Konsumkritiker, er ernährt sich in der Regel sehr sparsam und vegetarisch. Fleisch isst er nur alle paar Wochen, aber „wenn schon Fleisch, dann aus dem Bioladen". Herr Baumann geht täglich mehrere Stunden joggen, bei jedem Wetter. Menschen, die täglich „im Anzug in die Arbeit gehen", hält er für verachtens- oder bedauernswert („arme Hunde"), denn trotz ihres Geldes könnten sie sich keine Gesundheit und keine Klarheit des politischen Denkens kaufen, und sportlich sei er ihnen allemal überlegen. Sie seien eine Art Sklaven von Konsum und Besitz, er sei hingegen „frei".

Charakteristische Ressourcen dieses ‚asketischen' Typus von Resilienz liegen weniger in Bildung oder Wissen, vielmehr in der Fähigkeit, eigensinnige Umdeutungen oder alternative Deutungen der eigenen Situation und rahmenden gesellschaftlichen Kontexte vorzunehmen und dafür andere kulturelle Bezugsrahmen oder Wertorientierungen als die der ‚erfolgreichen Arbeitsbürger' zu mobilisieren – Religiosität, Konsumkritik, Ökologie, Vegetarismus, Kapitalismuskritik in unseren Fällen. Es stellt sich die Frage, ob dieser umdeutende Eigensinn zutreffend als *Ressource* beschrieben werden kann oder nicht vielmehr eine der Person oder Kleingruppe zuzurechnende *Fähigkeit* darstellt, Situationen umzudefinieren und nutzbar zu machen, mit Ressourcen anders umzugehen oder andere Ressourcen zu mobilisieren. Gleichzeitig – dies wäre in der weiteren Analyse zu prüfen – erlaubt die beobachtete Form der Askese in gewisser Weise eine Umkehr der gesellschaftlichen Positionen: Angesichts einer auch sakral konnotierten Praxis der Askese und des Verzichts müssen sich nunmehr diejenigen moralisch rechtfertigen, die zur Askese nicht willens oder in der Lage sind und ihre profane Praxis des Konsums aufrechterhalten, während in der Arbeitsgesellschaft ein massiver Rechtfertigungsdruck für Arme und Arbeitslose besteht (vgl. dazu Geremek 1991; Zoll 1984).

Ein weiterer sich andeutender Typus von Resilienz in Armutslagen zeichnet sich durch eine starke *Gemeinschaftsorientierung* aus. In diesen Gemeinschaften – Nachbarschaften, Kirchengemeinden oder im Umfeld von Arbeitslosenzentren und -initiativen – mischen sich gegenseitige Hilfeleistungen und praktische Solidarität mit einer Gaben- und Naturaltauschökonomie und den Ressourcen wohlfahrtsstaatlicher und karitativer Einrichtungen.

Frau Brunner, Mitte 50, ist eine langzeiterwerbslose, geschiedene Köchin mit vier Kindern, zwei sind erwachsen, zwei im Schulalter. Auch die beiden älteren Kinder, die mittlerweile eigene Haushalte führen, besuchen sie oft. Frau Brunner kocht an vier Tagen pro Woche im Arbeitslosencafé in einer Sozialsiedlung, teilweise im Rahmen eines ‚Ein-Euro-Jobs', teilweise ohne Bezahlung. Wenn sie dort kocht, kommen ihre jüngeren Kinder zum Mittagessen vorbei, bleiben danach im Arbeitslosencafé und machen dort Hausaufgaben. Die Räumlichkeiten für das Café werden von der Stadt zur Verfügung gestellt, das Mobiliar aus Spenden, das Mittagessen kostet einen Euro und wird durch Spenden sowie von einer karitativen Organisation unterstützt. Das Arbeitslosencafé wird gerade um die Mittagszeit stark frequentiert, man spricht miteinander, tauscht sich aus, gibt oder erhält einen Rat, kann eine der ausliegenden Zeitungen lesen. Frau Brunner ist eine Schlüsselfigur für dieses Geschehen im Café. Persönlich, hebt sie hervor, sei ihre Familie und das Miteinander das Wichtigste für sie und mache sie glücklich. Ihr Prinzip ist, dass man sich gegenseitig unterstützt, ob in der Familie oder in der Nachbarschaft, „im Viertel". Wenn man etwas nicht mehr braucht, gibt man es weiter, wenn jemand etwas braucht, hilft man sich aus, ob mit Nadel und Faden, Hammer und Zange oder praktischem Wissen um Hauswirtschaft, Gesundheit und Kindererziehung.

Herr Zwickl, Anfang 60, ist ein ehemaliger, nach einem Verkehrsunfall entlassener Kraftfahrer, er kommt aus einer katholischen Landarbeiterfamilie. Er wohnt kostenlos über der Werkstatt eines Freundes, für den er – ebenfalls kostenlos – Hausmeisterdienste auf dem Betriebsgelände verrichtet. Herr Zwickl ist Mitglied einer lokalen kirchlichen Sozialinitiative und fungiert dort als „Mädchen für alles" – er führt zeitweise die Kasse und hütet den Vereinsraum, er berät neue Hilfesuchende und unterstützt sie „freundschaftlich". Die kirchliche Sozialinitiative verbindet Betroffene – vor allem Langzeitarbeitslose und Grundsicherungsempfänger – mit besser situierten Gemeindemitgliedern, die nicht nur spenden, sondern zusammen mit erfahrenen Arbeitslosen auch praktische Unterstützung leisten, bei der Jobsuche, der Wohnungssuche oder auf der Arbeitsagentur. Herr Zwickl ist Sportler, Motorradfan und fühlt sich stark den Werten der christlichen Arbeiterbewegung verpflichtet. Freundschaft, Solidarität und gegenseitige Hilfe sind, wie er selbst sagt, sein Lebenssinn, den er mit einem Netz gleichgesinnter Freunde und Bekannten teilt.

Wissen, das nicht unbedingt und aktuell arbeitsmarktrelevant sein muss, jedoch der Verbesserung der Lebensqualität dient, Güter und Dienste, auch nicht primär marktfähige, sind Ressourcen dieses Typs von Resilienz in Armut. Hinzu kommen

die Netzwerke aus erweiterter Familie, Freunden, Bekannten und Nachbarn, in denen diese Ressourcen produziert, geteilt, als Gaben getauscht und mitunter auch gemeinsam konsumiert werden. Nicht-marktwirtschaftliche und nicht arbeitsgesellschaftliche, schwer kommodifizierbare Werte und Überzeugungen wie Solidarität, Teilen, Freundschaft sind der kulturelle Deutungsrahmen, Kommunikations- und Beziehungstalente sind die Fähigkeiten, die diese Ressourcen erschließen helfen.

Nicht nur Bildung, Anpassungsbereitschaft und ein unternehmerisches Selbst, sondern auch Verzicht und Askese, alternative Wertvorstellungen, Gabentausch, Gemeinschaftsorientierung, Ehrenämter und alternative ökonomische Aktivitäten zeichnen sich bereits bei dieser ersten Analyse als mögliche Ressourcen, Haltungen und Praktiken von Resilienz ab, die das Unwahrscheinliche – die Bewältigung von Armut ohne die damit verbundenen psychischen und sozialen Schäden in einem stabilen und zufriedenstellenden Leben – möglich machen. Auch hier lassen sich typische Ressourcen – soziale Netzwerke und eine partiell durch Wohlfahrtsstaat und karitative Einrichtungen subventionierte Ökonomie von Gabentausch und Teilen, handwerkliches und hauswirtschaftliches Wissen – unterscheiden von Fähigkeiten, diese Ressourcen zu mobilisieren, zu pflegen und auszubauen. So unwahrscheinlich Resilienz in Armut ist: Die ersten, mit Sicherheit im Fortgang weiterer Untersuchungen zu differenzierenden und zu erweiternden Umrisse einer Typologie von Resilienz in Armut zeichnen sich ab: ein selbstunternehmerischer, ein asketischer und ein gemeinschaftsorientierter Typus nehmen Konturen an.

5 Rekurs zum Resilienzbegriff und Ausblick

Verschiedene, in den vorigen Abschnitten umrissene Aspekte von Resilienz in Armut werden bereits an diesen Fällen deutlich. Zuallererst ist Resilienz *keine Rückkehr in einen Ausgangszustand* vor der Armutssituation, sondern ein Weg in einen neuen Zustand, der jedoch auf dem vorher Erlebten aufbaut und vergangene Erfahrungen in manchen Fällen sogar als Ressource nutzen kann. Nicht jeder resiliente Arme verlässt die Hilfebedürftigkeit, denn so, wie sich Resilienz in biografischen Prozessen entwickelt, kann sie auch erodieren oder im Zuge von allgemeinen ökonomischen und sozialen Krisen verloren gehen. Viele resiliente Fälle kommen jedenfalls nicht ohne irgendeine Form *zumindest minimaler gesellschaftlicher Transfers* aus und leben längere Zeit im und am Rande des Hilfebezugs. Dies bedarf jedoch noch weiterer Untersuchungen, die auch solche Fälle einschließen müssten, die zwar Lebens- oder Erwerbskrisen oder geringes Einkommen aufweisen, jedoch keine Sozialleistungen in Anspruch nehmen. Außerdem müssten bei weiteren Untersuchungen Alter,

Geschlecht, Bildung, Ethnizität, kulturelle Praxis und Lebensformen als weitere Vergleichs- und Kontrastdimensionen eingeführt und spezielle biografische und familiengeschichtliche Forschungsstrategien eingesetzt werden, um so Bedingungen und Entwicklungsprozessen von Resilienz näher auf die Spur kommen zu können.

In unserem Verständnis beschreibt Resilienz das Ausnahmephänomen einer erwartungswidrigen, erfolgreichen *Anpassung* mikrosozialer Einheiten an Veränderungen und kritische Bedingungen. Dies erfolgt in einer Krise durch *Bewältigung*, was auch *Widerstand* einschließen kann, indem vergleichsweise rasch *eigene oder externe Ressourcen* verschiedener Art mobilisiert werden. Entscheidend ist jedoch dabei, ob die von den sozialen Einheiten entwickelten Strategien, Praktiken und Gewohnheiten der Nutzung von Ressourcen tatsächlich zur Herausbildung einer stabilen oder tragfähigen Situation unter kritischen oder adversen Bedingungen führen kann. So könnte Herr Forstmann beispielsweise mit seinem Elektrogeschäft allmählichen und nachhaltigen Erfolg gehabt und sich von kriminellen Aktivitäten ferngehalten haben – was ihn und seine Familie möglicherweise in eine stabilere Lage gebracht, Zuversicht und Selbstverantwortung gefördert hätte. Wäre dies der Fall gewesen, wäre seine Bewältigungspraxis möglicherweise einem resilienten Muster zuzuordnen. Ob eine Praxis als resilient zu bezeichnen ist, wäre damit letztlich eine Frage des Erfolgsgrades, somit ist *Resilienz ein graduelles Phänomen*.

Außerdem können *Familien, familiale Stabilität und freundschaftliche Netzwerke ein wesentlicher Faktor von Resilienz i*n Armut und Krisen sein. Dies lässt sich in Anlehnung an Bourdieus Begriff des sozialen Kapitals als soziale Ressource beschreiben, die von resilienten Individuen mobilisiert und benutzt wird. Es spricht aber auch viel dafür, Familien und Haushalte als mikrosoziale Einheiten oder Akteure der Entwicklung von Resilienz zu betrachten, während allein lebende Einzelpersonen nur einen Sonderfall einer Haushalts- oder Familienkonstellation darstellen. Entsprechende Ansätze gehören seit Anbeginn zur Armutsforschung, während die Haushaltsperspektive in die Arbeitsmarktforschung nur zögerlich Eingang findet. Aus der Forschung zur Auswirkung von Arbeitslosigkeit auf Familien wissen wir jedoch um deren erhöhte Vulnerabilität unter Bedingungen von Arbeitslosigkeit und Armut (Hess et al. 1991).

Festzuhalten wäre auch die *Unterscheidung von Ressourcen und Fähigkeiten*. Ressourcen wären Mittel – Bourdieu spräche von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital – zur Verbesserung der Lebenssituation, die Fähigkeiten würden eine Aktualisierung, Mobilisierung und Nutzung der Ressourcen erlauben. Von Wissen abgesehen existieren die Mittel eher außerhalb der betroffenen Person, die Fähigkeiten innerhalb der Person oder Gruppe – gleichwohl sie in historischen und sozialisatorischen Prozessen erworben und appropriiert sein mögen.

Bei der Betrachtung von Resilienz müssen aber auch die *Folgen resilienter Praktiken* für andere Mitglieder der sozialen Einheit oder ihrer sozialen, wirtschaftlichen oder natürlichen Umgebung berücksichtigt werden.[5] Beispiele hierfür wären die Übernutzung natürlicher, kultureller, sozialer oder ökonomischer Ressourcen, die private Aneignung von fremdem oder gemeinschaftlichem Eigentum oder die Einschränkung der künftigen Verfügbarkeit von Ressourcen durch gegenwärtige Praxen – vom Brennholzsammeln oder Abweiden in Dürregebieten, der Verschwendung von Wasser oder fortgesetztem Schuldenmachen bis hin zu kriminellen Aktivitäten. Gleichwohl verbietet sich hier eine rein normative Entscheidung aus methodischen Gründen, jedoch wäre bei der Frage der Resilienz in Armut empirisch zu prüfen, ob ein Bewältigungsmuster, eine resiliente Praxis einigermaßen durchhaltbar und nachhaltig ist oder ihrerseits vulnerabel oder von schweren Sanktionen bedroht ist.

Eine weitere wichtige Folgerung kann bereits jetzt gezogen werden. Sie knüpft an die vorne formulierte These von der *Sozialität von Resilienz* an und ergänzt sie um die Frage nach der *wohlfahrtsstaatlichen Rahmung von Resilienz*. Etliche resiliente Handlungsmuster, dies zeigen bereits die ersten Fallbeispiele, benötigen wohlfahrtsstaatliche oder karitative Solidarität durch entsprechende Einkommenstransfers oder Unterstützungsstrukturen, damit möglicherweise vorhandene wirtschaftliche, soziale und kulturelle Ressourcen (wie Wissen, Erfahrung und Fertigkeiten, Werte und Haltungen) für Resilienz überhaupt mobilisiert und genutzt werden können. Diese Ressourcen – in den Fallbeispielen zeigten sich unter anderem Bildung, Wissen, soziale Netzwerke, alternative Werthaltungen, unternehmerisches Selbst – sind allerdings in der Armutsbevölkerung sehr selektiv verteilt und keinesfalls allgegenwärtig oder einfach mit Sozialprogrammen vermehrbar. Resilienz ist also keinesfalls ein Allheilmittel zur Armutsbekämpfung oder gar ein ‚kommunitaristischer' Ersatz für einen funktionierenden Wohlfahrtsstaat.[6] Vielmehr könnte ihre gezielte Förderung durch gesellschaftliche und wohlfahrtsstaatliche Aktivitäten eine Bereicherung für die Armutspolitik und die weitere sozialwissenschaftliche Erforschung von Resilienz, die Soziologie der Armut und die Sozialpolitikforschung darstellen.

---

5 Luís Capucha hat uns dankenswerterweise auf dieses Problem aufmerksam gemacht, er bereitet derzeit eine eigene Veröffentlichung dazu vor. Capucha plädiert dafür, vom bisherigen, überwiegend ‚heroischen' zu einem um die Betrachtung beabsichtigter und unbeabsichtigter Folgen erweiterten Resilienzbegriff überzugehen.

6 Georgia Petraki und Yuri Borgmann-Prebil haben uns dankenswerterweise auf dieses Problem aufmerksam gemacht.

Literatur

Adamy, W., & Hanesch, W. (1990). Erwerbsarbeit und soziale Ungleichheit. In D. Doering (Hrsg.), *Armut im Wohlstand* (S. 161-184). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Adger, W. N. (2000). Social and ecological resilience: are they related? *Progress in Human Geography 24*, S. 347-364.
Alicke, T. (2012). Resilienz und Lebensbewältigung bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. *Jugendhilfe 50*, S. 347-351.
Allmendinger, J., & Leibfried, S. (2002). Bildungsarmut im Sozialstaat. In G. Burkart & J. Wolf (Hrsg.) (2002). Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen: Leske + Budrich.
Amundsen, H. (2012). Illusions of Resilience? An Analysis of Community Responses to Change in Northern Norway. *Ecology and Society 17* (4). doi: 10.5751/es-05142-170446
Antonovsky, A. (1987). *Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well*. San Francisco: Jossey-Bass.
Avery, D. (2006). The Company We Keep: The Impact of Diversity in our Social Networks. *The Industrial-Organizational Psychologist 44* (2), S. 33-37.
Balgar, K., & Mahlkow, N. (2013). *Lokalkulturelle Konstruktionen von Vulnerabilität und Resilienz im Kontext des Klimawandels*. IRS Working Paper No. 47. Erkner: IRS.
Bara, C. (2011). Resilienz und Verwundbarkeit in der Schweiz. Die Unwetterkatastrophe von 2005. In A. Wenger & D. Trachsler (Hrsg.), *Bulletin 2011 zur schweizerischen Sicherheitspolitik* (S. 77-105). Zürich: Center for Security Studies (CSS), ETH Zürich.
Batty, E., & Cole, I. (2010). *Resilience and the recession in six deprived communities. Preparing the worse to come?* York: Joseph Rowntree Foundation Programme Paper.
Bender, D., & Lösel, F. (1998). Protektive Faktoren der psychisch gesunden Entwicklung junger Menschen: Ein Beitrag zur Kontroverse um saluto- und pathogenetische Ansätze. In J. Margraf, J. Siegrist & S.-P. Neumer (Hrsg.), *Gesundheits- oder Krankheitstheorie? Saluto- vs. pathogenetische Ansätze im Gesundheitswesen* (S. 117-145). Berlin: Springer.
Bonanno, G. A. (2004). Loss, trauma and human resilience. Have we underestimated the human capacity to thrive after extremely aversive events? *American Psychologist 59*, S. 20-28.
Borrini-Feyerabend, G., Pimbert, M., Farvar, M. T., Kothari, A., & Renard, Y. (2004). *Sharing Power. Learning by doing in co-management of natural resources throughout the world*. Cenesta, Teheran: IIED, CMWG, CEESP & IUCN.
Bourdieu, P. (1982). Die feinen Unterschiede. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bourdieu, P. (1987). Sozialer Sinn. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Brand, F., Hoheisel, D., & Kirchhoff, T. (2011). Der Resilienz-Ansatz auf dem Prüfstand: Herausforderungen, Probleme, Perspektiven. In Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.), *Landschaftsökologie. Grundlagen, Methoden, Anwendungen* (S. 78-83). Laufen: ANL.
Bröckling, U. (2007). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Bruckmeier, K., Graf, T., & Rudolph, H. (2007). *Erwerbstätige Leistungsbezieher im SGB II: Aufstocker – bedürftig trotz Arbeit*. IAB-Kurzbericht, 22/2007, Nürnberg, 8 S.
Burkhardt, C., Grabka, M. M., Groh-Samberg, O., Lott, Y., & Mau, S. (2012). *Mittelschicht unter Druck?* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Bürkner, H.-J. (2010). *Vulnerabilität und Resilienz – Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven*. IRS Working Paper, No. 43. Erkner: Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung.

Butler, L. D., Morland, L. A., & Leskin, G. A. (2007). Psychological resilience in the face of terrorism. In B. Bongar, L. M. Brown, L. E. Beutler, J. N. Breckenridge & P. G. Zimbardo (Hrsg.), *Psychology of terrorism* (S. 400-417). Oxford: Oxford University Press.

Christmann, G. B., Ibert, O., Kilper, H., & Moss, T. (2011). *Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen*. IRS Working Paper No. 44. Erkner: IRS.

Christmann, G. B., Balgar, K., & Mahlkow, N. (2014). Local Constructions of Vulnerability and Resilience in the Context of Climate Change. A Comparison of Lübeck and Rostock. *Social Sciences 3*, S. 142-159.

Christmann, G. B., & Ibert, O. (2012). Vulnerability and Resilience in a Socio-Spatial Perspective. *Raumforschung und Raumordnung 70*, S. 259-272. doi: 10.1007/s13147-012-0171-1

Coaffee, J., Wood, D. M., & Rogers, P. (2009). *The Everyday Resilience of the City. How Cities respond to terrorism and disaster.* Basingstocke: Palgrave.

de Bremond, A., & Engle, N. L. (2014). Adaptation policies to increase terrestrial ecosystem resilience: potential utility of a multicriteria approach. *Mitigation and Adaptation Strategies for Global Change 19*, S. 331-354. doi: 10.1007/s11027-014-9541-z

Destatis (Statistisches Bundesamt), & WZB (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) (2013). *Datenreport 2013 – Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: bpb.

Eeuwiji, P. v., & Obrist, B. (2006). *Vulnerabilität, Migration und Altern. Medizinethnologische Ansätze im Spannungsfeld von Theorie und Praxis*. Zürich: Seismo.

Eitinger, L. (1964). *Concentration camp survivors in Norway and Israel*. Oslo: Universitetsforlaget.

Eurostat (2013). *In 2012, a quarter of the population was at risk of poverty or social exclusion*. Eurostat news release. 184/2013.

Folke, C. (2006). Resilience: The emergence of a perspective for social–ecological systems analyses. *Global Environmental Change 16*, S. 253-267.

Folke, C. et al. (2002). *Resilience and Sustainable Development: Building Adaptive Capacity in a World of Transformations. Scientific Background Paper on Resilience for the process of The World Summit on Sustainable Development on behalf of The Environmental Advisory Council to the Swedish Government*. Stockholm: Edita Norstedts Tryckeri AB.

Frankl, V. (1959). *Man's search for meaning.* New York: Simon and Schuster.

Gabriel, T. (2005). Resilienz – Kritik und Perspektiven. *Zeitschrift für Pädagogik 51*, S. 207-217.

Gallopín, G. C. (2006). Linkages between vulnerability, resilience, and adaptive capacity. *Global Environmental Change 16*, S. 293-303.

Geremek, B. (1991): *Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa*. München: dtv.

Gerhardt, U. (1979). Coping and social action: theoretical reconstruction of the life-event approach. *Sociology of Health & Illness 1*, S. 195-225. doi: 10.1111/1467-9566.ep10478961

Granovetter, M. (1973). The strenght of weak ties. *American Journal of Sociology 78*, S. 1360-1380.

Greenberg, M. T. (2006). Promoting Resilience in Children and Youth. Preventive Interventions and Their Interface with Neuroscience. *Annals of the New York Academy of Sciences 1094*, S. 139-150.

Groh-Samberg, O. (2009). *Armut, Soziale Ausgrenzung und Klassenstruktur: Zur Integration multidimensionaler und längsschnittlicher Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hall, P. A., & Lamont, M. (2013a). Introduction. Social Resilience in the Neoliberal Era. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), *Social Resilience in the Neoliberal Era* (S. 1-31). Cambridge: Cambridge University Press.

Hall, P. A., & Lamont, M. (2013b). *Social Resilience in the Neoliberal Era*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hawley, D. R., & DeHaan, L. (1996). Toward a Definition of Family Resilience: Integrating Life-Span and Family Perspectives. *Family Process 35*, S. 283-298. doi: 10.1111/j.1545-5300.1996.00283.x

Hess, D., Hartenstein, W., & Smid, M. (1991). Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie. *MittAB 24*, S. 171-192.

Hildenbrand, B. (2008). Krise der Landwirtschaft und ihre Bewältigung – die Perspektive der Resilienz. *Sozialwissenschaftliches Journal 3* (1), S. 27-42.

Hildenbrand, B. (2010). Resilienz im Dreieck von Herkunftsfamilie, Pflegefamilie und Jugendamt. In S. Gahleitner & G. Hahn (Hrsg.), *Klinische Sozialarbeit – Gefährdete Kindheit – Risiko, Resilienz und Hilfen* (Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung 3) (S. 102-112). Bonn: Psychiatrie-Verlag.

Hirseland, A., & Ramos Lobato, P. (2010). *Armutsdynamik und Arbeitsmarkt * Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfebedürftigkeit bei Erwerbsfähigen*. IAB-Forschungsbericht, 03/2010, Nürnberg, 41 S.

Holling, C. S. (1973). Resilience and Stability in Ecological Systems. *Annual Review of Ecology and Systematics 4*, S. 1-23.

Holling, C. S. (1996). Engineering resilience versus ecological resilience. In P. Schulze (Hrsg.), *Engineering Within Ecological Constraints* (S. 31-44). Washington D.C.: National Academy Press.

Jones, C., Burström, B., Marttila, A., Canvin, K., & Whitehead, M. (2006). Studying social policy and resilience to adversity in different welfare states: Britain and Sweden. *International Journal of Health Services 36*, S. 425-442.

Kassam, K.-A. S., Baumflek, M., Ruelle, M., & Wilson, N. (2011). Human Ecology of Vulnerability, Resilience and Adaptation: Case Studies of Climate Change from High Latitudes and Altitudes. In J. Blanco & H. Kheradmand (Hrsg.), *Climate Change – Socioeconomic Effects*. Rijeka: InTech.

Kaufmann, S. (2012). Resilienz als ‚Boundary Object'. In C. Daase, P. Offermann & V. Rauer (Hrsg.), *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr* (S. 109-131). Frankfurt a. M.: Campus.

Kaufmann, S., & Blum, S. (2012). Governing (In)Security. The Rise of Resilience. In H.-H. Gander, W. Perron, R. Poscher, G. Riescher & T. Würtenberger (Hrsg.), *Resilienz in der offenen Gesellschaft. Symposium des Centre for Security and Society* (S. 235-257). Baden-Baden: Nomos

Kaufmann, S., & Blum, S. (2013). Vulnerabilität und Resilienz. Zum Wandern von Ideen in der Umwelt- und Sicherheitsdiskussion. In R. v. Detten, F. Faber & M. Bemmann (Hrsg.), *Unberechenbare Umwelt. Zum Umgang mit Unsicherheit und Nicht-Wissen* (S. 91-120). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Leibfried, S., Voges, W. (1992). Vom Ende einer Ausgrenzung? – Armut und Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32*, S. 9-33.

Leibfried, S., Leisering, L., Buhr, P., Ludwig, M., Mädje, E., Olk, T., Voges, W., & Zwick, M. (1995). *Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Leisering, L. (2008). Dynamik von Armut. In E. U. Huster, J. Boeckh & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung* (S. 118-132). Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Leisering, L., & Buhr, P. (2012). Dynamik von Armut. In J. H. Huster, J. Boeckh & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung* (S. 147-163). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Lindström, B., & Eriksson, M. (2005). Salutogenesis. *Journal of Epidemiol Community Health 59*, S. 440-442.
Lorenz, D. F. (2013). The Diversity of Resilience. Contributions from Social Science Perspective. *Natural Hazards 67*, S. 7-24.
Lösel, F., Kolip, P., & Bender, D. (1992). Stress-Resistenz im Multiproblem-Milieu: Sind seelisch widerstandsfähige Jugendliche „Superkids"? *Zeitschrift für Klinische Psychologie 21*, S. 48-63.
Ludwig, M. (1996). *Armutskarrieren. Aufstiege und Abstiege im Sozialstaat*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Lukesch, R., Payer, H., & Winkler-Rieder, W. (2010). *Wie gehen Regionen mit Krisen um? Eine explorative Studie über die Resilienz von Regionen*. Wien: ÖAR Regionalberatung.
Luthar, S. S., & Zelazo, L. B. (2003). Research on resilience. An integrative review. In S. S. Luthar (Hrsg.), *Resilience and Vulnerability. Adaptation in the Context of Childhood Adversities* (S. 510-549). Cambridge: Cambridge University Press.
Luthar, S. S., Cicchetti, D., & Becker, B. (2000). The construct of resilience. A critical evaluation and guide-lines for further work. *Child Development 71*, S. 543-562.
Manyena, S. B. (2006). The concept of resilience revisited. *Disasters 30*, S. 433-450.
McCarthy, J. J., & Martello, M. L. (2005). Climate Change in the Context of Multiple Stressors and Resilience. In C. Symon, L. Arris & B. Heal (Hrsg.), *Arctic Climate Impact Assessment* (S. 945-988). Cambridge: Cambridge University Press.
McMurray, I., Connolly, H., Preston-Shoot, M., & Wigley, V. (2008). Constructing resilience: social workers' understandings and practice. *Health & Social Care in the Community 16*, S. 299-309. doi: 10.1111/j.1365-2524.2008.00778.x
Meier, U., Preuße, H., & Sunnus, E. M. (2003): *Steckbriefe von Armut. Haushalte in prekären Lebenslagen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Messer, H. (2012). Resilienzförderung in der Kindertagesbetreuung. *Jugendhilfe 50*, S. 338-342.
Mohaupt, S. (2008). Review Article: Resilience and Social Exklusion. *Social Policy and Society 8* (1), S. 63-71.
Nettles, S. M., Mucherah, W., & Jones, D. S. (2000). Understanding Resilience – The role of social resources. *Journal of Education for Students Placed at Risk 5*, S. 47-60.
Norris, F. H., Stevens, S. P., Pfefferbaum, B., Wyche, K. F., & Pfefferbaum, R. L. (2008). Community Resilience as a Metaphor, Theory, Set of Capacities, and Strategy for Disaster Readiness. *American Journal of Community Psychology 41*, S. 127-150. doi: 10.1007/s10464-007-9156-6
Nuber, U. (1995). *Der Mythos vom frühen Trauma. Über Macht und Einfluß der Kindheit*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
Nuttall, M. (2009). Living in a World of Movement: Human Resilience to Environmental Instability in Greenland. In S. A. Crate & M. Nuttall (Hrsg.), *Anthropology and climate change: from encounters to actions* (S. 292-310). Walnut Creek: Left Coast Press.

Posey, D. A. (1999). Cultural and spiritual values of biodiversity. United Nations Environment Programme. London: Intermediate Technology.

Promberger, M. (2009). Fünf Jahre SGB II – Versuch einer Bilanz. *WSI-Mitteilungen 62*, S. 604-611.

Promberger, M. (2012). *Topographie der Leiharbeit. Flexibilität und Prekarität einer atypischen Beschäftigungsform*. Berlin: Sigma.

Promberger, M., Hirseland, A., & Wenzel, U. (2007). Armutsdynamik und Arbeitsmarkt: Qualitative Beobachtungen und Befragungen im Feld von Arbeitsmarkt und sozialer Sicherung. In M. Promberger (Hrsg.), *Neue Daten für die Sozialstaatsforschung. Zur Konzeption der IAB-Panelerhebung „Arbeitsmarkt und Soziale Sicherung“*, (S. 102-130). Nürnberg: IAB-Forschungsbericht.

Promberger, M., Huws, U., Dagdeviren, H., Meier, L., Sowa, F., Boost, M., Athanasiou, A., Aytekin, A., Arnal, M., Capucha, L., Castro, C. de, Faliszek, K., Gray, J., Lecki, K., Mandrysz, W., Petraki, G., Revilla, J. C., Sengül, T., Slania, B., Tennberg, M., Vuojala-Magga, T., & Wódz, K. (2014). *Patterns of resilience during socioeconomic crises among households in Europe (RESCuE). Concept, objectives and work packages of an EU FP 7 project*. IAB-Forschungsbericht 05/2014, Nürnberg, 52 S.

Raco, M., & Street, E. (2012). Resilience Planning, economic change and the politics of post-recession development in London and Hong Kong. *Urban Studies 49*, S. 1065-1087.

Rutter, M. (1999). Resilience concepts and findings. Implications for family therapy. *Journal of Family Therapy 21*, S. 119-144.

Schumacher, J., Leppert, K., Gunzelmann, T., Strauß, B., & Brähler, E. (2005). Die Resilienzskala – Ein Fragebogen zur Erfassung der psychischen Widerstandsfähigkeit als Personmerkmal. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie 53*, S. 16-39.

Seidel, M. L., Polzer, J. T., & Stewart, K. J. (2000). Friends in high places: The effects of social networks on discrimination in salary negotiations. *Administrative Science Quarterly 45*, S. 1-24.

Sennett, R. (1998). *Der flexible Mensch*. Berlin: Berlin-Verlag.

Sennett, R. (2008). *Handwerk*. Berlin: Berlin-Verlag.

Simmie, J., & Martin, R. (2010). The economic resilience of regions: towards an evolutionary approach. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 3*, S. 27-43.

Sinus (2013): Sozial-ökologisches Milieu. http://www.sinus-institut.de/uploads/pics/Web-SOEK-2013.jpg. Zugegriffen: 19. Mai 2014.

Solga, H., Brzinsky-Fay, C., Graf, L., Gresch, C., & Protsch, P. (2013): *Vergleiche innerhalb von Gruppen und institutionelle Gelingensbedingungen: Vielversprechende Perspektiven für die Ungleichheitsforschung*. Discussion Paper, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) SP 1, 2013-501. Berlin:WZB

Steinheuser, D. (2009). *Werkstoffwissenschaftliche Untersuchungen zum Verschleiß von Hybridankern*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Hohen Medizinischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Hektogr. Ms., Bonn.

Sturzbecher, D., & Dietrich, P. S. (2012). Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. *Jugendhilfe 50* (6), S. 317-323.

Theis-Scholz, M. (2012). Resilienzförderung in der Schule. *Jugendhilfe 50* (6), S. 343-346.

Uslucan, H.-H. (2010). Resilienz oder was macht Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte stark? *Unsere Jugend 62* (4), S. 151-159.

Voß, G.-G., & Pongratz, H. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50*, S. 131-158.
Voss, M. (2010). Resilienz, Vulnerabilität und transdisziplinäre Katastrophenforschung. In A. Siedschlag (Hrsg.), *Jahrbuch für europäische Sicherheitspolitik 2009/2010* (S. 67-84). Baden-Baden: Nomos.
Walker, B., Holling, C. S., Carpenter, S. R., & Kinzig, A. (2004). Resilience, Adaptability and Transformability in Social-ecological Systems. *Ecology and Society 9* (2) (Art 5). http://www.ecologyandsociety.org/vol9/iss2/art5/. Zugegriffen: 14. Mai 2014.
Walsh, F. (1996). The Concept of Family Resilience: Crisis and Challenge. *Family Process 35*, 261-281. doi: 10.1111/j.1545-5300.1996.00261.x
Welter-Enderlin, R., & Hildenbrand, B. (Hrsg.). (2006). *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*. Heidelberg: Carl Auer.
Werner, E. E. (1977). *The Children of Kauai. A Longitudinal Study from the Prenatal Period to Age of Ten*. Honolulu: University of Hawai'i Press.
Werner, E. E. (1999). Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.), *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz* (S. 25-36). München: Reinhardt.
Xiao, Y., & Zandt, S. V. (2012). Building Community Resiliency. Spatial Links between household and business post-disaster return. *Urban Studies 49*, S. 2523-2542.
Zander, M. (2009). *Armes Kind – starkes Kind?: Die Chance der Resilienz.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Zander, M. (2011a). Einleitung. In M. Zander (Hrsg.), *Handbuch Resilienzförderung* (S. 8-30). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Zander, M. (Hrsg.). (2011b). *Handbuch Resilienzförderung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Zoll, R. (1984): *Die Arbeitslosen, die könnt' ich alle erschießen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Resilienz als Sicherheitsprogramm

Zum Janusgesicht eines Leitkonzepts

Stefan Kaufmann

1 Verortungen

Resilienz ist zu einem zentralen Paradigma von Sicherheitspolitiken avanciert. Von der UN wurde Resilienz Ende der 1990er als programmatische Leitlinie zur Reduzierung von Naturkatastrophen ins Spiel gebracht. In Großbritannien wurde die gesamte Notfallplanung unter der Maßgabe „resilience" umstrukturiert und umfassende Sicherheitsprogramme für Städte unter die Leitlinie „resilient cities" gestellt. Unter Obama avancierte Resilienz zu einem maßgebenden Konzept für die Ausrichtung des *Department of Homeland Security*, vor allem in den Bereichen Infrastrukturschutz und Katastrophenmanagement. Und schließlich reüssiert Resilienz zu einem zentralen Bezugspunkt der Sicherheitsforschungsprogramme der EU und des nationalen Sicherheitsforschungsprogramms der Bundesregierung.

Die empirische Beobachtung bindet den Aufstieg von Resilienz an eine Transformation von Sicherheitskonzepten, die sich seit den 1990er Jahren durchgesetzt haben. Man kann diese Transformation an drei Bewegungen der Entdifferenzierung festmachen. Die Bedrohungs- und Gefährdungsdefinitionen für nationale Sicherheit durchschneiden die klassische Differenzierung von Innen und Außen. Nicht mehr ein klar definierter (militärischer) Gegner, sondern Terroristen, organisierte Kriminalität, illegale Migranten, Cyberangriffe, Pandemien, Verseuchungen, Naturkatastrophen bestimmen die Szenarien, mithin Phänomene, die sich nicht der Differenz Innen-Außen zuordnen lassen. Mit institutionellen Arrangements – dies das zweite Moment der Entdifferenzierung – wie dem *Department of Homeland Security* und Konzeptionen wie ziviler Sicherheit entstehen neue Interventionsfelder, in denen klassische Ressortzuschnitte und operative Trennlinien der Sicherheitsdienste tendenziell außer Kraft gesetzt werden. „Vernetzung" wird zum maßgeblichen Imperativ für Sicherheitskräfte, Sicherheit wird – so der programmatische Anspruch – holistisch, „umfassend" oder „ganzheitlich" gedacht.

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6_12, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Ein drittes Moment der Entdifferenzierung liegt darin, dass Sicherheit nicht mehr vor dem Hintergrund dieser oder jener Gefährdung und Bedrohung, sondern vor dem von generellen Risiken, Notfällen und Krisen, mehr noch vor dem einer allgemeinen gesellschaftlichen Verletzlichkeit, einer generellen Vulnerabilität gedacht wird. Die klassische Unterscheidung zwischen *safety*, technische Sicherheit im Sinne von Unfallverhütung und Gefahrenreduktion, und *security*, die sich auf intendierte Gefahren, eben Bedrohungen, richtet, wird obsolet. Die Verdichtung, die (infra)strukturelle Verflechtung und Vernetzung, oder anders: die Komplexität modernen Lebens, gilt selbst als Quelle gesteigerter Verwundbarkeit. Entsprechend tendieren die Maßnahmen dazu, sich nicht in spezifischer Form gegen diese oder jene Bedrohung und Gefahr zu richten; an die Stelle von Ursachenbekämpfung tritt die Fokussierung auf mögliche Konsequenzen von Schadensereignissen. In den Vordergrund rückt die Frage, wie Vulnerabilität vermindert, wie Gefährdungen vermieden, wie die Schadenswirkung von negativen Ereignissen verringert werden können, wie man mit ihnen zurechtkommen und wieder Normalität finden kann. Resilienz – „die Abwehrkräfte stärken" (Bröckling 2012, S. 102) – wird eben dort zum Ziel von Sicherheitspolitiken, wo es gilt, sich gegen negative Konsequenzen von Angriffen, Schäden und Ausfällen zu immunisieren.

Zeitdiagnostisch lässt sich Resilienz als ein neuer Modus verstehen, Unsicherheit zu regieren. Der Herausgeber eines internationalen Handbuchs zu Risikoanalyse und -management, das Expertisen aus unterschiedlichen Bereichen wie Militär, Zivilschutz bis zu Versicherungen versammelt, steigt ein mit einem Hinweis auf Anthony Giddens' „*Runaway World*" und Ulrich Becks „Risikogesellschaft" (Habegger 2008, S. 13). Die Zukunft sei angesichts eines enorm beschleunigten gesellschaftlichen Wandels angesichts von Globalisierungsdynamiken und zunehmender systemischer und infrastruktureller Verflechtung unsicherer denn je. „Three interlinked elements are constitutive of today's risk landscape: interdependency, complexity, and uncertainty" (Habegger 2008, S. 16). Vor diesem Hintergrund geraten Systemrisiken in den Fokus, deren Auftreten ebenso ungewiss ist, wie sie das Potential zu außerordentlichen, möglicherweise irreversiblen Schädigungen mit sich bringen. „Uncertainty" als ein Schlüsselbegriff der Lagebestimmung – für die Theorie reflexiver Modernisierung markiert dieser die Differenz zwischen „alten", probabilistisch bestimmbaren, und „neuen" Risiken, die in ihrer zeitlichen, sachlichen und sozialen Dimension tendenziell entgrenzt sind (vgl. Beck 1993, S. 40-45; Bonß 2010). Resilienz kann in dieser Perspektive für einen „Paradigmenwechsel" stehen, der einen „Umgang mit Unsicherheit jenseits von Prävention und Identifikation von Risikofaktoren" erlaube (vgl. Bonß im vorliegenden Band).

Auch eine an Foucault geschulte Analytik des Regierens sieht eine Wiederentdeckung des „Begriffs der Ungewißheit" (Ewald 1998, S. 5) und diagnostiziert, „im

Zeichen einer Rückkehr der Katastrophen, des Fortbestehens von individuellen und kollektiven Schäden eines zumindest in Friedenszeiten unbekannten Ausmaßes" zu leben (Ewald 1998, S. 12). In den Vordergrund rücken Schäden, die nicht im Rahmen von Risikokalkülen zu berechnen sind, unkalkulierbare Risiken, bei denen man nicht einmal weiß, ob ein Schaden eintreten kann, zugleich aber mit einem enormen Schadensausmaß sowie mit irreparablen und irreversiblen Folgen rechnen muss. Nicht das berechenbare Wissen, sondern das Vorstellbare, die Imagination, die noch den schlimmsten Fall, den „worst case" in Betracht zieht, wird zur Grundlage antizipatorischer Praktiken. In der Regel werden drei Modi solcher vorbeugender Praktiken unterschieden (vgl. Diprose et al. 2008; Anderson 2010). Das neue Prinzip des Regierens, das Ewald heraufziehen sieht, ist das der „precaution". Vorbeugen in diesem Sinne bedeutet, das Übelste zu vermeiden, Sicherheit durch Unterlassen zu garantieren. Solange nicht gewiss ist, dass irreversible Schäden auszuschließen sind, ist Verzicht zu leisten. Seinen signifikantesten Ausdruck findet dies in einer „ökologischen Bewahrungsmoral" (Bröckling 2012, S. 100), die im Zweifelsfall auf Verbote setzt.

Diese Art der Vorsorge, eine desaströse Zukunft zu vermeiden, findet ihr aktivistisches Gegenstück im Prinzip der „preemption", dem Präventivschlag, der einem feindlichen Angriff zuvorkommen möchte – nicht im Wissen, ein Angriff steht bevor, sondern aufgrund der Vorstellung, eine desaströse Attacke könnte möglich sein. „Preemption" – folgt man Brian Massumi (2007) – setzt die Gefahr vom Typus „unknown unknowns" ebenso voraus, wie sie sie reproduziert. Vorbeugung im Zeichen von „unknown unknowns" zwingt dazu, permanent präventive Risiken zu erfinden. Weil man nie wissen kann, in welcher Form, wann, wo und durch wen sie sich realisieren könnten, muss man generieren, was man bekämpfen will; so etwa werden terrorgeeignete Bioagenzien hergestellt, um Bioterrorismus vorzubeugen. „A permanent state of emergency", der Ausnahmezustand eines unerklärten Krieges, ist der Effekt: „Wenn es gilt, das Schlimmste zu verhindern, dann erscheint alles gerechtfertigt, selbst der Terror im Dienste der Terrorbekämpfung" (Bröckling 2012, S. 101).

Resilienz wird im Rahmen einer Analytik des Regierens eher mit einem dritten Typus, mit Ungewissheit umzugehen, verbunden: dem der „preparedness". „Preparedness" zielt nicht auf die Verhinderung disruptiver Ereignisse – wie „precaution" und „preemption" –, sondern auf deren Bewältigung. Nicht das Ereignis, sondern seine negativen Effekte sollen verhindert oder gemindert werden. Das antizipatorische Moment – die Frage, was wäre wenn…? – bezieht sich nicht auf die Ursache von disruptiven Ereignissen, sondern auf deren mögliche Folgen. Es geht darum, die Funktion von „vital systems" (Collier und Lakoff 2014) zu sichern, die Fähigkeiten, disruptiven Ereignissen zu widerstehen oder darauf zu reagieren,

zu steigern. Notfallplanung und der Infrastrukturschutz sind ihre klassischen Objekte, aber auch diese Form der Vorbeugung zeichnet sich durch eine eigene Dynamik aus: Der Imperativ, vorbereitet zu sein, erstreckt sich auf immer mehr Felder: „von dem Vorbereitetsein auf Katastrophen über das Vorbereitetsein auf Epidemien bis zum Vorbereitetsein auf das individuelle Überleben im Notfall" (Lentzos und Rose 2008, S. 82). Anders als unter dem Primat von „preemption" operiert diese Form, mit Notfällen, Krisen und disruptiven Ereignissen umzugehen, nicht im Modus der Ausnahme. Sie setzt nicht auf außergewöhnliche Mobilisierung und Maßnahmen, sondern auf eine gesellschaftliche Distribution von Kräften und Verantwortlichkeiten. Ihr Kernmoment besteht darin, nicht mehr Schutz im Sinne von staatlicher Patronage zu bieten, sondern in einer fein gestreuten Distribution von Widerstandskräften. Resilienz – so Lentzos und Rose (2008, S. 99) – geht über eine Haltung der „preparedness" hinaus: „Resilienz impliziert eine systematische, breit gestreute, organisatorische, strukturelle und persönliche Stärkung subjektiver und materieller Gefüge, die deren Fähigkeit fördern, innerhalb komplexer Welten zu antizipieren und zu tolerieren, ohne zusammenzubrechen, Erschütterungen standzuhalten und zu regenerieren." Sowohl in der Perspektive reflexiver Moderne als auch gouvernementalitätstheoretisch kann Resilienz als liberaler Modus der Vorbeugung verortet werden. Resilienz würde anders als „precaution" und „preemption" nicht auf Sicherheit durch Verbot oder einen grenzenlosen präventiven Aktionismus zielen, sondern eine Technologie und ein Telos des Regierens bezeichnen, Ungewissheit resp. Unsicherheit nicht auszuschalten, sondern damit umzugehen.

Diagnosen sind in der einen oder anderen Form auch politische Einsätze. Wie das Nachhaltigkeitskonzept ist Resilienz alternativen Politikentwürfen entsprungen und schließlich in herrschende Politiken eingegangen. Wie für Nachhaltigkeit gilt für Resilienz: Umstritten ist weniger das Ob denn die Frage der programmatischen Füllung. Immerhin verbinden sich mit Resilienz ambitionierte politische Ansprüche. Demokratietheoretisch formuliert: „Während der Einsatz von zunehmender Sicherheitsgesetzgebung schnell in Konflikt mit freiheitlichen Lebensformen geraten kann und deshalb nicht selten großer Kritik begegnet, scheint die Idee von Resilienz die politischen Spannungsfelder von Freiheit und Sicherheit miteinander versöhnen zu können" (Riescher 2013, S. 1067). Vor dem Hintergrund einer an Foucault geschulten Machtanalyse heißt es: „Die Logik der Resilienz [zielt] vielleicht im Gegensatz zum ‚Big-Brother-Staat' darauf ab, einen subjektiven und systematischen Zustand herzustellen, der alle und jeden befähigt, auch in einer Welt voller Risiken frei und vertrauensvoll zu leben" (Lentzos und Rose 2008, S. 99). Angesichts verbreiteter Diagnosen, die nach 9/11 eine generelle Verschärfung von Kontrolle und Überwachung (Groenemeyer 2010; Singelnstein und Stolle 2008) konstatieren, die

im Namen der Sicherheit illiberale Praktiken (Opitz 2008) um sich greifen sehen und die eine Herrschaft des Ausnahmezustands postulieren (Massumi 2007; Dillon 2007), ist diese Codierung erstaunlich. Und, wie die Argumentation zeigen wird, verbirgt sie das zweite Gesicht, das sich mit diversen Programmatiken, Resilienz als Leitbild zu installieren, verbindet.

2 Diskursformierungen: Zur Genealogie von Vulnerabilität

Was sind die Bedingungen der Möglichkeit, dass ein eher randständiges wissenschaftliches Konzept wie Resilienz zu einer zentralen Leitorientierung gegenwärtigen Sicherheitsmanagements aufsteigen kann? Grundlegend ist, Resilienz als Antwort auf ihren Gegenbegriff zu verstehen: den der Vulnerabilität. Die Plausibilität von Resilienz verdankt sich einem Denken, das von der Vorstellung einer intrinsischen gesellschaftlichen Vulnerabilität beherrscht ist, vom Gedanken, dass genau das, was die Produktivität moderner Gesellschaften auszeichnet, hochgradige Mobilität, Vernetzung und infrastrukturelle Verflechtung, auch ihre Schwäche, ihre Verletzlichkeit bezeichnet. Diese Denkfigur hat ihre Wurzeln im Wesentlichen im militärischen Bereich. Sie etabliert sich im Kontext spezifischer Problematisierungen nationaler Sicherheit, die ihren Ausgang in den Luftkriegstheorien der 1920/30er Jahre nahmen. Grob skizziert lassen sich die folgenden Linien zeichnen (vgl. Collier und Lakoff 2008; Dombrowsky 2010; Kaufmann 2011, S. 104-112; 2012, S. 115-124). Die in der Zwischenkriegszeit aufkommende Doktrin des totalen Krieges zog aus dem Ersten Weltkrieg die Konsequenz, dass das eigentliche Kraftzentrum kriegerischer Gewalt weniger an der Front denn in der Kriegsproduktion zu suchen sei. Die Doktrin impliziert nicht allein ein umfassendes nationales Mobilisierungskonzept, sie öffnete auch den Horizont für ein strategisches Denken, das den Feindbegriff von den gegnerischen Streitkräften löste und auf die gesamte Nation übertrug. Es war der Blick der Luftkriegsverteidigung, mit dem in den 1920er und 30er Jahren insbesondere in den USA erste Theorien zur Verletzlichkeit von Infrastrukturen formuliert und im Zweiten Weltkrieg für die Offensive weiterentwickelt wurden. Das eigene Land erschien in diesem Blick als Ansammlung lohnender Ziele. Mehrere Ebenen von Zusammenhängen wurden entdeckt und analysiert: die Interdependenz einzelner Produktionszweige untereinander und ihre Abhängigkeit von Rohstoffen, die Relevanz verkehrstechnischer Verbindungen und schließlich die Abhängigkeit dieser Ebenen von den Informations- und Kommunikationsnetzen für das „command and control“ von Front

und Heimat. Das Problem bildete jeweils die Frage, wo Engpässe, Knotenpunkte, Punkte spezifischer Verwundbarkeit zu verorten sind, deren Unterbrechung oder Zerstörung weitreichende Folgen hätte.

Diese Problemadressierung ging Hand in Hand mit der Entwicklung neuer Techniken, Verfahren und Medien, Wissen im Feld der (Un)Sicherheit zu erzeugen. Von der eher empirisch-deskriptiven „industrial web theory" der 1930er Jahre zum gegenwärtigen Denken von Systemvulnerabilität führen mathematische und nicht-mathematische Methoden des Operation Research und der System Analysis, der seit Ende der 1960er Jahre computerbasierte Möglichkeiten zur Verfügung standen, Vernetzungsgrade, Abhängigkeiten und mithin Vulnerabilitäten quantitativ zu bestimmen; lineare Modellierungen wurden durch komplexitätstheoretische Methoden erweitert, sie erfassen nicht mehr nur bestimmte Ereignisse, sondern werden generisch angelegt, um allgemeine Systemverletzlichkeiten zu untersuchen – und sie diffundierten sehr bald auch in den zivilen Bereich. Ein weiteres Medium der Gefahrenanalyse bildete die Kartografie. Vom Bombeneinschlag her gedacht ergab sich die Frage nach der räumlichen Ausbreitung und Verteilung von Gefahren – etwa durch Hitze, Chemikalien oder radioaktive Strahlung. Diese Analyseform nahm insbesondere im Kontext atomarer Bedrohung nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Aufschwung; dergestalt ließen sich nicht nur die logistisch-operativen Zusammenhänge in ihrer räumlichen Konfiguration, sondern auch die unmittelbaren Auswirkungen auf die Bevölkerung sichtbar machen. Markierten spezifische Karten zur Nuklearkriegsvorsorge den Beginn, so streute die Risikokartografie zunehmend in weitere Bereiche, von der Hochwassergefährdung bis zum „crimemapping", und neben Spezialkarten entstehen „multi-hazard risk maps", welche diverse Gefahren in ihrer lokalen Ausbreitung ebenso wie Risikoabschätzungen, Notfallressourcen, Evakuierungspläne und Ähnliches enthalten. Eine dritte Technologie ist ebenfalls mit dem Atomkrieg verbunden: die szenariobasierte Wissenserzeugung und Planung. Diese bearbeitet das Problem, wie ein Zivilschutz unter der Bedingung von Risiken des Typus „low probability / high consequences" (d. h., wenn Erfahrungswerte fehlen) geleistet werden kann. Im Gegensatz zu bisherigen statistisch oder erfahrungsbasierten Kriegsplanungen und Kriegsspielen entsteht hier eine Wissenstechnologie, die aus der Erzählung von Ereignissen und der Kombinatorik möglicher Ereignisfolgen und entsprechender Alternativpfade besteht. Die Szenarienbildung kennt inzwischen zahlreiche Methoden, ob sie nun als Gedankenexperiment, als Rollenspiel oder als Übung durchgespielt werden: Entscheidend wird die Wissenserzeugung durch Nachstellen (oder eigentlich: „Vor-stellen"), um „enactment-based knowledge" zu produzieren (vgl. Ellebrecht et al. 2013). Solche Wissenstechnologien haben vielfältige Effekte: Sie begründen bestimmte Denkfiguren, bringen sie zur Anschauung, stabilisieren

sie, erlauben ihre Streuung und – das ist für ein strategisches Denken das zentrale Moment – sie machen Wissen operabel, sie erlauben eine Übersetzung in konkrete Sicherheitspraktiken, in Techniken und Taktiken.

Totaler Krieg, Atomkrieg – die dritte Form der Bedrohung, die das Vulnerabilitätsdenken anheizt, taucht mit der Doppelfigur des Hackers und Terroristen auf. Ähnlich wie in den Luftkriegstheorien kehrten sich die Offensivspekulationen um „Information Warfare" oder „Cyberwar" in den 1990er Jahren um und die Frage nach der eigenen Verwundbarkeit tauchte auf. Sie kreiste nicht zuletzt um die Figur des Hackers, der immer auch als Terrorist gedacht werden konnte, als ein Symbol für die asymmetrische Kriegführung par excellence (vgl. auch Pias 2002; Dunn Cavelty 2008). Die Diskussion um den Hacker/Terroristen, die Erfahrung in Oklahoma, dass ein Anschlag landesweite Behördenfunktionen lange Zeit lahmlegen kann, und eine von Bill Clinton 1997 gegründete Kommission, die den Begriff „Critical Infrastructure" in die Welt setzte, ebneten schließlich noch vor 9/11 den Weg, Infrastruktursicherheit nicht mehr vom Primat des Militärischen zu denken: Erstens durchkreuzt die Cyber-Bedrohung die Trennung zwischen äußeren und inneren, zwischen militärischen und anderen Bedrohungsformen. Da Informationsinfrastrukturen als Infrastruktur von weiteren Infrastrukturen gelten, rückt zweitens der Konnex von virtueller und physischer Infrastruktur, der mit einem enorm erhöhten Gefährdungspotenzial assoziiert wird, in den Blick. Drittens stand bei der Sorge um die Sicherheit der Infrastrukturen, wie sie in der Kommission und ihrem Umfeld zum Ausdruck kam, stets der willentliche Angriff, kaum der Unfall oder die Schädigung durch Naturereignisse, im Zentrum. Damit rückten Infrastrukturen in ein anderes Fahrwasser der Sicherheitsthematisierung als etwa die Risiken der Atomenergie: Nicht nur die Frage, wie der reguläre Betrieb sicherer gemacht werden kann, sondern die, wie er sich gegen außergewöhnliche Vorkommnisse, konkret gegen Angriffe, abschirmen lässt, stand jetzt zur Debatte. Neben dem „safety"-Problem, also dem technischer Sicherheitsregularien, rückte das „security"-Problem ins Zentrum. Die vierte Verschiebung besteht in der abnehmenden Bedeutung der Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Sicherheit. Nationale Verteidigung galt nicht mehr als alleinige Aufgabe der Regierung, umgekehrt aber wurde die Sicherheit von Infrastrukturen nicht mehr nur als eine Betriebsangelegenheit verstanden.

3 Diskursformierung: Resilienz in gegenwärtigen Sicherheitsprogrammatiken

Die Genealogie von Vulnerabilität macht die Diskurs- und Wissensbasis eines Sicherheitsdiskurses einsichtig, der nach 9/11 kaum mehr hinterfragbar schien. Waren „war on terror" und „preemption" eine Antwort darauf, so zeichnet sich mit „preparedness" und „resilience" ein zweite Strategie ab, deren Umrisse allerdings unscharf sind.

Eines der Felder, in denen Resilienz zum zentralen Thema avanciert, um Strategien zu konzeptualisieren oder zu entwickeln, ist das Sicherheitsforschungsprogramm der EU, in das von 2007 bis 2013 1,4 Mrd. € geflossen sind. Im Wesentlichen als industriepolitisch motiviertes Programm zur Stützung der europäischen Wirtschaft in einem „emerging market" initiiert, steht die Entwicklung von marktfähigen „Sicherheitslösungen" im Vordergrund (vgl. Hayes 2009; Dombrowsky 2014). Solche Forschungsprogramme lassen sich durchaus als eine „crucial form of proactive security policy" (Kolliarakis 2013, S. 108) verstehen, da Netzwerke relevanter Akteure entstehen, Problemadressierungen und Technologien entwickelt werden, die mittelfristig Sicherheitspolitiken mitgestalten. Sicherheit der Bürger, Sicherheit von Infrastrukturen und Versorgung, intelligente Überwachung und Grenzsicherheit sowie Krisen- und Notfallbewältigung werden als die vier Ziele des Programms ausgegeben. Neben der Härtung materieller Strukturen sollen auch Technologien für Dienste wie Feuerwehren, öffentlicher Transport, Notfallplanung, Krisenkommunikation und Ähnliches entwickelt werden. Georgios Kolliarakis (2013) hat die Fragen nach der diskursiven Formierung von *Resilience* im Rahmen dieser EU-Projekte untersucht. Er sieht Resilienz dabei im Wesentlichen mit vier Bedeutungen versehen. Erstens wird Resilienz kongruent mit Sicherheit verwendet: Mehr Resilienz ist gleichbedeutend mit mehr Sicherheit und mehr Sicherheit bedeutet gleichzeitig mehr Resilienz. Resilienz ist in diesem Sinne Ziel und Mittel zugleich, keineswegs aber eine Strategie, mit Unsicherheit umzugehen. Zweitens wird Resilienz im Wesentlichen in dem Sinn gebraucht, vor Bedrohungen zu schützen. „Preparedness" bezieht sich dabei insbesondere auf verstärkte (technische) Schutzmaßnahmen für Gebäude oder Infrastrukturen: Gefährliche Stoffe atomarer, biologischer oder chemischer Natur sollten detektiert, verdächtige Personen, verdächtige Verhaltensweisen, verdächtige Abweichungen identifiziert, Zugänge, Anlagen, Gelände, Plätze, Gebäude mit schützendem Design – von Schlössern, über Betonpoller bis zu resistenten Materialen – versehen werden und überall sollen neue Technologien optischer und datentechnischer Überwachung Einzug halten. Crawford Hollings (1996) Unterscheidung zwischen „engineering" und „ecological resilience" folgend sei der Begriff im EU-Programm eindeutig auf der Ebene des „engineering resilience"

zu verorten. Systeme sollen gestärkt werden, indem man die Strukturen härtet, und nicht – wofür „ecological resilience“ steht –, indem man auf Funktionserhalt setzt und Strukturen redundanter, anpassungsfähiger und flexibler gestaltet. Drittens zeigt sich, von der Programmkonzeption her gesehen wenig verwunderlich, eine Fixierung auf „Hightech“-Lösungen. Insbesondere in Hinblick auf die forcierte Entwicklung von Detektions-, Identifikations- und Kontrolltechnologien, die teils auf umfassende Überwachung abstellen – und die z. B. mit dem Projekt INDECT schon Skandale hervorriefen –, lässt sich Resilienz mit illiberaler Gouvernementalität verbinden (Opitz 2008). Viertens schließlich kann man von einem „resilience of everything fashion trend“ (Kolliarakis 2013, S. 109) sprechen. Resilientes Design soll für alles entwickelt werden: für technische und soziale Systeme, für Organisationen und Institutionen, für Unternehmen, Gebäude, Produktionsstätten, ganze Städte und Infrastrukturen. Zahlreiche Projekte proklamieren – und zwar jedes für sich –, einen holistischen, ganzheitlichen Ansatz zu verfolgen, wobei unterstellt wird: „When resilience at one level is enhanced, then resilience at the next level will be automatically improved“ (ebd., S. 111). Immer mehr Sicherheitsprojekte arbeiten unter dem Schlagwort Resilienz – ob sie nun Scanner, Detektionstechnologien, Mustererkennung, Überwachungskameras, Drohnen, Sensoriken usw. entwickeln. Im Effekt dürften all diese Sicherheitsprojekte und -technologien ein Paradox erzeugen: Es ergeben sich „hinterrücks ‚Zustände‘, deren Facetten von jedem Entwickler wie Anwender als Zuwachs von Sicherheit angepriesen werden. Tatsächlich aber weiß niemand, um welche Zustände es sich insgesamt handelt und wie man mit ihnen umgehen sollte. […] ‚Sicher‘ in einem empirischen Sinne ist dagegen nur, dass jede Komponente Daten generiert, die auf irgendeine Weise selbst wiederum ‚sicherheitsrelevant‘ sind“ (Dombrowsky 2014, S. 300f.).

„Resilience of Everything“ und das Postulat, Synergieeffekte – hinter denen Zielkonflikte, Paradoxien, Ambivalenzen gänzlich verschwinden – führten bruchlos vom resilienten Bürger zur resilienten Gesellschaft: Dies kennzeichnet nicht wenige Veröffentlichungen der Politikberatung. Ein vom *Homeland Security Studies and Analysis Institute* entworfenes Rahmenkonzept sieht Resilienz als ein übergeordnetes Ziel, um zwei Typen von Gefahren und Bedrohungen zu begegnen: Terrorismus und größere Desaster.

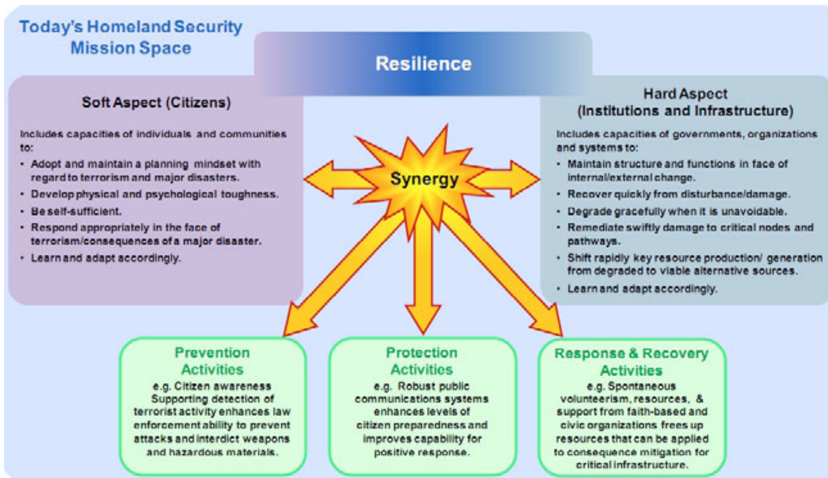


Abb. 1 (Kahan et al. 2009, S. 7)

Typisch für diese Form der Konzeptualisierung ist, dass mit „prevention", „protection", „response" and „recovery" – manche Konzepte fügen dem noch „prepare" als eigenen Punkt hinzu (Schwarte et al. 2014, S. 17) – sämtliche behördlichen Aufgaben im Bereich Bevölkerungs- und Katastrophenschutz eingeschlossen sind ebenso wie Formen von Nachbarschaftsbeobachtung und Infrastrukturmanagement. Neu ist – und damit setzt sich Resilienz von bisher dominanten Formen und Verständnissen von Sicherheitspolitiken in diesem Bereich weitgehend ab –, dass an den Bürger appelliert wird und dieser mit in die Verantwortung, Sicherheit zu gewährleisten, genommen werden soll. Die konkrete Füllung solcher Zirkel ist allerdings reichlich unbestimmt: Die Gefangenlager in Guantánamo, die Überwachungsprogramme der NSA können ebenso ihren Platz finden wie die Erneuerung des Hochwasserschutzes um New Orleans; ob mit der „Planungsmentalität", die von Bürgern angesichts von Terrorismus und Katastrophen gefordert wird, diejenige gemeint ist, die im inzwischen verbotenen „Terrorism Information and Prevention System" (TIPS) als Teilnahme am „suspicious activity reporting" bezeichnet ist, oder diejenige der Norweger nach dem Terroranschlag 2011, ostentativ an liberal-demokratischen Prinzipien festzuhalten (oder ob man glaubt, beides zugleich haben zu können), geht aus solchen Modellen nicht hervor. Dies liegt nicht nur daran, dass ein Schaubild komplexere Bezüge nicht aufnehmen kann. In dem gesamten 50-seitigen Rahmenkonzept kommen bestenfalls Zielkonflikte zwischen

Sicherheit und Ökonomie zur Sprache, da die privatwirtschaftliche Orientierung an „business continuity“ nicht deckungsgleich mit gemeinwohlorientierter Betriebssicherheit sein muss (vgl. auch Asaf 2008; Wiater 2013). Ohne eine klare Bereichsbegrenzung, etwa nur auf Subsidiarität im Katastrophenschutz im Falle des Versagens staatlicher Maßnahmen (so Gusy 2013), ohne die Thematisierung von Zielkonflikten – wann wird die Resilienz des einen zur Vulnerabilität des anderen oder Resilienz in einem zu Vulnerabilität in einem anderen Bereich? –„ ohne die Frage nach Machtkonstellationen im Kontext von Resilienzprojekten zu stellen, sind solche Konzepte raum- und zeitlos. Sie entbehren damit weitgehend einer sozialen, politischen, juridischen und kulturellen Verankerung und bleiben als Leitkonzept inhaltsleer. Und wie aus solch einer holistischen Resilienzkonzeption eine analytische Kategorie gewonnen werden sollte, die Resilienz bemisst, ist unklar – ohne zumindest die Frage zu beantworten, „Resilience of what to what?“ (Carpenter et al. 2001), ist dies kaum denkbar. Der in der Regel gepriesene „Holismus“ solcher Konzeptualisierungen entpuppt sich folglich als reine Technokratie, die im Prinzip auf nichts anderes als auf eine umfassende Versicherheitlichung (Buzan et al.1998) der Gesellschaft hinausläuft. „In the security field, the danger is that the cry for resilience is simply another attempt to foster the perception of living in a permanent state of conflict. This heightens popular fear, and supports the allocation of limited resources to a technology-oriented security industry” (Wooton und Davey 2013). Resilienz wäre somit eine Mobilisierungsstrategie, unter der „preemption“ und „preparedness“ nicht als konträre, sondern als komplementäre Programme zu sehen wären. Janus, der Wächter und Beschützer von Türen, Toren, Durchgängen und Brücken, würde zu einer Art Big-Data-Prozessor mutieren, dessen Wissen um die Zukunft auf potenzielle katastrophale Ereignisse und Angriffe ausgerichtet ist; unklar wäre auch, ob die Tore seines Tempels zu öffnen seien, weil Krieg herrscht, oder zu schließen, weil die Krieger zu Hause sind.[1]

1 Die inhärente Logik von Programmatiken ist freilich von empirischen Analysen der Umsetzung und Folgen von Programmatiken zu unterscheiden. Für Großbritannien finden sich bei Coaffee und Rogers (2008) durchaus widersprüchliche Befunde zu den Effekten der Resilience-Initiativen, die einerseits auf eine tendenziell illiberale Kontrolle und Raumabschottung hinweisen, andererseits aber auch auf die soziokulturelle Entwicklung von Fähigkeiten, mit Krisen umzugehen, setzen.

4 Alternative Lesarten

Das Vulnerabilitätsdenken ist epistemisch allzu sehr verankert, um es als schlichte Ideologie abzuwehren. Überdies konvergiert die hier geschilderte genealogische Linie, die zum Begriff „kritische Infrastrukturen“ führte, mit anderen Perspektiven soziologischer Kritik, die dessen diagnostische Plausibilität stützen – das Stichwort „Risikogesellschaft“ mag hier genügen. Lässt sich Resilienz gegen ein Programm umfassender Versicherheitlichung stark machen? Genau besehen, wurde Resilienz in vielen inzwischen klassisch zu nennenden Referenzen nicht als umfassendes Programm, sondern als je spezifischer Einsatz oder als je spezifische Kritik in diversen Situationen der Unsicherheit oder der Krise ins Spiel gebracht. Dabei verband eine sozialwissenschaftliche Innovations-, Technik-, Organisations- und Katastrophenforschung mit dem Konzept je unterschiedliche strategisch-konzeptionelle Stoßrichtungen.

Aaron Wildavskys (1988) Studie „Searching for Safety“ bringt die Sicherheitsfrage mit Fragen allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklung zusammen, wobei er auf (technologische) Innovationsstrategien fokussiert. Wildavsky gehört zu jenen aus unterschiedlichen Feldern stammenden Theoretikern, die – wie Wolfgang Bonß (2011, S. 54-60) dies beschriebt – Ende der 1980er Jahre die „‚Standardposition‘ der Moderne im Verhältnis zur Unsicherheit“ (Bonß 2011, S. 54f.) hinterfragten. Galten Unsicherheit und Ungewissheit grundsätzlich als Ärgernis, als eine „anthropologisch tiefsitzende Negativerfahrung“ – wie Bonß (2011, S. 55) mit Verweis auf Talcott Parsons formuliert –, so rücken Unsicherheit und Ungewissheit nun in ein positives Licht. Klassische Positionen verbanden gesellschaftlichen Fortschritt in Wissenschaft und Technik umstandslos mit gesteigerter Beherrschung der Natur und einem sichereren Leben. So schlicht und widerspruchslos ließ sich dies 1988, nach dem Einsetzen der ökologischen Diskussion und nach der Erfahrung von Harrisburg und Tschernobyl, nicht mehr formulieren. Wildavsky setzt sich mit Vertretern eines „precautionary principle“ auseinander, in dessen Rahmen unter anderem gefordert wird, dass im Hochrisikobereich verortete Technologien nicht zugelassen werden sollten, solange ihre Unbedenklichkeit nicht erwiesen ist (vgl. Wildavsky 1988, S. 17ff.). Dagegen setzt Wildavsky auf eine Positivierung von Ungewissheit: Man müsse sich auf Ungewissheiten einlassen, sonst seien Innovation und gesellschaftliche Entwicklung unmöglich. Sein Argument ist, dass moderne Gesellschaften ein hohes Maß an Sicherheit erlangt hätten, das auf einem hohen Maß an Innovationsbereitschaft und Risikofreude basiere. Er bringt dies auf die knappe, mehrfach wiederholte Formel „Wealth adds to health“: „Increasing the pool of general resources, such as wealth and knowledge, secures safety for more people than using up resources in a vain effort to protect against unperceivable, hypothetical

dangers“ (Wildavsky 1988, S. 2 u. 65ff.). Mit dieser Argumentationsrichtung stellt er zwei Strategien gegenüber, die er als „Anticipation“ und „Resilience“ bezeichnet (Wildavsky 1988, S. 77ff.). Wer auf Sicherheit, also auf Antizipation setze, behindere technische Innovation, wer auf Risiko setze, bringe hingegen die Entwicklung voran, was à la longue die Sicherheit erhöhe. Wildavskys zentrales Argument lautet, dass man nie wissen könne, welche Technologien Gefahren bergen und welche sich als Segen herausstellen. Zugleich führt er gegen klassische Formen der Prävention an, dass es zu teuer wäre, sich gegen alle Eventualitäten zu versichern. Eine Strategie der Resilienz hingegen werde durch dezentralisierte Entscheidungen vorangetrieben, die durch ein hohes Maß an „trial and error“ gekennzeichnet sind und ein hohes Lernpotenzial im Umgang mit Risiken freisetzen. Auf Dauer würde die Risikovermeidung aufgrund politischer Intervention folglich zu mehr Unsicherheit führen, da sie Entwicklungs- und Lernblockaden setze, die Risikofreundlichkeit des Marktes hingegen sei daher langfristig die sicherere Strategie (vgl. Wildavsky 1988, S. 225ff.).

Wildavskys Thesen sind nicht unumstritten (vgl. die Diskussion in Symposium 1989), insbesondere blendet er aus, dass einige der modernen Großtechnologien möglicherweise Irreversibilitäten in ganz neuen Dimensionen schaffen und ein Lernen im Modus „trial and error“ in solchen Fällen kaum möglich ist. Andererseits öffnet sich so auch der Weg zu einer differenzierten Auseinandersetzung mit „Realexperimenten“ (vgl. Groß et al. 2005). Fraglich ist auch, ob Marktlogik und Resilienz tatsächlich Hand in Hand gehen. Holling etwa hatte Resilienz im Bereich der Ökologie auch als Gegenkonzept gegen eine Orientierung an (kurzfristigem) ökonomischem Effizienzdenken ins Spiel gebracht. Festhalten lässt sich allerdings, dass Wildavsky Resilienz als Alternative zu einer umfassenden Versicherheitlichung profiliert. Statt Risikovermeidung – ob im Sinne von Prävention oder „precaution“ – macht er den Gedanken stark, produktiv mit Unsicherheit umzugehen.

Nach 9/11 wurde eine Studie wiederaufgelegt, die Armory und Hunter Lovins 1982 im Auftrag des Pentagons verfasst hatten. Die Neuauflage hatte gute Gründe: Lovins und Lovins (1982) arbeiteten mit Blick auf Energieinfrastrukturen die Grundkonzepte aus, die nach 9/11 die Diskussion um die Kritikalität von Infrastrukturen bestimmten (vgl. Kaufmann 2012, S. 115-124). Dies gilt insbesondere für die Diagnose, dass Infrastrukturen enorm verletzlich seien: „Brittle Power“ lautet der doppeldeutige Titel, der auf die Energie wie auf die politische Macht der USA referiert. Die Ursache dieser Verletzlichkeit, für welche die Energieversorgung paradigmatisch stehe, bestehe in der Komplexität von Großtechnologien und Versorgungssystemen. Apollo-Raumschiffe, Kernkraftwerke oder auch Elektrizitätssysteme seien nicht in einer mechanistischen Newtonschen Tradition zu verstehen, „in which most systems are linear (responding smoothly in proportion to the stimulus), reversible, and predictable“ (Lovins und Lovins 1982, S. 190). Die

Analyse von Zwischenfällen, Unfällen und Ausfällen der Technologien zeigten vielmehr, dass ähnlich unerwartete und nicht-intendierte Ereignisse und Effekte auftreten wie bei den ökologischen Folgen der DDT- oder der FCKW-Verwendung oder bei unerwünschten sozialen Folgen von manchen Stadtplanungen. Die Krux von Schwachpunktanalysen bestehe darin, dass man es ähnlich wie bei ökologischen oder sozialen Systemen mit „interactions, combinations, feedback loops, higher order consequences, and links across the system boundaries" (Lovins & Lovins 1982, S. 19) zu tun habe. Mit Verweis auf Holling bringen Lovins und Lovins Resilienz als Sicherheitsstrategie ins Spiel. Resilienz ist bei ihnen explizit als Alternative zu polizeilicher wie auch militärischer Prävention und Protektion – etwa vor Terrorismus oder vor Energieknappheit – gedacht. Das Konzept richtet sich auf eine strukturelle „preparedness", die Sicherheit auf der Ebene von langfristiger Ressourcen-, Kapazitäts- und Verteilungssicherheit im Wesentlichen über dezentrale Strukturen, über die Lokalisierung von Netzen und im Bereich der Energie in Erneuerbarkeit sucht. Resilienz wird folglich auf einer grundsätzlichen industriepolitischen Ebene angesiedelt, ganz anders als dies in dominanten sicherheitspolitischen Programmatiken der Fall ist.

Eine Härtung der Infrastrukturen im Sinne eines „engineering resilience" setzt nicht nur ganz andere Prioritäten. Arbeiten, insbesondere die von Charles Perrow (1987), die näher bestimmen, welche Systemkomponenten die Unfallträchtigkeit von Großtechnologien ausmachen, arbeiten das techniktheoretische Argument aus, dass prinzipielle Grenzen technischer Sicherheit in komplexen Systemen bestehen. Gerade der Versuch, durch zusätzliche technische Systemkomponenten, Sicherheit zu schaffen, steigere Komplexität und lasse die Anfälligkeit für unerwartete Effekte wachsen (Perrow 1987, S. 108ff).[2] Implizit ist damit formuliert, dass in der Form der Infrastruktursicherung nicht nur andere Prioritäten gesetzt werden, sondern die Ebene des „engineering resilience" mit Resilienz auf der Ebene, auf der Lovins und Lovins diese ansetzen, in Widerspruch stehen kann. Bei Perrow führt der Schritt von Resilienz nicht zu einem Plädoyer für klassische Formen der Prävention, sondern zur Überlegung, in spezifischen Fällen auf „precaution" zu setzen, wenn er vorschlägt, auf strukturell zu riskante Technologien zu verzichten (Perrow 1987, S. 399-411). Insofern wird die Frage nach der Resilienz von Infrastrukturen inzwischen an generelle industriepolitische Entwicklungspfade, mithin an ökonomische und politische Machtkonflikte jenseits inkrementeller ingenieurstechnischer Lösungen,

2 Das Argument ist bei Perrow nur durch Beispiele begründet. Genauer müsste man sagen, dass es Kipppunkte technikbestimmter Steigerungsfähigkeit der Sicherheit von Einzelkomponenten wie auch eines Gesamtsystems gibt, die aber schwer zu bestimmen sind – da Aspekte wie Koppelungsform, qualitative Vielfalt der Elemente, räumliche Anordnungen und vieles mehr eine Rolle spielen.

gebunden (vgl. Pommerening 2007; Perelman 2007; Perrow 2007). Von Perrow ausgehend lässt sich noch ein zweiter Strang der Diskussion um Resilienz aufnehmen. „Normal“ sind für Perrow Katastrophen, weil Systemfehler durch die unerwartete Interaktion von vielfältigen „kleinen“ Fehlern hervorgerufen werden, die für sich genommen alle harmlos wären. Während Perrow die Gefahr systemischer Fehler betont, arbeiten unter dem Label „High Reliability Organizations“ versammelte Studien an der Frage, wie Organisationen, die, weil sie in hochriskanten Umwelten operieren oder hochriskante Systeme betreiben, nicht durch „trial and error“ lernen können, dennoch hochgradige Zuverlässigkeit erreichen (vgl. Weick und Sutcliffe 2001; Schulman et al. 2004; de Bruijne und van Eeten 2007; Potthast 2007). In die Sicherheitsdiskussion zieht damit die Diskussion um inter- und intraorganisatorische Hierarchien, Zuständigkeiten, Abstimmungen und Kommunikation, um Steuerungsformen, Führungsmuster und Operationsmodi in verschiedenen Situationen ein, es geht um die Analyse der Allokation von Ressourcen, Redundanzen, Qualifikationen, Rollen usw. – kurz: Die Frage von Resilienz bzw. „preparedness“ wird in dieser Perspektive zu einer Frage der Organisation von Arbeit.[3]

Von diesen „alternativen Lesarten“ ausgehend wäre Resilienz tendenziell als Gegenprogramm zu Prävention und „preemption“ zu lesen. Letztlich auch als Gegenprogramm dazu, „Sicherheit“ im Wesentlichen über Bedrohung und die Mobilisierung eines homogenen „Wir“ zu bestimmen. Als „breit gestreute, organisatorische, strukturelle und persönliche Stärkung subjektiver und materieller Gefüge“ – um das Zitat von Lentos und Rose nochmals aufzugreifen – wären Produktion und Ausformung von Resilienz immer schon in gesellschaftliche Konfliktkonstellationen – etwa um Industriepolitik, Entwicklungspfade, Arbeitsorganisation – eingelassen. Erweitert man das Konzept noch um die aus der Katastrophenforschung kommende Frage nach sozialer Resilienz in Notfall- und Krisensituationen, stößt man auf das Vokabular sozialer Ungleichheitsforschung: auf Fragen nach sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital (vgl. Cutter et al. 2003; Voss 2008; 2010). Resilienz wird zurückgebunden an Probleme und Themen sozio-kultureller Entwicklungsperspektiven. Resilienz ließe sich dann so lesen, dass „Engineering Resilience“ und eine Hightech-Aufrüstung im Namen der Sicherheit lediglich spezifische Taktiken wären, deren Validität, deren Kosten, deren Konflikthaftigkeit in solchen Konstellationen zu thematisieren sind.

Janus, der göttliche Wächter von Türen und Toren, der um die Zukunft weiß, wäre überflüssig geworden: Der Umgang mit Unsicherheit hätte sich in zahlreiche Praktiken verstreut, die die Frage nach dem cui bono und dem Preis von Sicher-

3 Diesen Hinweis verdanke ich einem Vortrag von Leon Hempel: Sicherheitskultur und Arbeitswandel, 2. BMBF Innovationsforum „Zivile Sicherheit“, 05.Mai 2014 Berlin.

heit immer wieder stellen. Immerhin aber ließe sich entscheiden, die Türen des Janustempels zu schließen.

Literatur

Anderson, B. (2010). Preemption, precaution, preparedness: Anticipatory action and future geographies. *Progress in Human Geography 34* (6), S. 1-22. doi: 10.1177/ 0309132510362600

Assaf, D. (2008). Models of critical information infrastructure protection. *International Journal of Critical Infrastructure Protection 1* (1), S. 6-14.

Beck, U. (1993). *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bonß, W. (2010). (Un-)Sicherheit in der Moderne. In P. Zoche, S. Kaufmann & R. Haverkamp (Hrsg.), *Zivile Sicherheit. Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken* (S. 43-69). Bielefeld: transcript.

Bröckling, U. (2012). Dispositive der Vorbeugung: Gefahrenabwehr, Resilienz, Precaution. In C. Daase, P. Offermann & V. Rauer (Hrsg.), *Sicherheitskulturen. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr* (S. 93-108). Frankfurt a. M. & New York: Campus.

Buzan, B., Wæver, O., & de Wilde, J. (1998). *Security. A New Framework for Analysis.* Boulder: Lynne Rienner.

Carpenter, S., Walker, B., Anderies, J. M., & Abel, N. (2001). From metaphor to measurement: resilience of what to what? *Ecosystems 4*, S. 765-781.

Coaffe, J., & Rogers, P. (2008). Rebordering the City for Security Challenges: From Counter-terrorism to Community Resilience. *Space and Polity 12* (1), S. 101-118.

Collier, S. J., & Lakoff, A. (2008). The vulnerability of vital systems: how 'critical infrastructure' became a security problem. In M. Dunn Cavelty & K. S. Kristensen (Hrsg.), *Securing the Homeland. Critical Infrastructure Risk, and (In)Security* (S. 17-39). London: Routledge.

Collier, S. J., & Lakoff, A. (2014). Vital Systems Security. Reflexive Biopolitics and the Government of Emergency. *Theory, Culture & Society* (3. Februar), S. 1-33. doi: 10.1177/0263276413510050

Cutter, S., Boruff, B., & Shirley, W. (2003). Social Vulnerability to Environmental Hazards. *Social Science Quarterly 84*, S. 242-261.

de Bruijne, M. & van Eeten, M. (2004). Systems that Should Have Failed. Critical Infrastructure Protection in an Institutionally Fragmented Environment. *Journal of Contingency and Crisis Management 15* (1), S. 18-29.

Dillon, M. (2007). Governing Terror: The State of Emergency of Biopolitical Emergence. *International Political Sociology 1* (1), S. 7-28.

Diprose, R., Stephenson, N., Mills, C., Kane, R. & Hawkins, G. (2008). Governing the Future: The Paradigm of Prudence in Political Technologies of Risk Management. *Security Dialogue 39*, S. 267-288.

Dombrowsky, W. R. (2010). Schutz kritischer Infrastrukturen als Grundproblem einer modernen Gesellschaft. In M. Kloepfer (Hrsg.), *Schutz kritischer Infrastrukturen* (S. 27-38). Baden-Baden: Nomos.

Dombrowsky, W. R. (2014). Sicherheitsforschung: Beiträge zu einer Bilanz. In C. Daase, S. Engert & G. Kolliarakis (Hrsg.), *Politik und Unsicherheit. Strategien in einer sich wandelnden Sicherheitskultur* (S. 295-302). Frankfurt a. M. & New York: Campus.
Dunn Cavelty, M. (2008). Like phoenix from the ashes. The Reinvention of critical infrastructure protection as distributed security. In M. Dunn Cavelty & K. S. Kristensen (Hrsg.), *Securing the Homeland. Critical Infrastructure Risk, and (In)Security* (S. 40-62). London: Routledge.
Ellebrecht, N., Jenki, M., & Kaufmann, S. (2013). Inszenierte Katastrophen: Zur Genese der Übung im Bevölkerungsschutz und ihren gegenwärtigen Formen. In L. Hempel, M. Bartels & T. Markwart (Hrsg.), *Aufbruch ins Unversicherbare. Zum Katastrophendiskurs der Gegenwart* (S. 235-275). Bielefeld: transcript.
Ewald, F. (1998). Die Rückkehr des *genius malignus*. Entwurf zu einer Philosophie der Vorbeugung. *Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis 49* (1), S. 5-23.
Groenemeyer, A. (Hrsg.). (2010). *Wege der Sicherheitsgesellschaft. Gesellschaftliche Transformationen der Konstruktion und Regulierung innerer Unsicherheiten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Groß, M., Hoffmann-Riem, H., & Krohn, W. (2005). *Realexperimente. Ökologische Gestaltungsprozesse in der Wissensgesellschaft*. Bielefeld: transcript.
Gusy, C. (2013). Resilient Societies. Staatliche Katastrophenschutzvorsorge und Selbsthilfefähigkeit der Gesellschaft. In D. Heckmann, R. P. Schenke & G. Sydow (Hrsg.), *Verfassungsstaatlichkeit im Wandel. Festschrift für Thomas Würtenberger zum 70. Geburtstag* (S. 995-1010). Berlin: Duncker & Humblot.
Habegger, B. (2008). Introduction. Risk Analysis and Management in a Dynamic Risk Landscape. In B. Habegger (Hrsg.), *International Handbook on Risk Analysis and Management. Professional Experiences* (S. 13-32). Zürich: ETH Zürich.
Hayes, B. (2009). *NeoConOpticon. The EU Security-Industrial Complex*. http://www.statewatch.org/analyses/neoconopticon-report.pdf. Zugegriffen: 13. April 2014.
Holling, C. S. (1996). Engineering Resilience versus Ecological Resilience. In P. C. Schulze (Hrsg.), *Engineering within Ecological Constraints* (S. 31-43). Washington, D.C.: The National Academies Press.
Kaufmann, S. (2011). Zivile Sicherheit. Vom Aufstieg eines Topos. In L. Hempel, S. Krasmann & U. Bröckling (Hrsg.), *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert* (S. 101-123). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Kaufmann, S. (2012). Resilienz als ‚Boundary Object'. In C. Daase, P. Offermann & V. Rauer (Hrsg.), *Sicherheitskulturen. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr* (S. 109-131). Frankfurt a. M. & New York: Campus.
Kolliariakis, G. (2013). Resilience as an Innovation Policy Objective: Blind Spots and Untapped Potential for Security Research. In M. Lauster (Hrsg.) *8th Future Security Research Conference. Berlin, September 17–19, 2013. Proceedings* (S. 107-116). Berlin: Fraunhofer Verlag.
Lentzos, F., & Rose, N. (2008). Die Unsicherheit regieren. Biologische Bedrohungen, Notfallplanung, Schutz und Resilienz in Europa. In P. Purtschert, K. Meyer & Y. Winter (Hrsg.), *Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault* (S. 75-101). Bielefeld: transcript.
Lovins, A. B., & Lovins, H. L. (1982). *Brittle power. Energy strategy for national security.* Andover: Brick House.
Massumi, B. (2007). Potential Politics and the Primacy of Preemption. *Theory & Event 10* (2). doi: 10.1353/tae.2007.0066

Opitz, S. (2008). Zwischen Sicherheitsdispositiven und Securitization: Zur Analytik illiberaler Gouvernementalität. In P. Purtschert, K. Meyer & Y. Winter (Hrsg.), *Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault* (S. 201-228). Bielefeld: transcript.

Perelman, L. J. (2007). Shifting security paradigms: Toward resilience. In CIP Program, George Mason University, School of Law (Hrsg.), *Critical thinking: Moving from infrastructure protection to infrastructure resilience* (S. 23-48). Arlington. http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.169.9384&rep=rep1&type=pdf. Zugegriffen: 16. Mai 2014.

Perrow, C. (1987). *Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt a. M. & New York: Campus.

Perrow, C. (2007). *The next catastrophe. Reducing our vulnerabilities to natural, industrial, and terrorist disasters*. Princeton: Princeton Press.

Pias, C. (2002). Der Hacker. In E. Horn, U. Bröckling & S. Kaufmann (Hrsg.), *Grenzverletzer. Figuren politischer Subversion* (S. 248-270). Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Pommerening, C. (2007). Resilience in Organizations and Systems: Background and Trajectories of an Emerging Paradigm. In CIP Program, George Mason University, School of Law (Hrsg.), *Critical thinking: Moving from infrastructure protection to infrastructure resilience* (S. 9-22). Arlington. http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?-doi=10.1.1.169.9384&rep=rep1&type=pdf. Zugegriffen: 16. Mai 2014.

Potthast, J. (2007). Netzwerk, Organisation, Panne. Moralökonomische Analysen zur Krise der Gepcäkabfertigung. In S. Kaufmann (Hrsg.), *Vernetzte Steuerung. Soziale Prozesse im Zeitalter technischer Netzwerke* (S. 109-129). Zürich: Chronos.

Riescher, G. (2013). Resilienz: Demokratietheoretische Überlegungen zu einem neuen Sicherheitskonzept. In D. Heckmann, R. P. Schenke & G. Sydow (Hrsg.), *Verfassungsstaatlichkeit im Wandel. Festschrift für Thomas Würtenberger zum 70. Geburtstag* (S. 1067-1077). Berlin: Duncker & Humblot.

Schulman, P., Roe, E., van Eeten, M., & de Bruijne, M. (2004). High Reliability and the Management of Critical Infrastructures. *Journal of Contingencies and Crisis Management 12* (1), S. 14-28.

Schwarte, B., Hiller, D., Leismann, T., & Thoma, K. (2014). Einleitung. In K. Thoma (Hrsg.), *Resilien-Tech. „Resilience-by-Design": Strategie für die technologischen Zukunftsthemen* (acatech-Studie) (S. 9-18). München: Herbert Utz.

Singelnstein, T., & Stolle, P. (2008). *Die Sicherheitsgesellschaft: Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (2. Auflage).

Symposium (1989). Risk, Safety and Capitalism. *Society 27* (1), S. 4-31.

Voss, M. (2008). The vulnerable can't speak. An integrative vulnerability approach to disaster and climate change research. *Behemoth 1* (39), S. 39-56.

Voss, M. (2010). Resilienz, Vulnerabilität und transdiziplinäre Katastrophenforschung. In A. Siedschlag (Hrsg.), *Jahrbuch für Europäische Sicherheitspolitik 2009/10* (S. 67-84). Baden-Baden: Nomos.

Weick, K. E., & Sutcliffe, K. M. (2001). *Managing the unexpected. Assuring high performance in an age of complexity*. San Francisco: Wiley.

Wiater, P. (2013). *Sicherheitspolitik zwischen Staat und Markt. Der Schutz kritischer Infrastrukturen*. Baden-Baden: Nomos.

Wildavsky, A. (1988). *Searching for Safety*. New Brunswick & London: Transaction Books.

Wooton, A. B., & Davey, C. L. (2013). *Whose resilience is it anyway?* http://www.sicherheitspolitik-blog.de/2013/05/10/resilienz-davey-wootton/. Zugegriffen: 16. Mai 2014.

Autorinnen und Autoren

Balgar, Karsten, Dipl.-Soz., Mitarbeiter im Projekt „Alpine Naturgefahren im Klimawandel" an der Katastrophenforschungsstelle, Außenstelle des Instituts für Ethnologie der Freien Universität Berlin. *Arbeitsschwerpunkte*: Wissens- und Kultursoziologie, Stadt- und Regionalsoziologie, sozialwissenschaftliche Klimawandelforschung, Vulnerabilität und Resilienz, soziale Innovationsforschung. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Local Constructions of Vulnerability and Resilience in the Context of Climate Change. Social Sciences 3 (2014), S. 142-159 (mit G. B. Christmann & N. Mahlkow); Klimawandel als soziale Konstruktion? Über unterschiedliche Wahrnehmungsweisen zukünftiger Klimarisiken in Küstenregionen. Zeitschrift für Zukunftsforschung 2 (2012), S. 20-35 (mit G. B. Christmann, T. Heimann & N. Mahlkow); Zur „Verortung" von Social Entrepreneurship. In P. Jähnke, G. Christmann & K. Balgar (Hrsg.), Social Entrepreneurship. Perspektiven für die Raumentwicklung (S. 87-100). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011. *E-Mail-Adresse*: Karsten.Balgar@fu-berlin.de

Bonß, Wolfgang, Prof. Dr., Professor für Allgemeine Soziologie an der Fakultät für Staats- und Sozialwissenschaften der Universität der Bundeswehr München, Mitglied im Beirat des „Forschungsforums öffentliche Sicherheit", Sprecher des Forschungszentrums „RISK" an der Universität der Bundeswehr München. *Arbeitsschwerpunkte*: Modernisierungsforschung, Unsicherheits- und Risikoforschung, Wissenschafts- und Verwendungsforschung, Soziologie der Arbeit und Arbeitslosigkeit. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Risiken und symbolische Politik: Anmerkungen zu einem Konzept und seiner Bedeutung für die Luftsicherheit. In L. Gerhold & J. Schiller (Hrsg.), Perspektiven der Sicherheitsforschung. Beiträge aus dem Forschungsforum Öffentliche Sicherheit (S. 41-55). Berlin: Lang Verlag 2012 (mit K. Wagner); Für eine neue Kultur der Unsicherheit. In K. Steinmüller, L. Gerhold & M.-L. Beck (Hrsg.), Sicherheit 2025 (= Forschungsforum Öffentliche Sicherheit

M. Endreß, A. Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen*,
DOI 10.1007/978-3-658-05999-6, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Schriftenreihe Sicherheit Nr. 10, http://www.sicherheit-forschung.de/ schriftenreihe/sr_v_v/sr_10.pdf.) (S. 100-107). Berlin: FU Berlin 2012; Unsicherheit als Problem der Moderne. In H. Münkler, M. Bohlender & S. Meurer (Hrsg.), Handeln unter Risiko: Gestaltungsansätze zwischen Wagnis und Vorsorge (S. 33-64). Bielefeld: transcript 2010; Berechenbarkeit und Vertrauen. Zur Herstellung von Sicherheit in der Risikogesellschaft. In H. Koch & A. Willigmann (Hrsg.), Großschäden – Complex Damages. Rechtliche und alternative Regulierungsstrategien im In- und Ausland (S. 47-68). Baden-Baden: Nomos 1998; Vom Risiko. Ungewißheit und Unsicherheit in der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition 1995. *E-Mail-Adresse*: bonss@online.de

Boost, Marie, Dipl.-Soziologin, Mitarbeiterin am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg und im EU-Projekt RESCuE – Patterns of Resilience among Households during Socioeconomic Crises in Europe. *Arbeitsschwerpunkte*: Arbeitslosigkeit, Vulnerabilität und Resilienz, Resilienz in sozioökonomischen Krisen. *E-Mail-Adresse*: marie.boost@iab.de

Christmann, Gabriela B., Prof. Dr., Leiterin der Forschungsabteilung „Kommunikations- und Wissensdynamiken im Raum" am Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung in Erkner, außerplanmäßige Professorin für Raum-, Wissens- und Kommunikationssoziologie an der Technischen Universität Berlin. *Arbeitsschwerpunkte*: Wissens- und Kultursoziologie, Stadt- und Regionalsoziologie, sozialwissenschaftliche Klimawandelforschung, Vulnerabilität und Resilienz, qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Social Entrepreneurs on the Periphery: Uncovering Emerging Pioneers of Regional Development. disP 196 (2014), S. 43-55; Local Constructions of Vulnerability and Resilience in the Context of Climate Change. Social Sciences 3 (2014), S. 142-159 (mit K. Balgar & N. Mahlkow); Belonging and Home: The Perspective of Urban Pioneers in Disadvantaged Neighborhoods. In M. Kusenbach & K. E. Paulsen (Hrsg.), Home: international perspectives on culture, identity, and belonging (S. 269-291). Frankfurt a. M.: PL Acad. Research 2013; Understanding Hurricane Vulnerability. Lessons from Mobile Home Communities. In N. Kapucu, C. V. Hawkins & F. I. Rivera (Hrsg.), Disaster Resiliency. Interdisciplinary Perspectives (S. 61-82). London u. a.: Routledge 2013 (mit M. Kusenbach); Vulnerability and Resilience in a Socio-Spatial Perspective. A Social-Scientific Approach. Raumforschung und Raumordnung 70 (2012), S. 259-272 (mit O. Ibert). *E-Mail-Adresse*: christmann@irs-net.de

Endreß, Martin, Prof. Dr., Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Trier, Editor-in-Chief von „Human Studies. A Journal for Philosophy and the Social

Sciences“, Sprecher der Sektion „Politische Soziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Mitherausgeber von „ZYKLOS. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie“. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziologische Theorie, Politische Soziologie, Wissenssoziologie, Soziologie des Vertrauens. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Interpretive Sociologies and Traditions of Hermeneutics (S. 33-54). In M. Staudigl & G. Berguno (Hrsg.), Schutzian Phenomenology and Hermeneutic Traditions. Dordrecht: Springer 2014; Grundlagenprobleme einer Soziologie der Gewalt (S. 87-113). In M. Staudigl (Hrsg.), Gesichter der Gewalt. Beiträge aus phänomenologischer Sicht. München: Fink 2014; (Hrsg.). Violence – Phenomenological Contributions. Special Issue, Human Studies 36. Dordrecht: Springer 2013 (mit B. Rampp); (Hrsg.). Wissen und soziale Ungleichheit. Weinheim & Basel: Beltz Juventa 2013 (mit O. Berli); (Hrsg.). Herausforderungen der Modernität. Würzburg: Echter 2013 (mit H.-J. Höhn, T. M. Schmidt & O. Wiertz); Zur Struktur von „Grundvertrauen“ und der Vertrauenssignatur in Gegenwartsgesellschaften (S. 115-144). In I. Dalferth & S. Peng-Keller (Hrsg.), Grundvertrauen – Hermeneutik eines Grenzphänomens. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2012; Soziologische Theorien kompakt. München & Wien: Oldenbourg 2012, 2., aktual. Aufl. 2013. *E-Mail-Adresse*: endress@uni-trier.de

Fleming, Crystal M., PhD, Juniorprofessorin an der SUNY, Stony Brook, NY. *Arbeitsschwerpunkte*: subjektive und kollektive Identitätskonstruktionen, kollektives Gedächtnis, ethno-soziale Grenzziehungsprozesse, symbolischer Interaktionismus, Queer-Feministische Studien, Sozialpsychologie. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Responses to Discrimination and Social Resilience Under Neoliberalism: The United States Compared. In P. Hall & M. Lamont (Hrsg.), Social Resilience in the Neo-Liberal Age (S. 129-157). Cambridge: Cambridge University Press 2013 (mit M. Lamont & J. S. Welburn); White Cruelty or Republican Sins? Competing Frames of Stigma Reversal in French Commemorations of Slavery. Ethnic and Racial Studies 35 (2012), S. 448-505; Varieties of Responses to Stigmatization: Macro, Meso, and Micro Dimensions. Du Bois Review: Social Science Research on Race 9 (2012), S. 43-49 (mit M. Lamont & J. S. Welburn); African Americans Respond to Stigmatization: The Meanings and Salience of Confronting, Deflecting Conflict, Educating the Ignorant and „Managing The Self“. Ethnic and Racial Studies 35 (2012), S. 400-417 (mit M. Lamont & J. S. Welburn); The Educational Experiences of Caribbeans in France. In K. Freeman, E. Johnson & K. S. Sealey (Hrsg.), Education in the Black Diaspora (S. 79-98). London & New York: Routledge 2011; Academic Conferences and the Making of Philosophical Knowledge. In C. Camic, N. Gross & M. Lamont (Hrsg.), Social Knowledge in the Making. Chicago: University of Chicago Press 2011 (mit N. Gross). *E-Mail-Adresse*: crystal.fleming@stonybrook.edu

Ibert, Oliver, Prof. Dr., Leiter der Forschungsabteilung „Dynamiken von Wirtschaftsräumen" am Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner, Professor für Wirtschaftsgeographie am Institut für Geographische Wissenschaften an der Freien Universität Berlin. *Arbeitsschwerpunkte*: Geographien von Wissenspraktiken, Innovations- und Kreativprozessen in Ökonomie und räumlicher Planung, Vulnerabilität und Resilienz aus sozio-räumlicher Perspektive. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Produktive Differenzen. Eine dynamische Netzwerkanalyse von Innovationsprozessen. Bielefeld: transcript 2014 (mit F. C. Müller & A. Stein); Distance as asset? Knowledge collaboration in hybrid virtual communities. In Journal of Economic Geography 14 (2014), S. 97-12 (mit G. Grabher); Once you are in you might need to get out: Adaptation and adaptability in volatile labor markets – the case of musical actors. Social Sciences 3 (2014), S. 1-23 (http://www.mdpi.com/2076-0760/3/1/1) (mit S. Schmidt); Vulnerability and Resilience in a Socio-Spatial Perspective. A Social-Scientific Approach. Raumforschung und Raumordnung 70 (2012), S. 259-272 (mit G. B. Christmann); (Hrsg.). Räume der Wissensarbeit. Zur Funktion von Nähe und Distanz in der Wissensökonomie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011 (mit H. J. Kujath). *E-Mail-Adresse*: ibert@irs-net.de

Imbusch, Peter, Prof. Dr., Professor für Politische Soziologie an der Bergischen Universität Wuppertal. *Arbeitsschwerpunkte*: Phänomene von Macht und Herrschaft, Ungleichheit und soziale Konflikte, Gewaltforschung. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: (Hrsg.). Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien und Konzeptionen. Wiesbaden: Springer VS 2012, 2., aktual. Aufl. 2013; (Hrsg.). Desintegrationsdynamiken. Integrationsmechanismen auf dem Prüfstand. Wiesbaden: Springer VS 2012 (mit W. Heitmeyer); Violence Research in Latin America and the Caribbean. International Journal of Conflict and Violence 5 (2011), S. 87-154; Contradictions of Social Responsibility – German Business Elites and Globalization. In M. Wenzel, S. Costa & H. Brunkhorst (Hrsg.), Contemporary Perspectives on Justice (S. 203-226). München & Mering: Hampp 2010. *E-Mail-Adresse*: pimbusch@uni-wuppertal.de

Kaufmann, Stefan, Dr., Außerplanmäßiger Professor an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wissenschaftlicher Geschäftsführer des Centre for Security and Society der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. *Arbeitsschwerpunkte*: Politische Soziologie, Sicherheitsforschung, Militär- bzw. Kriegssoziologie, Techniksoziologie. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: (Hrsg.) Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: Metzler 2014 (mit N. Werber & L. Koch); (Hrsg.).

Organisationen und Experten des Notfalls. Zum Wandel von Technik und Kultur bei Feuerwehr und Rettungsdiensten. Münster z. B.: LIT Verlag 2014 (mit M. Jenki & N. Ellebrecht); Inszenierte Katastrophen. Zur Genese der Übung im Bevölkerungsschutz und ihre gegenwärtige Formen. In L. Hempel, M. Bartels & T. Markwart (Hrsg.), Aufbruch ins Unversicherbare. Zum Katastrophendiskurs der Gegenwart (S. 235-275). Bielefeld: transcript 2013 (mit N. Ellebrecht & M. Jenki); Vulnerabilität und Resilienz. Zum Wandern von Ideen in der Umwelt- und Sicherheitsdiskussion. In R. von Detten, F. Faber & M. Bemmann (Hrsg.), Unberechenbare Umwelt. Zum Umgang mit Unsicherheit und Nicht-Wissen (S. 91-120). Wiesbaden: Springer VS 2013 (mit S. Blum); Governing (In)Security. The Rise of Resilience. In H.-H. Gander, W. Perron, R. Poscher, G. Riescher & T. Würtenberger (Hrsg.), Resilienz in der offenen Gesellschaft. Symposium des Centre for Security and Society (S. 235-257). Baden-Baden: Nomos 2012 (mit S. Blum); Resilienz als ‚Boundary Object'. In C. Daase, P. Offermann & V. Rauer (Hrsg.), Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr (S. 109-131), Frankfurt a. M.: Campus 2012; (Hrsg.). Zivile Sicherheit. Gesellschaftliche Dimensionen gegenwärtiger Sicherheitspolitiken. Bielefeld: transcript 2011 (mit P. Zoche & R. Haverkamp); Soziologische Theorien. Paderborn: Fink UTB 2009 (mit L. Gertenbach, H. Kahlert, H. Rosa & C. Weinbuch). *E-Mail-Adresse*: stefan.kaufmann@soziologie.uni-freiburg.de

Keck, Markus, Dr., Geographisches Institut, Universität Göttingen. *Arbeitsschwerpunkte*: Urbanisierung und Megastädte, Nahrungsversorgung und Ernährung, Konflikte und organisierte Gewalt, qualitative Sozialforschung, Südasien. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Navigating Real Markets. The Economic Resilience of Food Wholesale Traders in Dhaka, Bangladesh. Stuttgart: Franz Steiner 2014 (in Vorbereitung); What is social resilience? Lessons learned and ways forward. Erdkunde 67 (2013), S. 5-19 (mit P. Sahdapolrak); Resilience refused. Wasted potentials for improving food security in Dhaka. Erdkunde 67 (2013), S. 75-91 (mit B. Etzold); Urban food security and health status of the poor in Dhaka, Bangladesh (S. 301-319). In A. Krämer et al. (Hrsg.), Health in megacities and urban areas. Heidelberg: Springer 2011 (mit W.-P. Zingel, B. Etzold & H.-G. Bohle); Informality as agency. Negotiating food security in Dhaka. Die Erde 140 (2009), S. 3-24 (mit B. Etzold, H.-G. Bohle & W.-P. Zingel). *E-Mail-Adresse*: markus.keck@geo.uni-goettingen.de

Lamont, Michèle, Prof. PhD, Robert I. Goldman Professur für Europastudien, Professorin für Soziologie und Afrika- und Afroamerikanische Studien an der Universität Harvard, Mitglied des kanadischen Forschungsinstituts für Advanced Research (CIFAR), wo sie das Programm für „Successful Socities" mitleitet. *Arbeitsschwerpunkte*: kulturelle Dimensionen von Ungleichheit, Transformationsprozesse

ethnischer Grenzziehungen, alltäglicher Umgang mit Stigmatisierung, Professionalisierungsstrategien im akademischen Feld, Evaluationsprozesse. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Reflections inspired by Ethnic Boundary Making: Institutions, Power, Networks by Andreas Wimmer. Ethnic and Racial Studies 37 (2014), S. 814-819; What is Missing? Cultural Processes and Causal Pathways to Inequality. Socio-Economic Review 12 (2014), S. 1-36; Methodological Pluralism and the Possibilities and Limits of Interviewing. Qualitative Sociology 37 (2014), S. 153-171; Valuation Studies? Our Collective Two Cents. Valuation Studies 1 (2013), S. 11-30; Revisiting How Professors Think across National and Occupational Contexts. Papers: revista de sociologia 98 (2013), S. 587-591; (Hrsg.). Social Resilience in the Neoliberal Era. Cambridge: Cambridge University Press 2013 (mit P. A. Hall); (Hrsg.). Social Knowledge in the Making. Chicago: University of Chicago Press 2011 (mit C. Camic, N. Gross); (Hrsg.). Successful Societies. How Institutions and Culture Affect Health. Cambridge: Cambridge University Press 2009 (mit P. A. Hall). How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement. Cambridge: Harvard University Press 2009. *E-Mail-Adresse*: mlamont@wjh.harvard.edu

Mahlkow, Nicole, Dipl.-Pol., Mitarbeiterin im Projekt „Urban Climate and Heat Stress in Mid-Latitude Cities in the View of Climate Change“ am Forschungszentrum für Umweltpolitik der Freien Universität Berlin. *Arbeitsschwerpunkte*: Stadt- und Regionalentwicklung, Governanceforschung, Diskursanalyse, sozialwissenschaftliche Klimawandelforschung. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Local Constructions of Vulnerability and Resilience in the Context of Climate Change. Social Sciences 3 (2014), S. 142-159 (mit G. B. Christmann & K. Balgar); Klimawandel als soziale Konstruktion? Über unterschiedliche Wahrnehmungsweisen zukünftiger Klimarisiken in Küstenregionen. Zeitschrift für Zukunftsforschung 2 (2012), S. 20-35 (mit G. B. Christmann, T. Heimann & K. Balgar); Kommunen im innerdeutschen Einheitsprozess. Ihre kulturpolitische Rolle. Kulturpolitische Mitteilungen 132 (2011), S. 78-79 (mit G. Mahnken). *E-Mail-Adresse*: mahlkow@zedat.fu-berlin.de

Maurer, Andrea, Prof. Dr., Professorin für Soziologie an der Universität Trier. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziologische Theoriebildung, Wirtschaftssoziologie, Neue Institutionentheorie und -analyse. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Handlungstheorien und Menschenbilder in der Soziologie. zfwu 14 (2013), S. 237-258; „Social Embeddedness“ Viewed from an Institutional Perspective. Revision of a Core Principle of New Economic Sociology with Special Regard to Max Weber. Polish Sociological Review 180 (2012), S. 475-496; Erklärende Soziologie. Grundlagen, Vertreter und Anwendungsfelder eines soziologischen Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010 (mit M. Schmid); (Hrsg.).

Handbuch der Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008. *E-Mail-Adresse*: andrea.maurer@uni-trier.de

Meier, Lars, Dr., Mitarbeiter am Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung und im EU-Projekt RESCuE – Patterns of Resilience among Households during Socioeconomic Crises in Europe. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziale und räumliche Transformationen, soziale Ungleichheit und Diversität, Armut und Resilienz, qualitative Methoden der Sozialforschung. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: (Hrsg.). Migrant Professionals in the City – Local Encounters, Identities, and Inequalities. Routledge Advances in Sociology Series. New York: Routledge 2014; Everyone knew everyone: Diversity, community memory and a new established outsider figuration. Identities – Global Studies in Culture and Power 20 (2013), S. 455-470; Encounters with haunted industrial workplaces and emotions of loss – Class related senses of place within the memories of metalworkers. Cultural Geographies 20 (2013), S. 467-483; „I am now a nobody" – Transformations of home and senses of belonging in the life narrative of a migrant worker in the industrial sector in Nuremberg. In K. Walsh & L. Näre (Hrsg.), Transnational Migration and Home in Older Age. New York: Routledge 2014 (im Erscheinen). *E-Mail-Adresse*: Lars.Meier@iab.de

Nessel, Sebastian, M.A., Universitätsassistent am Institut für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz. *Arbeitsschwerpunkte*: Wirtschafts-, Konsum- und Organisationssoziologie, Soziologie sozialer Bewegungen. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: (Hrsg.). Entfesselte Finanzmärkte. Soziologische Analysen des modernen Kapitalismus. Frankfurt a. M.: Campus 2012 (mit K. Kraemer); Ethisches Investment, Islamic Finance und politische Fonds. Eine Analyse multipler Entscheidungsrationalitäten auf Finanzmärkten. In K. Kraemer & S. Nessel (Hrsg.), Entfesselte Finanzmärkte. Soziologische Analysen des modernen Kapitalismus (S. 281-308). Frankfurt a. M.: Campus 2012; Kapitalismus und Gender. Eine Auseinandersetzung mit der kapitalismuskritischen Intersektionalitätsforschung. Berliner Journal für Soziologie 22 (2012), S. 29-52 (mit K. Kraemer & P. Korom); Der Lebensmittelmarkt als soziales Feld. Theoretische Erweiterungen der Feldanalyse zur Untersuchung von Märkten. In S. Bernhard & C. Schmidt-Wellenburg (Hrsg.), Feldanalyse als Forschungsprogramm. Bd. 2: Gegenstandsbezogene Theoriebildung (S. 59-81). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012; Abwanderung von Märkten. Konsumentenpraxis und der Wandel des Musikmarktes. Leviathan 39 (2011), S. 541-565 (mit K. Kraemer). *E-Mail-Adresse*: sebastian.nessel@uni-graz.at

Promberger, Markus, PD Dr., Leiter des Forschungsbereichs „Erwerbslosigkeit und Teilhabe" am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg,

Privatdozent am Institut für Soziologie der Universität Erlangen, Koordinator des EU-Projekts RESCuE – Patterns of Resilience among Households during Socioeconomic Crises in Europe Erlangen. *Arbeitsschwerpunkte*: Arbeits- und Arbeitsmarktsoziologie, Armuts- und Sozialpolitikforschung, Sozialgeschichte und Gesellschaftstheorie. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Mythos der Vollbeschäftigung und Arbeitsmarkt der Zukunft. Aus Politik und Zeitgeschichte 62 (14-15) (2012), S. 30-38; Topographie der Leiharbeit. Flexibilität und Prekarität einer atypischen Beschäftigungsform (Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung 146). Berlin: edition sigma 2012; Typenbildung mit quantitativen und qualitativen Daten – methodologische Überlegungen. IAB-Discussion Paper 12/2011, Nürnberg, 25 S.; Hartz IV im sechsten Jahr. Aus Politik und Zeitgeschichte 60 (48) (2010), S. 10-17; Beschäftigungsfähigkeit, Arbeitsvermögen und Arbeitslosigkeit. WSI-Mitteilungen 61 (2008), S. 70-76 (mit U. Wenzel, S. Pfeiffer, A. Hacket & A. Hirseland). *E-Mail-Adresse*: markus.promberger@iab.de

Rampp, Benjamin, Dr., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Allgemeine Soziologie an der Universität Trier. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziologische Theorie, Politische Soziologie, Soziologie der Sicherheit, Soziologie des Vertrauens. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Zum Konzept der Sicherheit. In R. Ammicht Quinn (Hrsg.), Sicherheitsethik (S. 51-61). Wiesbaden: Springer VS 2014; Ethik und Sicherheitstechnik. Eine Handreichung. In R. Ammicht Quinn (Hrsg.), Sicherheitsethik (S. 277-296). Wiesbaden: Springer VS 2014 (mit R. Ammicht Quinn, M. Nagenborg & A. Wolkenstein); (Hrsg.). Violence – Phenomenological Contributions. Special Issue, Human Studies 36. Dordrecht: Springer 2013 (mit M. Endreß); Vertrauen in der Sicherheitsgesellschaft. In G. Banse (Hrsg.), Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften (S. 145-160). Berlin: trafo 2013 (mit M. Endreß); Insecurity by Impreciseness. Towards a Specific Concept of Security. In A. Plaw (Hrsg.), The Metamorphosis of War (S. 73-97). Amsterdam & New York: Rodopi 2012; „It'll turn your heart black you can trust": Angst, Sicherheit und Ethik. Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung 78 (2009), S. 136-149 (mit R. Ammicht Quinn). *E-Mail-Adresse*: rampp@uni-trier.de

Schmid, Michael, Prof. Dr., em. Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität der Bundeswehr München. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziologische Theorie, Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: (Hrsg.). Korruption als Ordnung zweiter Art. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011 (mit B. P. Priddat); Erklärende Soziologie. Grundlagen, Vertreter und Anwendungsfelder eines Soziologischen Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010 (mit A. Maurer); Die Logik

mechanismischer Erklärungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006; Rationales Handeln und soziale Prozesse. Beiträge zur soziologischen Theoriebildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004. *E-Mail-Adresse*: dr.michael.schmid@t-online.de

Schmidt, Suntje, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin und stellvertretende Abteilungsleiterin in der IRS-Forschungsabteilung „Dynamiken von Wirtschaftsräumen". *Arbeitsschwerpunkte*: Räumlichkeit von Wissen, Wissensgenerierung, Wissensteilhabe und von Innovationsprozessen, volatile Arbeitsmärkte, inter-regionales Lernen, raum-zeitliche Dynamiken in der Kreativwirtschaft. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Once you are in you might need to get out: Adaptation and adaptability in volatile labor markets – the case of musical actors. Social Sciences 3 (2014), S. 1-23 (mit O. Ibert) (http://www.mdpi.com/2076-0760/3/1/1); Innovations- und Kreativlabs in Berlin – eine Bestandsaufnahme. Räume und Events als Schnittstellen von Innovation und Kreativität. Berlin: Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Forschung 2013 (mit S. Brinkhoff & V. Brinks); Acting on multiple stages. How musical actors construct their labour-market vulnerability and resilience. Raumforschung und Raumordnung 70 (2012), S. 349-361 (mit O. Ibert); Universities as knowledge nodes in open innovation systems. In R. Capello, A. Olechnicka & G. Gorzelak (Hrsg.), Universities, Cities and Regions. Loci for Knowledge and Innovation Creation (S. 82-98). London & New York: Routledge 2012; Wissensspillover in der Wissensökonomie: Kanäle, Effekte und räumliche Ausprägungen. Münster: LIT 2012. *E-Mail-Adresse*: SchmidtS@irs-net.de

Sowa, Frank, Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg. *Arbeitsschwerpunkte*: ethnografische Arbeitsverwaltungsforschung, Beratung und Vermittlung im Wohlfahrtsstaat, atypische Beschäftigung in post-industriellen Gesellschaften, Globalisierung von Sozialpolitik. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Accounting in der Arbeitsverwaltung: Vermittlungsfachkräfte zwischen Steuerungsimperativen und autonomem Vermittlungshandeln. Zeitschrift für Sozialreform 60 (2014) (mit R. Staples) (im Erscheinen); Im Dreieck der Arbeitsvermittlung. Agenturen für Arbeit zwischen Arbeitgeber-, Arbeitnehmer- oder Prozessorientierung. der moderne staat – Zeitschrift für Public Policy, Recht und Management 7 (2014), S. 215-235 (mit S. Theuer); Kalaalimernit: the Greenlandic taste for local foods in a globalised world. Polar Record, FirstView Articles (2014); Indigene Völker in der Weltgesellschaft. Die kulturelle Identität der grönländischen Inuit im Spannungsfeld von Natur und Kultur. Bielefeld: transcript 2014; Die Konstruktion von Indigenität am Beispiel des internationalen Walfanges: Grönländische und japanische Walfänger im Streben nach Anerkennung. An-

thropos – Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde 108 (2013), S. 445-462. *Homepage*: http://frank-sowa.de/. *E-Mail-Adresse*: frank.sowa@iab.de

Welburn, Jessica S., Postdoc-Stipendiatin an der Universität Michigan. *Forschungsschwerpunkte*: Ethnizität, Kultursoziologie, Familiensoziologie, qualitative Sozialforschung. *Ausgewählte aktuelle Veröffentlichungen*: Responses to Discrimination and Social Resilience Under Neoliberalism: The United States Compared. In P. A. Hall & M. Lamont (Hrsg.), Social Resilience in the Neo-Liberal Age (S. 129-158). Cambridge: Cambridge University Press 2013 (mit M. Lamont & C. Fleming); African Americans Respond to Stigmatization: The Meanings and Salience of Confronting, Deflecting Conflict, Educating the Ignorant and „Managing The Self". Ethnic and Racial Studies 35 (2012), S. 400-417 (mit M. Lamont & C. Fleming); Stop Blaming ‚The Man': Perceptions of Inequality and Opportunities for Success in the Obama Era Among Middle Class African-American. Ethics and Racial Studies 35 (2012), S. 523-40; Varieties of Responses to Stigmatization: Macro, Meso, and Micro Dimensions. Du Bois Review: Social Science Research on Race 9 (2012), S. 43-49 (mit M. Lamont & C. Fleming). *E-Mail-Adresse*: jwelburn@umich.edu